

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg

Die Kunstdenkmäler des Kreises Prenzlau

Blunck, Erich Blunck, Erich

Berlin, 1921

Stadt Prenzlau.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8978

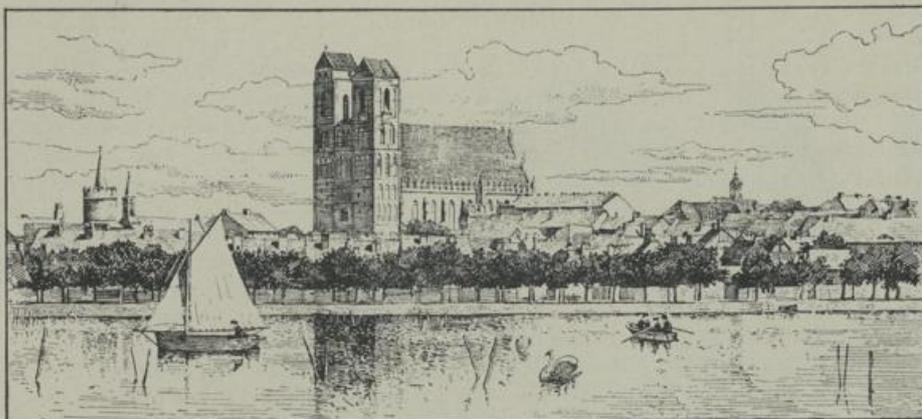


Abb. 118. Prenzlau. Ansicht des mittleren Stadtteiles vom See aus.

Stadt Prenzlau.

20 605 Einwohner (i. J. 1919), 6863 ha.

Geschichtliche Quellen.

I. Archivalien.

Der Schatz an Urkunden ist verhältnismäßig groß; außer Brandenburg und Frankfurt a. O. besitzt keine andere Stadt der Provinz ein so reichhaltiges Archiv wie das Rathaus von Prenzlau mit seinen weit über 200 zumeist mittelalterlichen Dokumenten. Urkunden aus der Zeit von 1187—1235 liegen im Stettiner Staatsarchiv; einige kirchliche Urkunden kamen nach der Reformation nach Berlin und ruhen heute im Geheimen Staatsarchiv. Von der Mitte des 16. Jahrh. an treten die Akten im Prenzlauer Rathaus als geschichtliche Quellen gegenüber den Urkunden, die mehr und mehr lediglich Bestätigungen, sog. „Konfirmationen“ sind, in den Vordergrund. Zu den Schoßkatastern, Kammereirechnungen, Protokollbüchern und Bürgerlisten, die von etwa 1550 an vorliegen, sowie den kirchlichen Visitationsrezessen von 1543 bis 1688 treten seit dem 30 jährigen Krieg Verwaltungsakten, z. B. „Akta wegen Bau des Rathauses“ von 1717—1731. — Alle diese Archivalien haben dank den feuerfesten mittelalterlichen Gewölben des Rathauses niemals unter Feuer gelitten. — Viele Akten birgt ferner das Geheimen Staatsarchiv: Materialien und Ausarbeitungen des Prof. Bedmann, Rep. 92 (V. E.), eine unschätzbare Quelle für Topographie und Kunstgeschichte besonders vom 16. bis zur Mitte des 18. Jahrh. Über die Leiden des 30 jährigen Krieges vgl. Akten Rep. 21, 116/7 sowie Rep. 54: Annalistische Chronik der Stadt vom 16. Jahrh. an. In Rep. 16, „Provinz Brandenburg“, zwei gut ausgeführte Stadtpläne aus dem Anfang des 18. Jahrh. sowie Urkundenabschriften von 1223—1717. Im Museum zu Prenzlau „Feuerkatastrum“ von 1718. Im Pfarrarchiv der Sabinenkirche „Mikrochronikon“ von Süring; im Pfarrarchiv der Marienkirche Kirchenbuch von 1625 an, Abschriften von Urkunden betr. Patronat von 1299 an.

II. Literatur.

Die Prenzlauer Urkunden aus der Zeit von 1234—1583 wurden von N i e d e l im XXI. Bd. seines Codex diplomaticus Brandenburgensis im großen und ganzen zuverlässig auf S. 87—447 zum Abdruck gebracht, freilich bei weitem nicht vollständig, da manche Urkunden des Geheimen Staatsarchivs und vornehmlich des Prenzlauer Stadtarchivs fehlen. Besonders wertvoll ist der N i e d e l'sche Index wegen der Zusammenstellung über die Nennung der Stadt in den

Urkunden der anderen Bände des Kodex. Über die von pommerschen Herzögen und Bischöfen ausgestellten Urkunden des 12. Jahrh. vgl. Pommersches Urkundenbuch, Bd. I, 1. Abteilung (1878). — Bis zur Zeit des 30 jährigen Krieges sind wir auf die allgemeinen Chroniken von Brandenburg und auch Pommern angewiesen. Die Chronisten Angelus, Entzelt, Kanow, Leutinger, der von Prenzlau als „urbs pulcherrima“ spricht, Micraelius und Zwanziger gedenken vielfach der Stadt. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. trat als erster Lokalhistoriker der Pastor Christoph Süring auf, dessen handschriftliche, etwa bis 1653 reichende Chronik besonders für das 17. Jahrh. unschätzbar ist. In seine Fußtapfen trat um 1785 der Senator Johann Samuel Seck. Sein Versuch einer Geschichte der udermärkischen Hauptstadt (2 Teile, 492 und 202 Seiten) ist eine fleißige, von warmer Heimatsliebe erfüllte Arbeit, wertvoll auch durch den Urkundenanhang; am wenigsten genügen wissenschaftlichen Anforderungen die kritischen Eingangskapitel über die Entstehung der Stadt sowie die in allzu kindlich-naivem Ton gehaltenen Schlußkapitel. Vortreffliche statistisch-geschichtliche Abschnitte über P. bieten die bekannten Werke von Bratring (1805), Berghaus (1856) und besonders Fidiuin.

In neuerer Zeit hat der Udermärkische Museums- und Geschichtsverein viel für die Erforschung der Stadtgeschichte geleistet. Aus seinen „Mitteilungen“ seien Aufsätze von Dobbert, der auch eine kleine, volltümlich gehaltene Geschichte der Stadt 1913 herausgab, erwähnt; ferner behandelt Wahrfeld die ältesten Münzen der Stadt, Passow die Prenzlauer Heiligen, Ohle die Hexen, Schwarz die Kultur im 16. Jahrh., Wolffgram Huldigungen, Blankenberg die Franzosenzeit 1806/08. Über die Entwicklung des Verkehrs, Neubauten aus der 2. Hälfte des 19. Jahrh., berichtet Ziegler, „Prenzlau, die ehemalige Hauptstadt der Udermark“ (1886). Die rechtliche Entwicklung erläutert mehrfach Emil Schwarz im „Udermärker“ (Beilage zur Prenzlauer Zeitung), z. B. im Februar 1907; über die Geschichte des Gymnasiums unterrichtet die Festschrift von 1893. — Über die Wappen vgl. Hupp, „Wappen und Siegel der deutschen Städte“, 1. Bd. — Den Namen hat Meinke als pzemyslaw = von rechtem Ruhm (vgl. Przemysl in Galizien) gedeutet.

Geschichte.

Die ersten Anfänge im 12. Jahrhundert.

Die Lage der Stadt Prenzlau ist durch die Natur sehr begünstigt; fruchtbarer Ackerboden, ein schöner, fischreicher See, fließendes, zum Mühlenbetrieb und in früherer Zeit auch zur Schifffahrt sehr geeignetes Wasser und ein gutes Klima — alle diese Vorzüge vereinigten sich, um von früh auf Ansiedler zur Festsetzung anzulocken. Dazu kam, daß sich hier verschiedene Straßen kreuzten, von denen besonders der von der Ostsee zur mittleren Elbe führende Weg als uralte angesprochen werden darf. Aus vorgeschichtlichen Funden ergibt sich, daß die Gemarkung früh zur Ansiedlung benutzt wurde, auch der „Kieβ“ weist auf einen slawischen Fischerort hin. — Der Chronist Süring, der nach dem 30 jährigen Krieg sein „Mikrochronikon“ schrieb, hat die Gründung der Stadt mit dem um 1125 lebenden Fürsten Primislaus, der ihr auch seinen Namen gegeben haben soll, in Zusammenhang gebracht. Doch wohl ohne Grund! Freilich, die ersten Anfänge der Stadt lassen sich bis in das 12. Jahrhundert zurückverfolgen. Um 1128 hatte sich auf Drängen des Polenkönigs hin der Pommernherzog, zu dessen Machtbereich die gesamte Udermark gehörte, und mit ihm seine Hauptstadt Stettin dem Christentum angeschlossen. Ein viel begangener Weg, in einer Urkunde von 1237 Königstraße (via regia) genannt, führte von Stettin in südwestlicher Richtung, bei Lökönig die Randow überschreitend, auf die untere Elbe zu. An der Stelle, wo sich

die heutige Stadt Prenzlau erhebt, bot sich ein bequemer Übergang über die damals sicherlich viel breitere, noch wenig versumpfte Ufer. Man kann verstehen, daß gerade hier die pommerschen Herzöge eine Feste zum Schutz der Übergangsstelle und des sich bald entwickelnden Handelsverkehrs anlegten. Vermutlich hat sich ihre alte Burg dort erhoben, wo heute in ziemlicher Höhe über dem Nordende des Ufersees der Pfarrhof der Nikolai-Kirche liegt. Wie ein Blick auf die geologische Karte lehrt, wuchs diese älteste Siedlung auf dem höheren, diluvialen Boden empor. Die Neustadt, in Tale das Uferstromes und



Abb. 119.
Siegel an der Urkunde des Herzogs Barnim von 1234.
Umschrift: . . illustris dux Pomeranie.
(Prenzlau, Stadtarchiv.)

der südwärts ziehenden Seenkette, liegt dagegen niedrig und in sumpfigem Gelände. Zogen also Feinde von Süden oder Westen aus heran, so war es nicht allzu schwierig, den Westrand des diluvialen Geländes zu verteidigen, umsomehr, als unmittelbar im Norden der heutigen Stadt sowie auch, freilich in einiger Entfernung, im Südosten Senkungen von Nordosten nach Südwesten streichen und den Platz gegen Norden und Süden decken.

Die ersten zuverlässigen urkundlichen Nachrichten stammen aus dem Ende der Regierung des Kaisers Friedrich Barbarossa. 1187 tritt nämlich als Zeuge in einer Urkunde der Herzogin Anastasia, Witwe Boleslavs, der Priester Stephan von Prenzlau (*Stephanus sacerdos Prinzlauensis*) sowie „*Discizlaus capellanus*“ auf; hiermit erscheint Prenzlau als eine bereits mit einer Kirche ausgestattete Ortschaft, ganz ähnlich wie auch Berlin zwei Menschenalter später aus dem Dunkel, das seine Anfänge umgibt, dank einer Urkunde emportaucht, deren Ausfertigung der Berliner Pfarrer Symeon bezeugte. 1188 wird in einer Urkunde des Papstes Clemens unter den zum Sprengel des Bistums Kamin gehörigen Orten auch „Schloß“ (*castrum*) Prenzlau „mit Markt und Krug“ (*cum foro et taberna*) genannt; der Kastellan hieß *Zuzlyzla*; ebenso werden in Urkunden von 1140 und 1178 lediglich die Burgen und die dazu gehörigen Märkte „Stetin“ und „*Pozdewole*“ (*Pasewalk*), aber keine Städte erwähnt. Einige Prenzlauer Silberdenare, sog. *Brakteaten*, mit dem Namen des Münzmeisters *Godefridus* und der Umschrift „*Perennelave*“ sind aus dieser ältesten Zeit erhalten.

Urkunde des Herzogs Barnim von 1234.

Um das Jahr 1200 nahm die deutsche Kolonisation in Ostelbien einen besonders mächtigen Aufschwung. Damals zogen in die Lande zwischen Elbe und Oder deutsche Einwanderer bäuerlichen und bürgerlichen Standes, und so ging man daran, in Anlehnung an schon bestehende befestigte Marktsiedelungen deutsche Städte zu begründen; der berühmte pommersche Chronist Ranzow hat später zu Luthers Zeiten in seiner „Pommerania“ erzählt, hauptsächlich hätten „Sachsen“ Prenzlau und andere Städte erbaut. Die Pommernherzöge, weit entfernt, diese Bewegung einzudämmen, förderten sie vielmehr in ähnlicher Weise, wie auch polnische Könige die Gründung deutscher Städte, aus denen sie viele Einnahmen zogen, begünstigten. Am 27. Dez. 1234 beauftragte der Slawenherzog Barnim 8 Männer, darunter den Schultheißen Walter sowie Paul von Stendal, Prenzlau als freie Stadt (*libera civitas*) auszubauen; sie sollte die Freiheit von Magdeburg haben, d. h. in Verwaltung und Rechtsverfassung sich nach dem Vorbilde jener um die Mitte des 10. Jahrhunderts emporgewachsenen Stadt richten. Mit 300 Hufen (zu je 20—30 Morgen) wurde Prenzlau ausgestattet, 200 rechts und 100 links der Ucker, deren jede nach 3 Freijahren einen halben Bierding (*serto*), d. h. den 4. Teil einer Gewichtsmark Silber, zu entrichten hatte. Die 8 Gründer erhielten zum Lohn je 10 Hufen sowie ein Drittel der direkten Grundsteuern; zwei Drittel behielt sich der Landesherr selbst vor. Endlich, so bestimmte Barnim, sollten die Kaufleute (*mercatores*) in seinen Landen keinerlei Zoll zahlen. Diese Urkunde enthält nichts ungewöhnliches, sondern ist nach dem damals für das koloniale Deutschland üblichen Schema abgefaßt; eine große Anzahl ostelbischer Städte wie z. B. Frankfurt a. O. und Landsberg a. W. wurden nach ähnlichen Grundsätzen vom Landesherrn angelegt. Die sieben in der Urkunde von 1234 (siehe Siegel Abb. 119) neben dem Schultheißen genannten Männer bildeten von nun an den Magistrat und waren im Stadtgericht die Beisitzer und Urteilsfinder. So wurde von Anbeginn an die Verwaltung der Stadt auf feste Grundlage gestellt; sicherlich ist es dem zu verdanken, daß viele Hunderte von Urkunden, bis ins 13. Jahrhundert zurückreichend, noch heute wohlgeborgen im Rathaus liegen.

Schnelle Entwicklung im 13. Jahrhundert.

Sehr schnell entwickelte sich die Stadt nach 1234 besonders auch in kirchlicher Hinsicht. In der westlich der Ucker aufstrebenden Neustadt (*nova civitas*) erwuchs, unweit der alten, zwischen dem Uckersee und dem großen Bruch gelegenen Mübenburg, in einem den Überschwemmungen sehr ausgesetzten Gelände ein Nonnenkloster, dessen Schutzheiliger, Bischof Sabinus von Placentia, einst der Legende zufolge die Einwohner seines Sprengels mit Erfolg gegen die Fluten des über die Ufer getretenen Po geschützt hatte. Am 7. März 1250 beschenkte der Städtegründer Barnim, wie sich aus einer zu Stettin ausgestellten Urkunde ergibt, die büßenden Schwestern der hl. Maria Magdalena mit dem Patronat über die Marien-, Nikolai- und Jakobikirche; Bischof Hermann von Kamin erteilte 1251 dazu seine Bestätigung. Schon 1252 hielten es die Bürger für ratsam, die Getreide- und Geldabgaben (*Scheffel und Pfennige — modia et denarios —*), die sie der Marienkirche schuldeten, dadurch abzulösen, daß sie der

Pfarrkirche 2 Hufen Landes übertrugen. — Damals drangen die askanischen Markgrafen von Brandenburg weit nach Norden vor. 1250 bereits erlangten sie im Vertrag zu Hohenlandin von den Pommernherzögen die Abtretung der gesamten Uckermark; an der zu Stettin ausgestellten Urkunde hängt das schöne Reitersiegel des Herzogs. Ein Jahr darauf bestätigte Markgraf Johann I. unserer Stadt die bisherigen Rechte, schenkte ihr den gesamten Ucker- und den halben Müllensee, begnadigte sie mit Zollfreiheit gleich den Bürgern von Brandenburg und Berlin und mit dem Recht, frei Holz zu schlagen sowie ihr „theatrum“ (Kaufhaus) nach Güttdünken auszubauen und zu verwenden. Schnell wuchs der Wohlstand. Schon 1282 zahlten die Bürger, als deren Vertreter die Schultheißen Konrad und Bethelo sowie die Schöffen Gerhard von Bismark, Heinrich Rufus und andere erscheinen, den Markgrafen Konrad und Otto 1461 Mark Silber (zu je 233 g), d. h. nach heutigem Gelde viele Hunderttausende von Mark, und erwirkten dafür die Festsetzung der nach Ablauf von 5 Freijahren an den Landesherrn zu zahlenden direkten Steuern auf jährlich 100 Mark, sowie die Zusage freier Schifffahrt auf dem Unterstrom nach Pasewalk zu. Noch durch manch anderes Privilegium, z. B. Erteilung einer Apothekenkonzession für den Bürger Walthar im Jahre 1303, bezeugten die Askavier, wie wohlgefinnt sie den Bürgern waren. 1282 verzichteten sie auf das Recht, willkürlich an die Spitze der Bürger einen Schulzen zu setzen und gestatteten 1287 der bis dahin nur mit Palisaden umwehrten Stadt, sich mit steinernen Mauern zu umgeben. Damals bereits hatten sich die unter den beiden Schulzen Johann und Bethelo stehenden Schöffen und Ratmannen zu einem Kollegium vereinigt, und zwar waren die Ratmannen, soeben erst neu hinzugetreten und im Gegensatz zu den lebenslänglichen Schöffen nur auf ein Jahr gewählt, mit der Polizei und der Aufsicht über den Markt betraut. Bald bildete sich ein städtisches Patriziat heraus, denn die 12 Ratmannen und Schöffen entstammten einem engen Kreis von Familien und unterstanden keinerlei Beaufsichtigung seitens der niederen Bürgerschaft. In schwierigen Rechtsfällen pflegten Rat und Schöffen sich Auskunft bei den Magdeburger Schöffen zu holen, so z. B. im April 1339 in Angelegenheiten der Schuldforderungen des Ruke von Angermünde.

Ähnlich wie in so vielen anderen ostelbischen Städten, z. B. Brandenburg und Berlin-Kölln ließen sich hier schwarze und graue Mönche, Dominikaner und Franziskaner, nieder und zwar unmittelbar an der Stadtmauer.

Die Hansestadt behauptet sich in fehdereicher Zeit.

1320 erlosch das Geschlecht der Askavier. Eine Zeit voller Wirren und Kriege brach an. Die Prenzlauer sollten Gelegenheit erhalten, ihre Wehrhaftigkeit zu erweisen. Die Stadtmauern waren so stark, daß der Landadel von vornherein der Stadt gegenüber wenig auszurichten vermochte. Weit auf das platte Land hinaus dehnten die trohigen Bürger ihren Einfluß aus, im Bunde mit den Nachbarstädten Pasewalk und Templin sowie den Herzögen von Pommern. Der Handelsverkehr entwickelte sich, dadurch begünstigt, daß sich hier drei, wahrscheinlich schon uralte Wege schnitten. Zuerst der schon oben erwähnte, von Stettin aus über Prenzlau und Templin weiter

nach Südwesten ziehende Königsweg, sodann die alte Straße, die vom Süden her (Angermünde) über Prenzlau und Strasburg nach Medlenburg führt und endlich als dritter der über Blindow und Dauer führende Weg nach Pasewalk, der wirksam durch die Wasserverbindung auf dem damals schiffbaren Uckerstrom ergänzt wurde. Gleich Berlin und Frankfurt a. O. trat Prenzlau der Hanse bei, wie aus dem zu Wismar vereinbarten Hanse-Netzß vom 10. August 1368 hervorgeht. Auch die Seeschiffahrt hatte für die Stadt Bedeutung, denn sie ließ sich für ihre Waren bereits 1320 zollfreie Fahrt auf der Ucker „bed in dat Haff“ sowie Durchfahrt durch den Sund gewährleisten.

Die Landesfürsten unterstützten die Städte im Kampfe gegen den Adel. Markgraf Ludwig der Wittelsbacher bestimmte 1324 beispielsweise, daß in einer Entfernung von 3 Meilen von Prenzlau kein festes Schloß oder „Borchfrede“ ohne der Bürger Erlaubnis erbaut werden durfte, und wenn es geschähe, so sollten sie die Macht haben, das Bauwerk niederzureißen. Daraufhin zogen die Prenzlauer 1331 gegen die Ritter Benz zu Felde, die eine Meile von der Stadt die Burg Hindenburg errichtet hatten, nahmen die Gebrüder Konrad und Woldemar gefangen und nötigten sie, die Burg „bis auf den Grund“ (funditus) zu zerstören und dem Räte 10 Mark Silber zu zahlen; für ihre Feinde hatten die Bürger eigens einen düsteren Keller, wahrscheinlich unter dem Rathaus, eingerichtet, und noch 1438 klagte Ritter Raven, daß er „imme düstere Kelle etliche tyd geligen“. Der falsche Woldemar, im Bunde mit den Herzögen Rudolph und Otto von Sachsen und dem Grafen Albrecht von Anhalt, suchte durch Erteilung von Privilegien Anhänger zu gewinnen. Besonders wurde Prenzlau mit Gnadenbezeugungen überschüttet und erhielt 1348 alle in der Stadt gelegenen Mühlen zu rechtem Eigentum, ferner auch den Hof (curiam) nahe bei dem Kloster der Predigermönche. Endlich wurden auch 1350 die in der Stadt wohnenden Juden von Woldemar samt allen ihren Abgaben der Stadt freigiebig übertragen. Woldemar und seine Bundesgenossen bekriegten damals den Bischof Johann von Kamin. Als die Truppen der Askaniern heranrückten, um den Kirchenfürsten für die Einäscherung der Stadt Schwedt zu bestrafen, erhielten sie in Prenzlau Herberge. Daraufhin belegte Bischof Johann die Stadt mit dem Bann und beraubte sie des Rechtsmittels der Appellation. Feierlich legten Rat und Schöffen am 1. April 1351 vor dem heiligen Stuhl hiergegen Verwahrung ein. — Schon längst prägte die Stadt ihre eigenen Münzen, und das Münzbild auf den Winkenaugen des 14. Jahrhunderts, nämlich Helm und Busch, entspricht späteren Siegeln der Stadt; das älteste Stadtsiegel mit der Umschrift „Sigillum Burgensium de Prinzwaw“ zeigt den gespreizten märkischen Adler (Abb. 120).

Das Landbuch Kaiser Karls IV. von 1375 berichtet, daß damals die von der Stadt den Markgrafen zu leistende Orbede im Betrag von 100 Mark Silber jährlich ebenso wie die oberste Gerichtsbarkeit und landesherrliche Mühlen im Pfandbesitz der Stadt waren. Große Kapitalien häuften sich in den Händen der Bürger an, und die prächtig von ihnen ausgebauten Kirchen zeugen noch heute von der Größe jener Lage. Fromme Bürger stifteten mit Vorliebe Altäre; so wird berichtet, daß der Arzt Johannes von Braunschweig 1323 eine Altarstiftung in der Marienkirche machte. Die Handwerker schlossen sich zu Gewerken zusammen, deren alte Siegel sich zum Teil erhalten haben

(Abb. 121—124); so zeigt beispielsweise das älteste Siegel des Schuhmachergewerkes den Adler und trägt die Umschrift „S' Gulde Sutoru[m] Scerdonu[m] In Prenzlav . . .“ Mehr und mehr büßten die Prenzlauer das Gefühl der Zugehörigkeit zu der Mark ein; stolz auf ihre Beziehungen zur Hanse, fühlten sie sich fast wie die Bewohner der freien Reichsstädte Lübeck und Wismar.

Auf der Grenze zwischen Pommern und Brandenburg.

Zu ihrem Schaden mußten die Bürger erfahren, daß sie, eingeklemt zwischen den mecklenburgischen und pommerschen Herzögen, doch zu schwach waren, sich auf eigenen Füßen zu behaupten. Denn nachdem sie im November 1399 von den Mecklenburgern, die ihnen zuvor schon das Vieh weggetrieben, sowie den Herzögen aus Greifenstamm eine tüchtige Schlappe erlitten, setzten ihnen diese den Fuß auf den Nacken. Prenzlau wurde pommerschen und war nicht unter den Städten vertreten, die 1412 dem Zollern zu Berlin huldigten. Obwohl dann Burggraf Friedrich 1414 die Auslösung Prenzlaus aus der pommerschen Herrschaft durchsetzte, gaben sich die Herzöge nicht zufrieden. Nachdem sie in erbitterten Kämpfen bei Angermünde und Strasburg schwere

Niederlagen erlitten, mußten sie unsere Stadt dem Markgrafen vorläufig wieder überlassen. Doch 1425 gelang es ihnen mit Hilfe zweier Verräter,

der beiden Bürgermeister Nikolaus Velz und Zabel Gryben, sich nächtlicherweife Eintritt zu verschaffen. Auf dem Platz vor dem Schwarzen Kloster rief Herzog Otto den huldigenden Bürgern zu: „Wärt Ihr Männer gewesen, wir hätten die Stadt so leicht nicht genommen.“ „Also verdirbt dieser Herzog allewege die Sache“, klagte der pommersche Chronist Ranzow, und mit Recht! Die Folge dieser Beschimpfung war, die Bürger fielen dem Hohenzollern sofort wieder zu, und leicht gewann des Kurfürsten Friedrich ältester Sohn, Markgraf Johann, 1425 von dem sumpfigen Seeufer aus durch die schlecht bewachte Wasserpforte Eingang in die



Abb. 120. Siegel an einer Urkunde von 1372.
Umschrift: Sigillum Burgensium de Prinzlaw.
(Prenzlau, Stadtarchiv.)

Stadt. Die pommerische Besatzung rettete sich durch schleunige Flucht. Noch heute heißt die Straße am Südennde der Prinzenstraße deshalb Sternberg, weil das Haus Nr. 588 auf seinem untersten Giebel einen Stern trägt und dieser, der Überlieferung nach, zur Erinnerung an die Lampe angebracht wurde, die dem Markgrafen den Weg nach der Pforte zeigte. Den beiden verräterischen Bürgermeistern wurde zuerst die rechte Hand, sodann der Kopf abgeschlagen. Die Kämpfe zwischen Brandenburg und Pommern flackerten auch in der Folgezeit noch dann und wann auf. Einmal ergings den Prenzlauern hierbei übel genug, denn sie gerieten in die Gefangenschaft der Pasewalker und wurden mit den Striden, die sie eigens mitgenommen, um ihre Gegner zu fesseln, selbst gebunden und verschleppt; von dem Lösegeld, das sie zahlen mußten, erbauten sich die Pasewalker den stolzen Turm „Kief in die Mark“. Erst nachdem Kurfürst Albrecht Achilles im Feldzug von 1479 die Pommern gründlich aufs Haupt geschlagen und der Pommernherzog Bogislaw sich im Prenzlauer Frieden vom 26. Juni 1479 als Lehnsmann Brandenburgs bekannt hatte, ward jede Verbindung zwischen ihm und Prenzlau gelöst, und damit hörten auch die Bestrebungen auf, die Schifffahrt auf dem Uckerstrom zur Entwicklung zu bringen. Bezeichnend ist, daß in der Städteordnung von 1515 die Kaufmannsgilde (gulda mercatorum) überhaupt nicht erwähnt wird.

Die märkische Landstadt.

Im engeren Rahmen entwickelte sich die Stadt auch noch im 15. und 16. Jahrhundert weiter in aufsteigender Linie. So wurden schon 1434 die „Ratzberge“ erworben, ein Gelände, auf dem heute der Schutzbezirk „Ratsberge“ der „Kleinen Heide“ liegt. Ferner kamen 1465 die wüsten Dörfer und Felder Hindenburg und Beenz für 500 rhein. Gulden sowie auch fast ganz Blindow in städtischen Besitz, und 1476 ward ein Vertrag mit dem Nonnenkloster Seehausen über die Grabung von „Zigelerde“ geschlossen.

Ein schlimmer Schlag war der Brand am St. Veitstage 1483. Fast die gesamte Stadt wurde ein Raub der Flammen. Sofort verfügte Kurfürst Albrecht Achilles für alle vom Brande Betroffenen einen 5 jährigen Zahlungsausschub und befahl den Städten Bernau, Angermünde und Eberswalde sowie dem Abt von Chorin, beim Wiederaufbau zu helfen. Der Enkel des Kurfürsten, Joachim I., besuchte 1515 die Stadt, „um mit Fleiß dahin zu sehen, daß sie wiederum in ordentliches Wesen kommen möchte“. Am 15. Juli bestimmte er, der alte Rat sollte, wenn er nach einjähriger Verwaltung abträte, dem neuen Rechnung ablegen; den Gewerken und der Gemeinde ward untersagt, sich gegen den Rat, der fortan als eine vom Landesherrn eingesetzte und in seinem Namen regierende Behörde erscheint, zu „besprechen“. Dem Adel der Umgegend verbot der Kurfürst, eigenmächtig zu pfänden; ordnungsgemäß sollten sie vor dem Stadtgericht ihre Klage anbringen. Außerdem verlieh er der Stadt das Recht, einen Viehmarkt zu halten sowie von den eingeführten fremden Kaufmannswaren einen Zoll zu erheben, dessen Erträgnisse zur Instandhaltung der „Steinwege“ und Brücken verwendet werden sollten; die Bürger selbst wurden dagegen von gewissen Zöllen auf die Dauer von 10 Jahren befreit. 1521 auf dem Landtag zu Berlin gaben die Städte

in folgender Rangordnung ihre Stimmen ab: Brandenburg, Berlin, Kölln, Stendal, Prenzlau.

Kirchliche Stiftungen und Reformation.

Das ganze 14. und 15. Jahrhundert hindurch bis kurz vor der Reformation wurden häufig, zumeist von Innungen und Zünften, Altäre gestiftet, so z. B. 1353 in der Jakobikirche, 1354 und 1356 in der Marienkirche, 1364 in der Johanniskapelle, 1373 im Heiligen-Geist-Hospital, 1403 der Marienaltar in der Nikolaikirche. Vikare versahen an ihnen den Gottesdienst, und hier versammelten sich die Bruderschaften an hohen Festtagen zu kirchlichen Feiern. Außerdem gab es noch eine Menge anderer geistlicher Stiftungen: die Hospitäler zum Hl. Geist, St. Georg, St. Gertrud, ein Clendenhaus, Dominikaner- und Franziskaner-Klöster, das Jungfrauenkloster auf der Neustadt und zu alledem noch ein Kalandhaus, wo manche Landgeistliche, die der Langeweile des ländlichen Lebens entgehen wollten, Unterschlupf fanden. — Die engste Verbindung bestand zwischen Kirche und Schule. Dies geht unter anderem daraus hervor, daß am 24. Februar 1528 die Ratmänner den Bischof Erasmus von Ramin zu bestätigen baten, daß ein Lehn in der Nikolaikirche mit dem Rektorat der Stadtschule verbunden würde. — Solange Kurfürst Joachim I. regierte, konnten die das Evangelium predigenden „Neuerer“ nicht aufkommen, daher mußten Herrmann Reich, ehemals „Pfaffe an St. Marien“, sowie der lutherische Prediger Jakob Beggerow das Feld räumen. Doch nach Joachims Tode 1535 wurde Beggerow zurückberufen. Die Reformation hielt allgemach ihren Einzug. Der Rat ging dazu über, die geistlichen Stiftungen zu weltlichen Zwecken zu verwenden. So erlangte er 1539 die Bestätigung beim Bischof Erasmus dafür, daß die Einkünfte einer Lehnsstiftung in der Marienkirche zur Aufbesserung des Gehaltes des Syndikus verwendet wurden.

Schon 1536 ließ Kurfürst Joachim II. im Hinblick auf zukünftige Beschlagnehmung ein Inventar der Kleinodien in den kirchlichen Gebäuden von Prenzlau aufnehmen. Die Stiftungen wurden von 1539 an zumeist eingezogen. In jeder Kirche, so bestimmte der kurfürstliche Visitator, sollte ein gut verwahrter Kasten angeschafft werden, um alle Kircheneinkünfte zur Besoldung der Prediger und Schullehrer darin zu sammeln. Genaue Verzeichnisse über die diesem Kasten zugetheilten geistlichen Stiftungen wurden gefertigt. Bei der ersten Visitation 1543 wurde Beggerow zum Oberpfarrer an St. Marien bestellt. Manche katholischen Gebräuche blieben vorerst noch bestehen, denn die niedere Geistlichkeit erhielt die Anweisung, in Chorröden beim Gottesdienst zu assistieren und die Hälfte des Amtes zu singen. Die Wyle für Aussächtige oder altersschwache Leute erfuhren dadurch eine finanzielle Stärkung, daß das Schwarze Kloster zu einem städtischen, noch heute bestehenden Hospital umgewandelt wurde. Das Graue Kloster dagegen verließ Kurfürst Joachim II. seinem Lehmann Zacharias v. Grüneberg und das Sabinenkloster als Ritterlehen dem Grafen von Hohenstein-Schwedt. Hieraus entwickelten sich mancherlei Argernisse; denn, wie oben (S. 141) erwähnt, hatte das Sabinenkloster das Patronat über die Pfarrkirche gehabt, der Graf legte aber auf dessen Ausübung so wenig Wert, daß der Rat, der Gepflogenheit der Zeit entsprechend, das

Patronat an sich nehmen konnte. Bei der dritten Visitation vom Jahre 1577 beanspruchten nun die kurfürstlichen Visitatoren das Patronat für den Landesherrn. Erst dadurch, daß der Rat 1200 Reichstaler dem Kurfürsten bar erlegte, kam er 1595 in den anerkannten Besitz dieses Rechtes.

Das Schulwesen erfuhr gleichfalls bei der Reformation eine gründliche Umgestaltung. Ein Schulmeister mit einem Gehalt von jährlich 30 und 2 Schulgefelln mit je 24 Florin wurden fest angestellt. Die Schüler zahlten zudem vierteljährlich 2 Groschen Schulgeld, von denen die eine Hälfte dem Schulmeister, die andere den Gefellen zufließ. Der erste Schulmeister war Paul Wendland, der zu gleicher Zeit das Predigtamt bei St. Nikolai verwaltete; 1589 zählte man bereits 315 Schüler. Der Chronist Süring berichtet: „Anno 1586, nach Ostern, als die Woche vor Pfingsten, ward die neue Schule, als die dritte Stube, die man zur Erweiterung der alten Schule anno 81 hatte angefangen zu bauen, nunmehr ganz fertig, dazu ein C.C.Rat und etliche andere fromme gottesfürchtige Leute und Schulfreunde die Unkosten taten. Von C.C.Rat wurden dazu verehret in die 20 000 Ziegel, ingleichen auch das Holz und der Kalk, das andere gaben gutherzige Leute, teils vom Adel, teils Bürgermeister und Ratsherren, teils Prediger, und der mehrere Teil Bürger nicht allein an Geld, sondern auch an Bier, Speck und Korn dazu.“ „Conrektor, Cantor und Baccalaureus“ führten mit ihren Schülern auch wohl dann und wann geistliche Stücke auf, so im Jahre 1602 die „Komödie vom reichen Mann und armen Lazarus“.

Vornehmlich die Schule hat also Nutzen aus der Reformation gezogen. Sicherlich war auch die Verminderung der Zahl der Geistlichen und die Festsetzung eines auskömmlichen Gehaltes für die im Amt Verbliebenen sehr zu begrüßen. Freilich, auch manche nachteilige Folgen hatte die Reformation; so verschwanden beispielsweise die reichen, bis 1539 im Franziskaner-Kloster wohlgehüteten Bücherschätze auf Nimmerwiedersehen.

Der 30 jährige Krieg.

Es war eine wohlhabige Zeit. Schon 1464 hatte man gegen den übertriebenen Aufwand bei Verlobnissen, Hochzeiten und Kindtaufen von obrigkeitwegen einschreiten müssen. Um 1600 waren rund 60 Tuchmacher, 50 Schuster, 20 Seiden- und andere Krämer, ferner 16 Schlächter und 20 Bäcker in der Stadt ansässig. Alljährlich wurden rund 50 Bürger, wie sich aus den im Jahre 1586 beginnenden Bürgerlisten ergibt, neu aufgenommen, die an Bürgergeld je 100 Florin zu entrichten hatten. Manche Familienakten, wie z. B. Ehestiftungen, sind erhalten; in breiter Aufzählung werden alle möglichen Ausstattungsstücke aufgeführt, die die reichen Bürgertöchter mitbekamen. Im Ratskeller schenkte man rheinische und Franken-Weine aus, ferner dänische, litauische Methbiere und andere süße Getränke. Bei den Hochzeiten der Patrizier wurde „auf dem Rathhaus“ getanzt. Spielleute bekamen für eine Abendhochzeit 12, für eine Morgenhochzeit 24 Groschen. In der Stadt und vor den Toren übte man das Büchschenschießen, kurz — man lebte und ließ leben. Freilich, Steuern gab's auch, und ein Schöpfregister von 1570 besagt, daß die 5 Viertel, nämlich das Blindowsche,

Stein-, Ucker- und Neustädtische Viertel rund je 500 und das Kuhviertel sogar über 700 Reichstaler bezahlten.

Die Schöfzbücher, von 1567 an erhalten, bieten die Namen der Straßen und die Zahl der in ihnen wohnenden Bürger. So hieß die heutige Wilhelmstraße damals Strohstraße und wurde von 62 Bürgern bewohnt. In der Steinstraße wohnten 86, auf dem Fullerdamm (heute Fischerstraße) 66 Bürger.

Aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts liegen die ersten ausführlichen Verwaltungsakten vor. 1564 hatte die Stadt eine Einnahme von rund 3883 Florin, denen an Ausgaben 3705 Florin gegenüberstanden. Noch erfreulicher ist das Bild des „Etats“ von 1567: Einnahmen rund 4417 Florin, Ausgaben 3474 Florin. An Kapitalien hatte der Rat 22 726 Florin ausstehen, denen an Schulden 21 551 Florin gegenüberstanden, so daß ein Bestand von über 1000 Florin verblieb.

Im Jahre 1616 erkaufte die Stadt von den Holzendorff das Rittergut Schönwerder für 10 000 Gulden; 3 Jahre darauf überließ ihr Kurfürst Johann Sigismund für rund 1500 Taler die dortige Gerichtsbarkeit. 1622 bestätigte Kurfürst Georg Wilhelm eine Vereinbarung zwischen dem Rat und Hans v. Arnim, derzufolge der Ritter sein



Abb. 121.

Siegel der Knochenhauer und Schuster.
16. Jahrhundert.
(Museum zu Prenzlau.)



Abb. 122.



Abb. 123.

Siegel der Grobschmiede und Bleigießer.
17. Jahrhundert.
(Geh. Staatsarchiv zu Berlin.)



Abb. 124.

Gut Sperenwalde den Bürgern gegen Zahlung von 10 000 Talern als Pfand überließ. Auch eine Papiermühle legte der Rat wegen des Mangels an Schreibpapier an. Überall also aufstrebende wirtschaftliche Entwicklung, die jedoch plötzlich jäh unterbrochen werden sollte! Die Prägung geringhaltiger Kupferpfennige war der Vorbote kommender schlimmer Zeiten. 1627 rückten die ersten Kriegssoldaten, kaiserliche Truppen, unter dem Obersten von Koloredo ein. Dänische Truppen vermochten sie nicht zu vertreiben und steckten aus Wut hierüber am 13. Juli die schöne Mahlmühle in Brand. 1628 kam Wallenstein „mit einem großen Gefolge von kurfürstlichen und gräflichen Personen“ an. Ein Jahr darauf schaltete und waltete der kaiserliche Feldmarschall Johann Georg v. Arnim und setzte Kriegskommissarien für das Einquartierungswesen ein. Schon 1630 fielen der Pest im Marienkirchspiel allein 534, insgesamt 1500 Menschen zum Opfer. Im Februar 1631 bemächtigte sich Gustav Adolf der Stadt, ohne irgendwelchen Widerstand zu finden. 1636 mußte die Stadt Prenzlau der vom Kurfürsten von Sachsen befehligten kaiserlichen Armee 1200 Pfund Brot und 200 Tonnen Bier nach Templin senden. Im selben Jahre „fielen die Schweden abermals mit großem Schrecken ein“.

1638 kommandierte hier Oberstleutnant Piccolomini und ließ zur Verteidigung des Blindow'schen Lozes auf dem Jakobikirchhof eine Schanze aufwerfen, wobei viele Leichen ausgegraben „und in der Schanze herumgestellt wurden“. Am 2. September 1638 konnte kein Abendmahl mehr abgehalten werden, weil der Wein fehlte. Und von dem folgenden Jahr erzählt der Chronist Sedt: „Wie bejammernswerth muß der Zustand unserer guten Vorfaren damals gewesen seyn, da sie genöthigt waren, sich der Hunde, Katzen, ungewollener Pferde, Gras, Kohlstrünke und dergl. zu ihrer Speise zu bedienen, aus Kleien, Raff und Eicheln Brodt zu backen, und diese unnatürlichen Speisen mit Heringslaake zu salzen! — Ja, sogar, was entsetzlich zu sagen ist, sich selbst angefallen, ermordet und verzähret! wovon in dem Anno 1666 in dem Marien-Turmknopf gelegten Dokument gesagt wird, daß sich in des Bürgermeister Pögersn's Buden wirklich ein solcher Fall zugetragen habe.“

Kommissare, die der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm 1643 abgesandt hatte, stellten fest, daß von 787 Feuerstellen nur noch 107 bewohnt waren; 314 standen ledig, die übrigen waren ganz geschleift. Vor dem Krieg hatten 60 Tuchmacher jährlich 1182 Tücher angefertigt und vertrieben; jetzt fertigten ihrer 10 nur noch 21 Tücher; vordem wurden alljährlich 800 Ochsen, 3500 Hammel und 500 Kälber geschlachtet, jetzt nur noch 10 Ochsen, 8 Kälber und 25 Hammel! Die Zahl der Kommunikanten in der Marienkirche war von 4693 im Jahre 1625 schon im Verlauf von 11 Jahren auf 2097 gesunken. — Endlich erschien im Herbst 1648 der „langersehnte, güldene Friede“, nachdem noch im Juni zuvor 600 schwedische Reiter, vom Oberstleutnant Klingspahn kommandiert, die Stadt völlig ausgezehrt und „alles Eisenwerk von Angeln aus den Stadtmauern, den Wickhäusern und wo sie sonst antrafen“, mit großen Schmiedehämmern ausgebrochen hatten.

Allmähliche Heilung der Kriegsschäden durch die Landesherrschaft.

Die Blüte der Stadt war geknickt. Ein tiefer Riß war entstanden, denn keine einzige ältere Bürgerfamilie vermag ihre Überlieferung bis in die Zeit vor dem 30 jährigen Krieg zurückzuverfolgen. Das Geschlecht der Schivelbein, aus dem so mancher Bürgermeister der Stadt entsprossen war und das sich bis 1310, wie Süring erzählt, zurückverfolgen ließ, war 1640 erloschen. Doch in dieser schweren Zeit zeigte sich klar, welcher guter Kern in der Bürgerschaft steckte. Im Jahre 1665 schrieben der Rat und die 4 Gewerke der Tuchmacher, Bäcker, Schuster und Knochenhauer eine Kollekte aus zum Zweck des Wiederaufbaus der Turmspitze der Marienkirche. Aus dem Wortlaut der Urkunde vom 1. Mai 1665 spricht berechtigter Bürgerstolz, denn es heißt: „Nachdem aber diese herrliche Struktur, dergleichen in den benachbarten Provinzen nicht leicht zu finden sein, ganz bloß gestanden, so wirdt dieselbe nunmehr oben ganz bruchfellig und sind die Kloden in großer Gefahr.“ — Über ein Jahrhundert sollte vergehen, bis die Bunden, die der Krieg geschlagen, sich wieder schlossen. Freilich, aus eigener Kraft konnte die Stadt sich nicht mehr aufrichten. Der Große Kurfürst mußte eingreifen. Mit Vertrauen blickten die Bürger zu ihm empor, denn er, der Sieger von Warschau, hatte

die Schweden, die sich im Dezember 1674 wieder eingenistet und im August 1675 das gesamte altstädtische Vieh ausgeraubt hatten, mit seinen wackeren Truppen aus dem Lande gejagt. 1686 wurden Rathaus, Kirche und Schule von 3 kurfürstlichen Kommissaren genau untersucht; eine große Neuordnung folgte, die ihren Niederschlag in dem vom Landesherrn am 25. Januar 1689 bestätigten Rezeß fand. Die Schulden wurden in Form eines Zwangsvergleichs geregelt, und alle Forderungen, für die keine unanfechtbaren Beweise vorlagen, fielen aus. Die „regulierten“ Schulden erreichten freilich noch immer eine Höhe von rund 43 000 Talern, die vorerst mit 3% verzinst und von 1696 an getilgt werden sollten. Auf Grund der Kammereirechnungen hängten die Kommissare dem Rezeß einen Normalhaushaltsplan an, der in Einnahmen und Ausgaben mit etwa 2000 Talern abschloß. Von der Zeit des Großen Kurfürsten an wurde an den Loren der Stadt von allen ein- und ausgehenden Waren eine neue Steuer, die Akzise, erhoben. Wenn fortan die Befestigungen nur noch geringe militärische Bedeutung hatten, so legte dennoch die Regierung auf ihre Erhaltung großen Wert, weil sie zur Kontrolle des Verkehrs und zur Verhütung von „Akzisedefraudationen“ diente.

Inzwischen hatte die städtische Bevölkerung erwünschten Zuwachs erhalten, denn aus Frankreich vertriebene Hugenotten zogen auf Einladung des Großen Kurfürsten 1686 und 1687 herbei; auch einige Pfälzer folgten. Die Kirche des hl. Geist-Hospitals ward ihnen für ihren reformierten Gottesdienst eingeräumt. Auf 15 Jahre erhielten sie Befreiung von allen Steuerlasten, und zur Anlegung von gewerblichen Unternehmungen wurden ihnen Gelder zur Verfügung gestellt — kurz, alles geschah, um sie so schnell wie möglich an ihre neue Heimat zu fesseln. Ihrem französischen Richter unterstehend, führten die „Réfugiés“ ihre eigenen Bürgerlisten und stellten gewissermaßen eine Sondergemeinde dar. Aus den Edelleuten bildete der Große Kurfürst bereits 1687 zwei prächtig uniformierte, berittene Kompanien von „grands mousquetaires“, deren eine in Prenzlau ihr Standquartier hatte, aber schon von König Friedrich Wilhelm I. aufgelöst worden ist. — Als König Friedrich I. im Jahre 1704 die Stadt besuchte, waren wiederum 620 Häuser bewohnt. Wüste Stellen gab es nur noch 70. An deutschen Einwohnern zählte man rund 3000, dazu kamen etwa 450 Franzosen und Pfälzer. Auf dem Prenzlauer See hielt der Herrscher mit seinem Gefolge eine große Schwanenjagd ab. Zum Andenken daran „begnadigte“ er 1705 die Stadt mit dem durch einen Schwan vermehrten Wappen, das der Heraldiker Probst Speener genau erläutert hat (Abb. 125). — Seit 1685 erhielt das neugebildete 12. Regiment Infanterie hier Standquartier. Der erste Chef war Markgraf Philipp Wilhelm von Schwedt. Ihm folgte von 1711 bis 1741 der sog. „tolle Markgraf“ Heinrich; er wohnte in der Uckerstraße, die ihm zu Ehren den Namen Prinzenstraße erhielt. Die Neustadt, die bisher offen gewesen war, wurde 1714 mit Palisaden umgeben, „um dadurch mehrere Quartiere zu gewinnen und die Deserzion zu verhüten“ (Seckt).

1734 erfolgte wiederum eine Neuordnung der Verwaltung durch königliche Kriegs- und Domänenräte. Laut rathäuslichem Reglement von 1734 bestand das Ratskollegium fortan aus dem Direktor, 2 Bürgermeistern, dem Kammerer und Ökonomieinspektor, 4 Senatoren (davon 2 aus der französischen Kolonie), Sekretär und Registrator. Sitzungs-

tage und Dienstzeit wurden bis in die kleinsten Einzelheiten geordnet. Als Grundlage für den Stadthaushalt diente der Etat von 1733, der mit einer Einnahme von rund 7802 und einer Ausgabe von 6689 Talern abschloß. Die ganze Neuordnung vollzog sich ohne jegliche Befragung der Bürgerschaft, ebenso wie auch kurz zuvor der Neubau des Rathauses von Berlin aus geleitet worden war. Damals lebte man eben in der Zeit, wo alles für, nichts durch die Untertanen geschah.

Die ältesten Hypothekbücher, auf königlichen Befehl im Anfang des 18. Jahrhunderts angelegt, berichten, daß 1733 der Buchdrucker Nagoczny an der Ecke der Schulzen- und Randowstr. für seine Druckerei — übrigens die erste unserer Stadt — ein Haus neu erbaute. Das „Feuer-Cassen-Catastrum“ von 1775 zählt an „publiquen“ Häusern u. a. das alte Landhaus in der Steinstraße (jetzt Nr. 411) im Werte von 2000 und das neue Landhaus in der Baustraße im Werte von 2600 Talern auf. Die Steinbuden am Markte wurden auf 450 Taler bewertet.

Von 1744 bis 1756 befehligte Erbprinz Ludwig von Hessen-Darmstadt das Regiment. In der Burgfreiheit, wo das „hochfürstliche“ Paar residierte, wurde am 16. August 1751 die Prinzessin Friederike Luise, die spätere Gemahlin König Friedrich Wilhelms II. von Preußen, geboren. Die Gemahlin des Prinzen, Henriette Christine Karolina, ist in der Geschichte als die „Große Landgräfin“ bekannt. An allen Ereignissen in der Familie des prinziplichen Paares nahm die Stadt, wie die angestellten „Freudenfeste“ bezeugten, herzlichen Anteil. Da brach der 7 jährige Krieg aus, die Schweden rückten ein und bemächtigten sich 1760 der Stadt mit Gewalt. Der Chronist Sedt rühmt den Truppen des kommandierenden Generalfeldmarschalls Graf v. Hamilton freilich nach, sie hätten sich „größtenteils sehr milde und menschenfreundlich“ betragen. Nach Friedensschluß übernahm General v. Wunsch den Oberbefehl über das 12. Regiment. Damals, 1768, wurden die beiden großen, noch heute stehenden Kasernen erbaut.

Prenzlau in der Franzosenzeit.

Eine eingehende Schilderung der Stadt zu Beginn des 19. Jahrhunderts verdanken wir dem Statistiker Bratring: die Straßen „breit, reinlich und gut gepflastert, aber sehr krumm“, die Häuser durchgängig von Holz mit Fachwerk, hin und wieder einige Giebelhäuser (787 i. J. 1722, 891 i. J. 1801), vereinzelt noch mit Stroh-, zumeist mit Ziegeldächern. Die Bevölkerung, i. J. 1730 nur 5000, nunmehr rund 10 000 Seelen, darunter freilich 2000 Mann Militär (einschließlich Soldatenfamilien). Hauptnahrungszweig Ackerbau (Ausfaat auf den Getreidefeldern an Weizen über 60, an Roggen 124, an Gerste 143 Wispel). An Fabrikanlagen bestanden lediglich eine 1787 etablierte Tabakfabrik mit 30 Arbeitern und seit 1790 eine Baumwollmanufaktur mit 6 Stühlen. Die Möbeltischlerei erfreute sich hoher Blüte, und kunstvolle Standuhren verstand man anzufertigen.

Harte Zeiten brachen mit dem Jahre 1806 für die Stadt an. Sie stand im Herbst 1806 gewissermaßen im Brennpunkt der Ereignisse. Im Hause von J. P. Lang unterzeichnete Fürst Hohenlohe die schimpfliche Kapitulation, durch

die 10 000 Mann mit 1800 Pferden und 30 Kanonen den Franzosen in die Hände fielen. Eine mehrtägige Plünderung folgte, die der Stadt großen Schaden verursachte. Bald darauf erhielt der dem Generalgouverneur Clarke zu Berlin unterstellte Bataillonschef Harriette den Oberbefehl über die „provinces Ukraine“ und nahm seinen Standort in Prenzlau. Erst am 23. November 1808 haben die letzten französischen Truppen unsere Stadt geräumt.

Die Bürger haben im 2. kurmärkischen Landwehrregiment in den Befreiungskriegen wacker mitgekämpft. Der Rektor des Gymnasiums Grashof zog mit den beiden oberen Klassen selbst mit ins Feld.

Inzwischen war die neue Städteordnung erlassen worden. Am 14. Sept. 1809 wurde sie auch in Prenzlau eingeführt und nach feierlichem Gottesdienst in der Marienkirche ein von den Bürgern frei erwählter Magistrat durch den königlichen Stellvertreter vereidigt. Gemäß der damals durchgeführten Trennung von Verwaltung und Rechtspflege wurde das Stadtgericht in ein königliches Gericht umgewandelt. Die erbuntertänigen Bauern in den Dörfern erhielten freies Eigentum. So beschränkten sich nunmehr die Gerechtsame der Stadt in den Ratsdörfern auf wenige Hebungen und die Kirchenpatronate; nur im Dorfe Buchholz, wo Ende des 17. Jahrhunderts Pfälzer Kolonisten als Zeitpächter angesetzt worden waren, verblieb es beim alten.

Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert.

Im Zeichen der Städteordnung von 1808 nahm die Stadt nach 1815 unter der umsichtigen Leitung des durch das Vertrauen der Bürgerschaft berufenen Bürgermeisters Busch einen erfreulichen Aufschwung. Bereits 1821 war die Ordnung in der Finanzverwaltung wieder hergestellt, die Schuld von 42 000 auf rund 23 000 Taler vermindert und der Kommunalhaushalt übersichtlich geordnet; die verzinlichen Vorschüsse, die der Rendant einst gegeben, die Nichtabnahme der Rechnungen und alle sonstigen Übelstände waren gründlich beseitigt. 1830 hatte die Kammereikasse eine Gesamteinnahme von 21 556 Talern, denen an Ausgaben 20 522 Taler gegenüberstanden.

Die öffentlichen Gebäude, die zum Teil gänzlichem Verfall entgegenzugehen drohten, stellte man wieder her, pflasterte die Dämme, regulierte die städtischen Wege und besetzte sie mit Bäumen. Die Kirchen wurden gründlich gebessert, insonderheit die Marienkirche, deren Dachwerken und Glockenstühlen der Einsturz drohte, mit einem Kostenaufwand von nahezu 14 000 Talern.

„Prenzlau's Töchtern“ wurde 1830 ein neues Schulgebäude errichtet, dessen Bauplatz 818 Taler gekostet hatte. Armen- und Kleinkinderschulen erweiterte man, und dem Gymnasium gliederte sich eine Vorschule an. Großzügig baute man das Schwarze Kloster zu einer Armenanstalt um. „Der verfallene ehemalige Aufenthaltsort finsterner Mönche“, so schreibt Bürgermeister Busch im Verwaltungsbericht von 1831, „erstand von neuem, um nunmehr die lebendigsten Interessen der bürgerlichen Gesellschaft nicht bloß für die Gegenwart, sondern auch eine ferne Zukunft zu befriedigen. Aus den Kirchhöfen wurden grünende, freundliche Plätze, nahezu 500 Morgen der

schlecht benutzten Bruchheide (heute Fohlenbruch und Großer Bruch) wurden in die fruchtbarsten Wiesen und Gärten umgeschaffen, und selbst in dem städtischen Forst widmete man weitläufige Anlagen dem Vergnügen der Einwohner.“

Auf Bürgermeister Busch (von 1814—1837) folgte Grabow, der sich als Präsident der Berliner Nationalversammlung und des Abgeordnetenhauses einen Namen gemacht hat. Während dieser Zeit hat sich die Stadt wenn auch langsam, so doch stetig weiter entwickelt. Obwohl nach wie vor in der Hauptsache eine Ackerbürger- und Garnisonstadt, hatte sie doch im Unterschied zu manch' anderer märkischen Stadt ähnlichen Gepräges nicht das Schicksal, fernab von den großen Verkehrsadern im Zustande der Verharrung etwas zu verkümmern. Eine Hauptbahnlinie verband vielmehr Prenzlau schon von 1863 an mit Berlin sowie den Häfen von Vorpommern. Dazu kam, daß nach der Justizreorganisation 1879 ein Landgericht hier seinen Sitz erhielt. So gewann man Anschluß an das moderne Leben im deutschen Reiche. Freilich, auch manche hiermit verknüpfte Schattenseiten blieben nicht aus. Während bis etwa 1880 außerhalb des Mauerrings lediglich Kuh- und Neustädter Damm bebaut gewesen waren, strebte in den letzten 4 Jahrzehnten die Stadt besonders nach Osten hin über ihre alten Grenzen hinaus. Leider vollzog sich diese Erweiterung hier wie fast überall in unserer Mark derart, daß sich die private Bautätigkeit ohne jede Obergrenze und Anleitung frei entwickeln durfte. Es ist klar, daß hierdurch das Stadtbild im ganzen, besonders von der Bahn aus gesehen, dauernden Schaden erleiden mußte. Als Marksteine des äußeren Verdeganges seien einige Neubauten, die freilich nicht immer zu den schlicht barocken Bürgerhäusern des 18. Jahrhunderts im Einklang standen, hervorgehoben: Gymnasium 1840, Landgericht 1859, Kasino 1878 und Kasernen 1882, Landratsamt 1888, Zollamt 1888, Schlachthof 1890, Seminar 1894, Handwerkerhaus 1912, Verwaltungsgebäude der städtischen Werke 1912.

Die Bewohnerzahl wuchs nur langsam an. So zählte man nach dem deutsch-französischen Kriege 1026 Wohnhäuser, 3231 Haushaltungen mit insgesamt 14 446 Einwohnern. Nach 20 Jahren hatte sich die Einwohnerzahl um rund 5000 vermehrt, die Zahl der Wohnhäuser um etwa 130. In der Folge nahm die Vermehrung nicht in derselben Weise ihren Fortgang. Heute zählt die Stadt rund 21 000 Einwohner. Das Stadtgebiet hat sich nur unwesentlich verändert. Ausschließlich der Seen umfaßt es weit über eine Quadratmeile, nämlich 6405 ha. In der Stadt gibt es 5 Pfarochien: St. Jakobi, St. Marien, St. Nikolai, St. Sabinen zu je 3000 bis 7000 Seelen, alle unter dem Patronat des Magistrats; dazu kommt die Personalgemeinde der St. Johanniskirche, die frühere französisch-reformierte Gemeinde, mit rund 400 Seelen, unter staatlichem Patronat. Etwa 900 Einwohner sind katholisch, 400 jüdisch.

Gemeinnützige Stiftungen; Prenzlau im Weltkrieg.

Die Stadt ist erfreulicherweise im Besitze reicher Stiftungen für Wohlfahrtszwecke. Auf das Mittelalter gehen zurück die in der Hauptsache für alte Leute bestimmten geistlichen Stiftungen, nämlich die 5 Hospitäler: hl. Geist-, Gasthaus-, Elendenhaus-, St. Georgs- und das Schwarze-Klosterhospital. So hat der wohlthätige Sinn der Bürger

des 14. und 15. Jahrhunderts den Grund gelegt zu ausreichender Versorgung von alten Bürgern und Bürgerinnen, die unverschuldet in Elend geraten sind. Aus späterer Zeit, dem 17. und 18. Jahrhundert, stammt das Hermannsche Armenhaus und das Armenhaus der französischen Gemeinde.

In neuester Zeit schritt man auf der Bahn, die im Mittelalter eingeschlagen wurde, rüstig weiter. Ein als Mitinhaber des Uckermärkischen Kouriers bekannter Rentner Louis Vincent stiftete mehr als 100 000 Mark für den Bau eines Bades, die Bürger Wiesener und Holz mehrere 100 000 Mark zur Freilegung der Marienkirche, der Apothekenbesitzer Witt nahezu eine halbe Million Mark für gemeinnützige Zwecke, z. B. Verschönerung der Stadt. Endlich sei die reich dotierte Berndtsche Waisenhausstiftung sowie die Mühlmannsche Stiftung für ältere Bürger und Bürgertöchter erwähnt. Der Bau des schmucken Vincentbades dicht an dem schönen Uckersee zeigt, daß selbst während der harten Kriegsjahre die Werke des Friedens nicht vernachlässigt worden sind.

Der sicher gegründete Wohlstand der Bürgerschaft, der reiche Grundbesitz der Stadt, das besonders in den letzten Jahrzehnten planmäßig ausgebaute, von Prenzlau ausstrahlende Kleinereisenbahnnetz, nicht zum mindesten auch der gesunde, vaterländische Sinn der Einwohnerschaft haben es bewirkt, daß die Stadt den Weltkrieg leidlich überstanden hat. Freilich, viele, viele Bürger haben den Heldentod auf den Schlachtfeldern Europas und Asiens gefunden, und das 64. Infanterieregiment Prinz Friedrich Karl, das seit 1860 hier in Garnison lag, hat sich des alten Waffenruhms von 1864, 1866 und 1870 würdig gezeigt.



Abb. 125. Neues Siegel der Stadt Prenzlau.
(Vergl. oben Seite 149.)



Abb. 126. Prenzlau. Markt mit Rathaus und Marienkirche (um 1915).

Denkmäler.

Kunstgeschichtliche Literatur.

- Adler, Mittelalterliche Backsteinbauwerke S. 77 ff. Taf. 93—97.
 Bergau, Bau- und Kunstdenkmäler S. 601 ff.
 Müller, Die Dominikanerklöster der ehemal. Ordensnation „Mark Brandenburg“. Diss. 1914. S. 81 ff.
 Über die Befestigung handelt ein Aufsatz von B. Stöck im „Burgwart“ Bd. 7, S. 69 und 85. Reiches Abbildungsmaterial, namentlich für die Marienkirche, bieten die Aufnahmen der Meßbildanstalt.

Pläne und Ansichten.

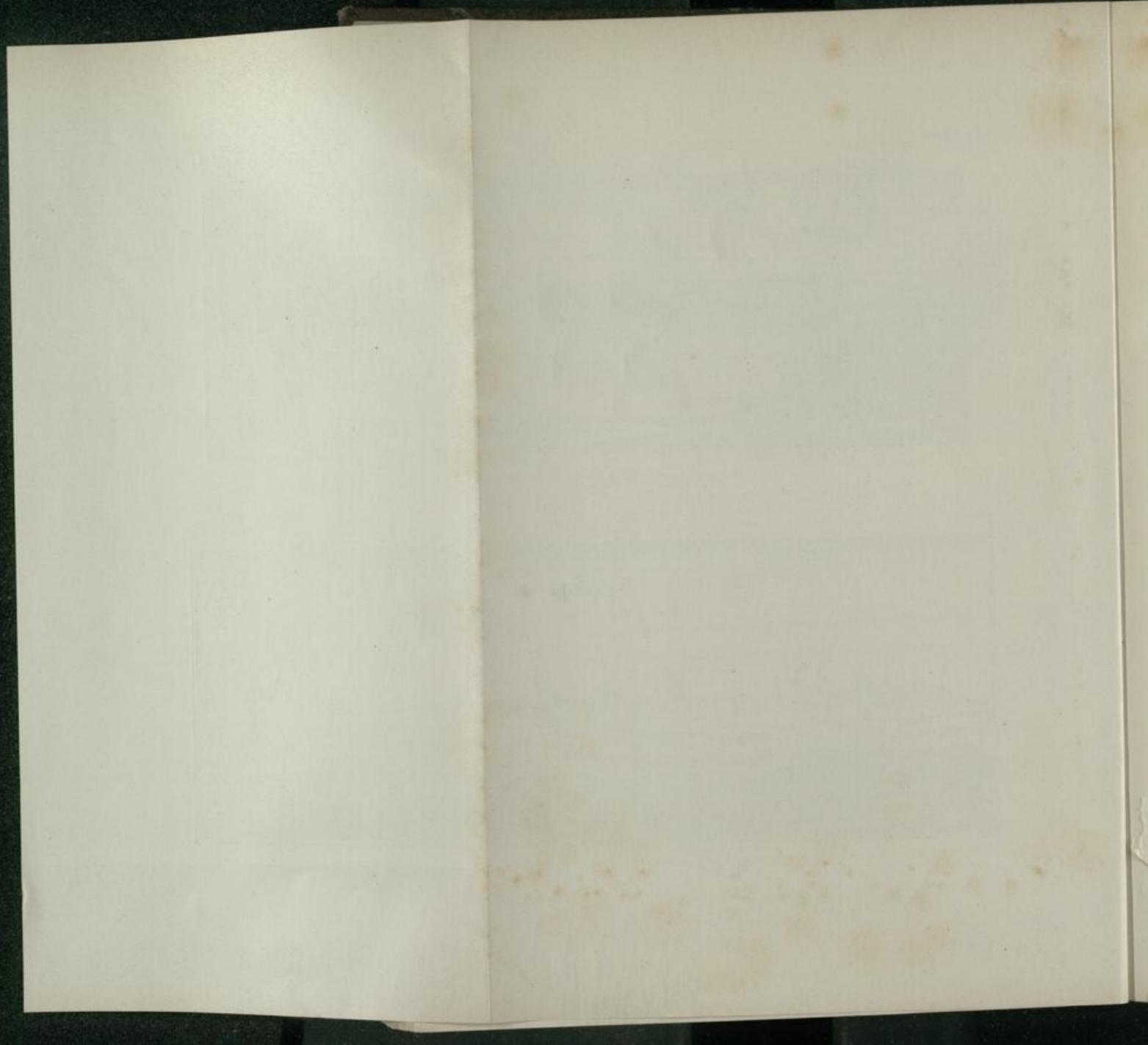
- Ansicht der Stadt von der Gegend des Georghospitals aus, in Merians Topographie. Um 1650 (Tafel 11).
 Ansicht der Stadt von Westen, auf dem Gemälde der Kreuzigung in der jetzigen Nikolai, ehemaligen Dominikanerkirche. 16. Jahrh. In den Verhältnissen verfehlt und daher für topographische Zwecke wenig brauchbar.
 Ansicht der Stadt von der Nordwestseite. Von Pegold. Um 1715 (Tafel 11).
 „Generalplan der Uckermärk. Hauptstadt Prenzlau.“ Von Christoph Euhler. 1722. Zeichnung (0,92 × 1,05 m), Maßstab etwa 1 : 3500, in der Kartensammlung der Domänenregistratur der Regierung in Potsdam. Mit Legende. (Tafel 12). — Brouillon (in doppelter Größe) im Prenzlauer Stadtarchiv; doch fehlt hier die Gegend am Steintor.
 Plan der Stadt von etwa 1730 (unvollständig). Stadtarchiv Prenzlau.
 Grundriß der Stadt Prenzlau. Von Jahn. 1741. Maßstab 1 : 5000. Kartenarchiv des Generalstabs.
 „Generalplan von der Uckermärk. Hauptstadt Prenzlau.“ Von Schwadke. Um 1740. Stadtarchiv.
 „Prospekt der Kgl. Preuß. Stadt Prenzlau.“ Lieutn. v. Pfau del., Schleuensculp. (30 × 40 cm). Darüber Renvoi 1—21. Um 1750. Kartenabt. der Staatsbibliothek.

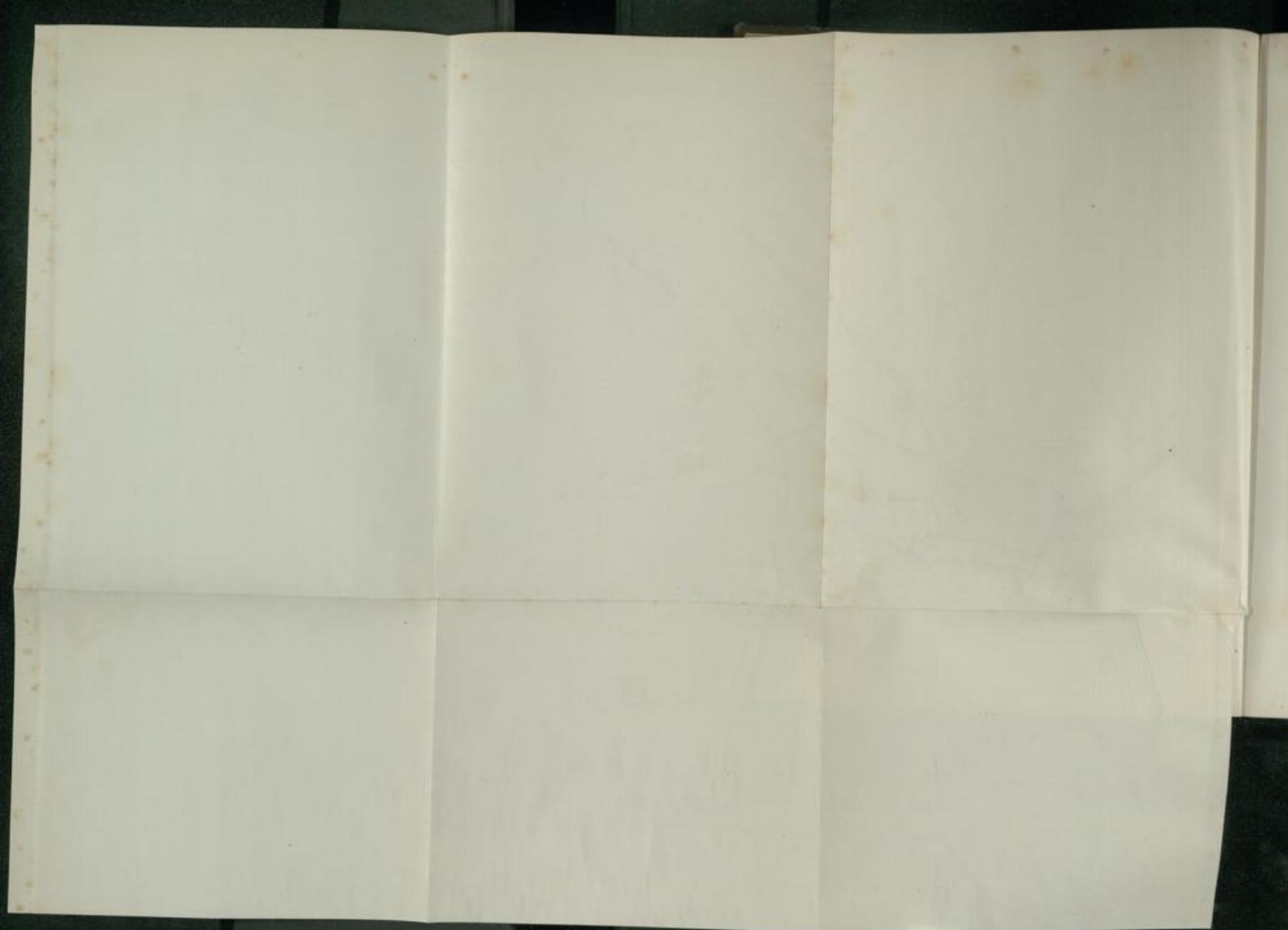


Prenzlau. Ansicht nach Pehold. Um 1715.



Prenzlau. Ansicht nach Merian Um 1650.





Zwei Stadtpläne, kolorierte Originalzeichnungen, der eine 40 × 50 cm, 200 Ruthen = 8,8 cm, der andere 25 × 35 cm, ohne Maßstab, beide nach dem ersten Viertel des 18. Jahrh. Im Geh. Staatsarchiv (Prov. Brand. Rep. 16. Prenzlau III p. 4 f.).

Plan der Stadt nebst westlicher Umgebung; in der Ecke rechts oben ein kleiner Prospekt, links die Legende in Rokokoumrahmung mit Stadtwappen. 36 × 21 cm. Kupferstich. In Sedts „Versuch einer Gesch. von Prenzlau“. 1785/87.

Zwei Ansichten aus dem 18. Jahrh. in der Art des Alberti: 1. Die Stadt von Südwesten, Gouache, H. fol., Nr. 244 einer Sammlung. 2. Die Marienkirche von Westen nebst Heiliggeistkapelle und Mitteltor sowie einem Stück Feldmauer mit Weichhaus. Kupferstichkabinett.

Situationsplan von Prenzlau. Von Busch. 1811. Stadtarchiv.

Kleiner Stadtplan von 1820. Kol. Originalzeichn. von P. Ludwig. Kupferstichkabinett.

Plan von Prenzlau. 1832 aufgen. von Busch. 1 : 4000 (60 × 90 cm). Stadtarchiv.

Plan von Prenzlau. 1859 aufgen. von Brennik. Stadtarchiv.

Projektzeichnungen zum Rathausneubau von 1724, bei den Akten im Prenzlauer Stadtarchiv sowie im Geh. Staatsarchiv.

Projektzeichnungen vom Turm der Jakobikirche. Eine von 1757 im Geh. Staatsarchiv (Abb. 179), andere im Stadtarchiv.

Von den Knoblauchschen Zeichnungen der Marienkirche von 1845 wurde ein kleiner Grundriß der Kirche vervielfältigt. (Bei den Kirchenakten der Oberpfarre.)

Eine Anzahl Plausen von älteren Aufnahmen im v. Quasichs Nachlaß in der Techn. Hochschule zu Charlottenburg.

Außerdem viele Lithographien, Aquarelle usw. mit Prenzlauer Ansichten aus dem 19. Jahrh. in der Sammlung des Uckermärk. Museums in Prenzlau; einige auch im Gasthof „Deutsches Haus“ und im Besitz des Rechtsanwalts Dr. Schwarz in Prenzlau.

Topographie.

Der wendische Ort, welcher der Stadt Prenzlau den Namen gab und der, älteren Nachrichten zufolge, zuerst 1128 erwähnt wird, ist nach allem was wir von den Lebensgewohnheiten der Wenden wissen, beim Ablauf des Uckersees in das gleichnamige Flüsschen im Bereich der jetzigen „Neustadt“ zu suchen. Es war eine Lage ähnlich der des alten Parvain (Altstadt Brandenburg) am Ausfluß des Weetzysees, wie sie den Hauptnahrungszweig der Wenden, den Fischfang, am meisten begünstigte. Bezeichnend dafür ist, daß bis in die neuesten Zeiten die Fischer hier ihrem Gewerbe oblagen. Ferner findet sich hier vor dem Mitteltoore, wie bei Parvain, in der neuzeitlichen Bebauung und Fluchtlinienführung noch eine Andeutung eines länglichen flaschenförmigen Rundlings, der seine Mündung dem Mittelgraben und dem dahinterliegenden Tore zugehrt und sich eigenartig gegen Südwesten erweitert, hier begrenzt vom Ravitgraben, dessen Benennung (Ravit = Röhricht, Schilf) gleichfalls auf die Wendenzeit hinweist.¹⁾ Weiter südwestwärts, jenseits des erst im 18. Jahrhundert entstandenen Priestergrabens, lag in der Gegend der heutigen Badeanstalt am Seeufer wahrscheinlich ein zum Wenden-

¹⁾ Die Bezeichnung „Kieß“ läßt sich für die Neustadt nicht nachweisen. Die Kießstraße im Norden der Stadt, jenseits des Stettiner Tores, führt ihren Namen erst seit dem Beginn des 19. Jahrh. aus noch nicht aufgeklärten Gründen (Dobbert, Archiv f. Fischereigesch. 1914, S. 125). Doch kann ein alter Wendenkiess schon nach den Verhältnissen der Drlichkeit nicht an dieser weitabgelegenen Stelle gesucht werden.

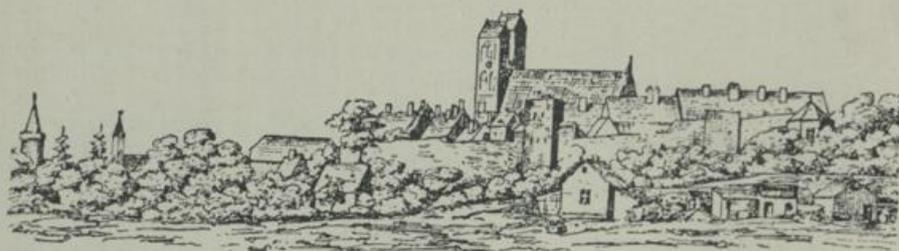
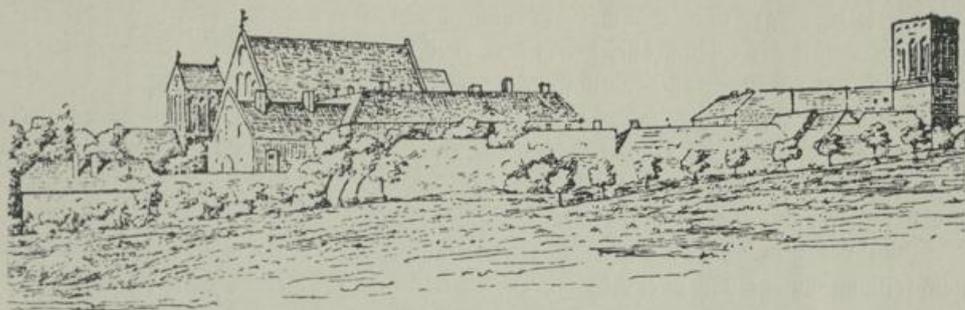


Abb. 127 u. 128. Prenzlau. Ansicht der Stadt

dorfe als Zufluchtsort gehöriger Burgwall, aus dem sich später die sog. Rönwenburg, ein kleines noch im 18. Jahrhundert in Resten erkennbares, aus einem Viereck mit Rondellen an den Ecken bestehendes Kastell entwickelte (Wedmanns Nachl.).

Ganz unabhängig von diesem, vermutlich zur Sicherung ihres neueroberten Besizes, der Uckermark, legten wohl schon die Pommernherzöge an dem strategisch wichtigen Punkte auf der Höhe neben dem Übergang über die Ucker eine burgartige Befestigung an. Sie ging wahrscheinlich später in den Besitz der Markgrafen über und ist daher dort zu suchen, wo wir i. J. 1348 in der Nähe des Dominikanerklosters die markgräfliche „curia“ finden, die der falsche Waldemar in diesem Jahre der Stadt schenkte (Niedel XXI, 165). Allem Anschein nach war dies nur der Rest seiner Besitzung, während das Hauptgrundstück schon vorher von seinen Vorgängern an die Dominikaner verschenkt worden war, wie denn Klöster dieses Ordens ihr Baugelände meist den Fürsten verdankten (z. B. Brandenburg). Eine gewisse Bestätigung für diese Annahme liegt in dem Umstande, daß noch später in den Kellerräumen des Klosters die markgräfliche Münze untergebracht war (Delapierre, Gesch. d. Ucker. S. 391). Ob auch das unweit davon in der Schulzenstraße belegene Salzhaus sowie der Schulzenhof (1321: curia prefecti), der jedenfalls in dieser Straße lag, zu diesen alten Besitzverhältnissen in Beziehung zu bringen sind, muß dahingestellt bleiben.

Die Anführung Prenzlaus unter den Orten, die i. J. 1188 dem Bischof von Ramin unterstellt wurden (Pommersches Urk.-Buch I, S. 88), sowie die Nennung eines Kaplans und eines Priesters daselbst i. J. 1187 (ebd. S. 82), zeigen, daß in dieser Zeit das Christentum bis hierher vorgedrungen und es dem friedlichen Kaufmann dadurch ermöglicht war, ohne Gefahr und besser als vordem seine Handelsbeziehungen bis in diese Gegend fortzuspinnen. Dafür finden wir die Bestätigung im Bestehen eines „forum“ (Markt) für den Handel und einer „taberna“ (Krug) zur Erleichterung für den durchgehenden Verkehr (diese in der Urk. von 1188), außerdem einer Münzprägestätte. Alle drei müssen wir wohl nicht in der unmittelbar an der Ucker gelegenen alten wendischen Siedelung suchen, sondern entsprechend den Gepflogenheiten der deutschen Kaufleute auf der vor Hochwasser und Kriegsgefahr geschützten Höhe bei der Kirche ihres Schutzheiligen (Nikolaikirche) und unter dem Schutze des vorgenannten,



von Süden. (Aus Bergau, Bau- und Kunstdenk. Tafel VIII.)

gleichfalls 1188 erwähnten „castrum“. Zu ihm bildete die Siedlung mit dem Forum das Suburbium. Der urkundlich erwähnte Priester kann wohl nur bei der Nikolaikirche angenommen werden, die, wie in so vielen anderen märkischen Städten, als die älteste der Stadt anzusehen ist. In ihrer unmittelbaren Nähe scheinen sich selbst die Spuren des Forums noch erhalten zu haben in der Erweiterung, welche die Steinstraße (offenbar die älteste der Niederlassung) in ihrer Mitte an ihrer westlichen Seite noch heute erkennen läßt.

Wie weit sich diese Ortserweiterung des 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts erstreckte, läßt sich heute nicht mehr angeben; wahrscheinlich reichte sie bis zum Zuge der heutigen Wittstraße, des Marktes und der Vinzentsstraße. Denn häufig wurde bei Erweiterung der Städte der neue Markt zunächst an den Grenzen der älteren Stadt angelegt. In der bezeichneten Linie findet sich noch in späterer Zeit zweimal die Benennung „Hagen“, nämlich 1) „Keggenhagen“ für eine Seite der Wittstraße und 2) beim Rathause auf dessen Südseite, wo bis ins 18. Jahrhundert die Buden „Im Hagen“ — 1373 „In Indagine“ (Umzingelung) bezeichnet — lagen. „Hagen“ aber bedeutet in älterer Zeit zunächst „einen Dornbusch, dann einen dadurch gebildeten Zaun, aber auch jede andere Einfriedigung; die mit Hagen zusammengesetzten Straßen weisen überall auf die Nähe des Stadtwalles hin“ (vgl. Lemke, Die älteren Stettiner Straßennamen, 1881, S. 43).

Die günstige Lage des Ortes an den wichtigen Heerstraßen von Brandenburg und von Oderberg nordwärts nach Pommern und Mecklenburg führte im Beginne des 13. Jahrhunderts zu einem bedeutenden Aufschwung, der die Erhebung des Ortes zur deutschen Stadt i. J. 1235 zur Folge hatte. Sie war verbunden mit einer Erweiterung der Kaufmannsniederlassung jenseits des Hagens. Diese kennzeichnet sich noch heute im Stadtplan durch ihr abweichendes Straßensystem, in welchem zwar die gleichlaufenden Hauptstraßenzüge des älteren Ortes verlängert sind, aber beginnend beim Straßenzuge des alten Hagens in abweichender Richtung und unter anderem Namen fortlaufen. Das Grenzgebiet zwischen dem alten und neuen Orte, der alte Hagen selbst, wurde teilweise zum Markte benutzt. An dieser Stelle trafen die von

Südost (Oderberg) und Südwest (Brandenburg) kommenden Wege zusammen, deren einer über die Steinstraße, der andere durch die Neustadt führte. Die hier schon früher sich gabelnden Straßen, nach Stettin einerseits (1237 als „via regia“ bezeichnet; Pommersches U. B. I, S. 262) und Neubrandenburg andererseits, erfuhren bei der Stadterweiterung nach Maßgabe des erwähnten neuen Systems eine Verlegung. Der Zug der neuen Straßen richtete sich nach dem Abhang an der Stadtgrenze im Osten und dem Flußlauf im Westen.

Mit der nun einsetzenden regen Bautätigkeit, die sich schon aus der ungefähr gleichzeitigen Anlage von zwei Kirchen, St. Marien und St. Jakobi, ergibt, steht wahr-

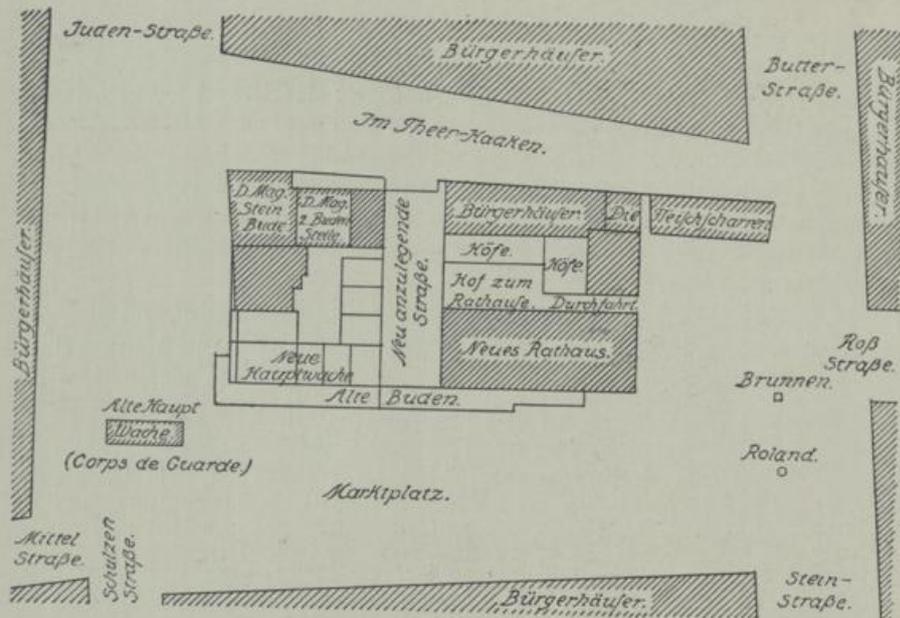


Abb. 129. Marktplatz um 1725.

(Nach dem von Dobbert aufgestellten Plane in Mitt. d. Uderm. Gesch. Ver. Bd. II, S. 143.)

scheinlich im Zusammenhang, daß der Bischof von Kamin i. J. 1240 dem Herzog Varnim die geistlichen Zehnten der 340, zum „vicus Prenzlawe“ gehörigen Hufen überließ. 1251 wird die Stadt als „constructa“ bezeichnet (Niedel XXI, 89). Auch die, die gesamte Stadt umfassende Befestigung ist allem Anschein nach bald in Angriff genommen worden, da sie im Vertrage der Stadt mit dem Franziskanerkloster von 1270 bereits erwähnt wird. Sie hatte vier Haupttore, von denen das Stettiner oder Blindower im Nordosten nach Pasewalk und Stettin, das Kustor im Nordwesten nach Neubrandenburg, das Mitteltor im Südwesten über die Neustadt nach Berlin und Brandenburg, das Steintor oder Schwedter Tor im Südosten nach Schwedt und



Abb. 130. Prenzlau. Ecke Linden- und Kreuzstraße.

Frankfurt a. D. führten. Der Lage der Lore entsprach auch die der vier Viertel, in welche die Stadt später zu Verwaltungszwecken geteilt wurde, das Stein-, Ucker-, Blindowische und Kuhviertel.

Am Markte lag das Rathaus, in der Richtung des jetzigen (Abb. 126), doch erstreckte es sich in seiner bedeutenden Längenausdehnung bis über die heutige Marktstraße hinaus, die erst angelegt wurde, nachdem sein Westteil i. J. 1724 niedergelegt worden war. Südlich und nördlich davon standen ehemals „Buden“, Anbauten, die ursprünglich nur für Verkaufszwecke dienten, „Im Hagen“ und „Theerhaafen“ genannt; nordöstlich lagen der „Schuhhof“ sowie die Fleischer- und Bäckercharren,



Abb. 131. Prenzlau. Am Mühlenstrom.



Abb. 152. Prenzlau. Am Mühlenstrom.

unter denen man im 18. Jahrhundert die Freischlächterscharren, sowie die Frei-, Loß- und Fastenbäckerscharren unterschied (Akten im Stadtarchiv). An der Ecke nordwestlich vom Rathhaus lag die Steinbude („Steinbefe“), ein massives Gefängnis, davor nach der Marienkirche zu der Stod; auch der Schandpfahl („Kaf“) stand auf dem Markte. Etwa an der Stelle des jetzigen Kriegerdenkmals, unweit der Gerichtslaube des Rathhauses, stand der Roland, in dessen Nähe noch jetzt ein Stein im Pflaster die Stelle des Hochgerichts bezeichnet (vgl. den Plan Abb. 129). Im westlichen Teile des Marktes, auf dem u. a. der Holzmarkt abgehalten wurde, lag die frühere Wage.

Im Jahre 1725 errichtete man südwestlich vom Rathhaus, gegenüber der Schulzenstraße, die Hauptwache. Vor 1716 wurde am Markt, gegenüber dem Rathhaus, das jetzige Gebäude der Apotheke als Posthaus erbaut, das später dem General v. Winterfeldt als Burglehn überlassen wurde und seitdem den Namen „Burgfreiheit“ führte. In nächster Nähe des Marktes lagen ferner in der Friedrichstraße das Gebäude des Obergerichts aus dem 18. Jahrh. und in der Steinstraße das Landschaftshaus.

Westlich vom Rathhaus erhob sich die Marienkirche, die Hauptkirche der Stadt, umgeben von einem Friedhof. An seinem Rande standen im Süden an der jetzigen Wittstraße die „Kohrbuden“, zu denen die Glockenläuter- und die Kunstpfleiserbude (an Stelle von Wittstr. 139) gehörte, mit einem „der Lüdmantel“ genannten Durchgang nach der Kirche zu, im Osten die „Wisselbuden“, welche wie jene dem Kaland gehörten und daher auch insgesamt „Kalandsbuden“ hießen. Die Wisselbuden stießen im Norden an das — Ecke der ehemaligen Pelzer(Marienkirch-)straße belegene — Grundstück der Elendengilde; das kleine Elendenhaus wurde 1742 an dieser Stelle abgebrochen und unweit davon in der Klosterstraße neben dem dort an der Ecke der Marienkirchstraße belegenen Diaconathaus neu aufgeführt. An der Nordwestecke des Kirchhofes, ungefähr an der Stelle des jetzigen kleinen Schwesternhauses, stand die in den Jahren 1586 und 1724 umgebaute Schule, die noch bis 1841 als Gymnasium diente, und unweit davon in

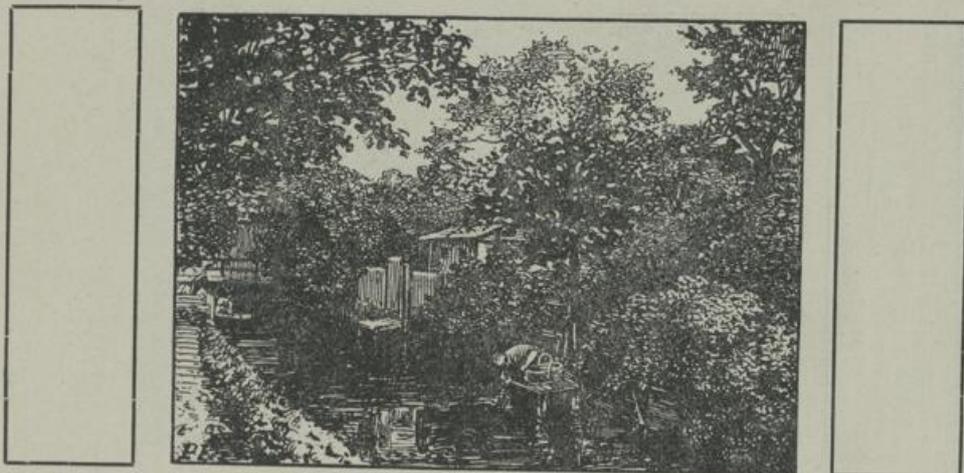


Abb. 133. Prenzlau. Am Mühlenstrom.

der Klosterstraße, der Westseite der Kirche gegenüber, die Propstei der Nonnen von St. Sabinen, seit 1543 Oberpfarre, sowie südlich daneben das Rektorathaus. Ebenfalls in dieser Gegend, an der heutigen Kreuz (ehedem Pfaffen-)straße lag im 16. Jahrhundert die Jungfern(Mädchen-)schule.

In der vom Westteil der Kirche aus nordwärts führenden Klosterstraße finden wir das wie üblich in der Nähe der Mauer angelegte Franziskanerkloster, durch dessen nördliches Gebiet schon frühzeitig eine Gasse von der Klosterstraße nach dem Rondesteig hinter der Mauer (die jetzige Wassergasse) führte; sie scheint bis zum Jahre 1270 mehr südlich gelegen zu haben, dort, wo hinter der Kirche die Mauer von einer Pforte durchbrochen ward (vgl. Niedel XXI, 401). An Stelle der Klostergebäude im Norden der Kirche trat Ende des 18. Jahrhunderts ein Palais des Prinzen Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls, das heute als Stadtschule dient, während auf dem Gebiet des Laienfriedhofs südlich der Kirche jetzt das Lyzeum (Töchterschule) steht.

An der Nordwestecke der Stadt führte man, wie auch in anderen Städten, auf eine gewisse Strecke eine Abzweigung des „Stromes“ in die Stadt hinein, um in Kriegszeiten innerhalb der Befestigungslinie eine Mahlmühle zu haben; um eine solche handelte es sich jedenfalls bei der i. J. 1321 an dieser Stelle errichteten Mühle, die dann, vermutlich i. J. 1348 — in welchem Jahre die Binnen- und Butenmühlen aus markgräflichem in städtischen Besitz übergingen — als Mahlmühle überflüssig und zur Lohmühle umgewandelt wurde; es ist noch heute das Grundstück der Schuhmachergilde, der „Lohhof“. Von den beiden Durchlässen des Wasserlaufs ist der südlich der Wilhelmstraße belegene nur noch als Bresche erkennbar, während der nördliche, am Nordrande des Lohhofes, noch die alte Überwölbung in Form eines breitgespannten Rundbogens bewahrt hat. In unmittelbarer Nähe hiervon, nämlich in der Verlängerung der Klosterstraße bis zur Mauer, befand sich das sog. „Judenort“, dessen Name im 18. Jahrhundert in „Gegendorf“ verderbt wurde (Vedmanns Nachl.).

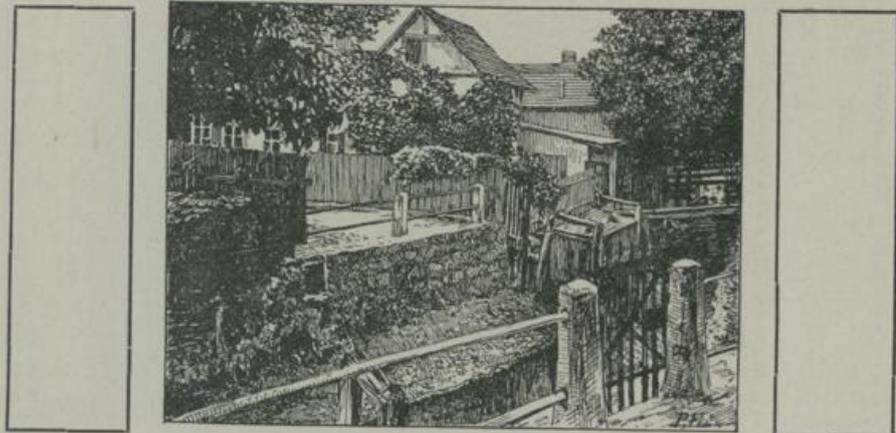


Abb. 134. Prenzlau. Am Mittelgraben.

Die Stroh-, jetzt Wilhelmstraße, die vom Kuchtor ostwärts führt, war, wie ihr Name andeutet, in früherer Zeit vor allem mit landwirtschaftlichen Gebäuden besetzt; es lag dort in der Nähe des Blindow'schen Tores die Ratsziegel- und Kalkscheune, an deren Stelle nach einem Brande von 1593 ein neuer Stadthof mit der Marktmeisterwohnung trat. An der Ecke nach der jetzigen Friedrichstraße treffen wir sodann die Jakobikirche mit ihrem Kirchhof; ein früher von hier ostwärts nach der Mauer führender Gang, „In der Helle“ genannt, ist jetzt verschwunden.

Vom Jakobikirchhof erstreckte sich seitwärts die Baustraße, ursprünglich nur bis zur Roß (der jetzigen Vinzent-)straße, während ihre südliche Verlängerung den Namen Papendieck (= Pfaffendamm) führte. An ihrer Kreuzung mit der Roßstraße lag bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch eine dritte Pfarrkirche, St. Johannis, ein stattlicher Bau mit Turm; sie stürzte infolge langer Vernachlässigung ein und wurde nach ihrem Abbruch i. J. 1749 durch das Magistratswitwenhaus ersetzt. Von dieser Ecke führte gegen die Mauer hin ein Gang, der 1311 „vicus preconis“ (Ratsbote), später „Scharfrichterengang“ hieß, nach den Wohnungen der Ratsbediensteten. An der Westseite des Papendiecks liegt seit dem 18. Jahrhundert der Stadthof mit der Ratscheune.

Folgt man von hier aus dem Zuge der Mauer nach dem Steintore, so findet man in dessen Nähe die Stelle des ehemaligen Hirtenhauses. Hier beginnt an der Mauer der Uckerwieck, an welchen das Gebiet des ehemaligen Dominikanerklosters, jetzigen Kranken- und Armenhauses, heranreicht. Es ist der höchstgelegene Teil der Stadt und ohne Zweifel die Stelle der ehemaligen landesherrlichen Burg. Nordwärts reihte sich einst daran der Friedhof der Nikolaikirche, der samt der Kirchenruine seit dem 18. Jahrhundert größtenteils von Kasernen umschlossen wird. Er stößt im Westen an die Schulzenstraße, in welcher dicht dabei das Salzhaus lag. Der südliche Teil der Prinzenstraße, der sich noch heute durch seine breite und terrassenförmige Anordnung des



Abb. 135. Prenzlau. Am Mittelgraben.

Bürgersteiges auszeichnet, hieß ehemals „Sternberg“; hier befanden sich nach Beckmann bei einer Säule der Versammlungsort der Tuchmacher und wahrscheinlich auch ihre Rahmen, wonach der Platz auch als die „Wollenweberplätze“ bezeichnet wurde; eine kleine (nicht mehr vorhandene) seitliche Sadgasse nach der jetzigen Sternstraße zu, hieß nach Süring der „Nerß“. In der Nähe, nahe der Wasserpforte, steht in der Tempelstraße seit 1832 die Synagoge und in der anstoßenden Komödienstraße an der Mauer das zuerst 1780 in einem Stalle eingerichtete, dann 1832 massiv neu erbaute Schauspielhaus. Am Mitteltor endlich lagen das Heiliggeisthospital mit seiner Kapelle und neben dieser das Hohehaushospital.

Von den Gegenden außerhalb der Umwallung ist die wichtigste die Neustadt. Sie wird bereits i. J. 1250 als solche bezeichnet. Vielleicht war beabsichtigt, ähnlich wie in Brandenburg, an der Stelle des alten Wendendorfes eine Schwesterstadt anzulegen, wozu es indes nicht kam. Vielmehr wuchs die Neustadt nur wenig über den Umfang des einstigen Wendenkieges (vgl. S. 155) hinaus. Sie wurde im Nordwesten vom „Strom“, im Südosten vom See und im Südwesten durch das Berliner (Neustädter) Tor begrenzt. 1357 wurde in ihr im ältesten Kern des Ortes, nahe dem Ravitgraben, das Gasthauhospital zu St. Elisabeth angelegt, von welchem noch Anfang des 19. Jahrh. das „Elisabethbad“ am Seeufer seinen Namen herleitete; auch lagen hier am „Fullerdamm“ (jetzt Fischerstraße) in einer Erweiterung nach dem Seeufer hin die städtische Badstube, sowie in der „Küterstraße“ am See das städtische Schlachthaus. Weiter südwestlich, nahe der als Pfarrkirche der Neustadt schon 1250 genannten Sabinenkirche, lag damals bereits ein Nonnenkloster vom Orden der seligen Maria Magdalena, das, obwohl klein, doch für die Stadt von einiger Bedeutung war, da es das Patronat über alle drei Pfarrkirchen besaß. Der beim Kloster vorbeistreichende Priestergraben hat in ältester Zeit vielleicht die Bedeutung eines Wehrgrabens für die Neustadt gehabt (vgl. Abb. 198). Wo er von der „Schnelle“ abzweigt, steht von altersher die Binnenmühle, die Buten-



Abb. 136 u. 137. Prenzlau. Am Mittelgraben.

mühle dagegen weiter draußen am Ende des Neustädter Dammes, der Fortsetzung der Neustadt jenseits des ehemaligen Lores. Das um 1444 auf dem Damme errichtete St. Gertrudshospital ist jetzt verschwunden; an seine Stelle trat das Neustädter Dammschulhaus. Noch eine Strecke weiter trifft man die im 18. Jahrhundert erbaute Papier- (Neue) Mühle, und endlich das ehemalige Vorwerk des Sabinenklosters.

Im Westen der Stadt dehnte sich jenseits der „Wurfsbrücke“ (wahrscheinlich der Ort, wo die Wurfmacher die Därme spülten) zwischen „Strom“ und „Schnelle“ die Bullenwiese aus und westlich von ihr jenseits der Schnelle ein weites fruchtbares Bruchland. Die genannten Wasserläufe geben dem betreffenden Teile der Stadt noch heute ein eigenartiges Gepräge durch die daran liegenden Gärten und die oft reizvoll ausgebildeten Ufer mit ihren vergitterten Brüdchen, Freitreppen, Waschbänken, Fischbehältern usw.; ähnliches auch am Mittelgraben (Abb. 130—139). Vor dem Kuctor am Kuhdamm lag der „Kiewitzkrug“.

Im Nordosten, wo sich vor dem Stettiner Tor die Straße nach Pasewalk von der Stettiner abzweigt, steht (nach zeitweiliger Entfernung wieder ungefähr an alter Stelle) ein Wegekreuz aus Granit (siehe den Lageplan des Stettiner Lores Abb. 229). Nördlich vom Lore legte man im 18. Jahrhundert Maulbeerplantagen an. Südöstlich von ihm lagen die Lehmgrube und noch weiter südlich, in der Gegend des Herenturms, der im 17. Jahrhundert angelegte Pestkirchhof sowie der kleine Judentirchhof,



Abb. 138 u. 139. Prenzlau. Am Mühlenstrom.

von dessen Anlegung vor dem Steintore i. J. 1235 berichtet wird (Niedel XXI, 172). Noch jetzt finden sich hier an den Abhängen der zu Promenaden umgestalteten Stadtwälle die Reste der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den Kirchen wegverlegten Friedhöfe.

Vor dem Steintor stand das alte Schützenhaus. Von dort aus auf der Straße nach Schwedt weitergehend, trifft man in einiger Entfernung von der Stadt die jetzt als Armenhaus dienende kleine Kapelle des St. Georghospitals. Einige Schritte weiter stand auf einer Erhebung der Galgen, ursprünglich ein Eichbaum, seit 1611 gemauert und so noch bei Merian sichtbar. Ein breiter Grenzgraben, von der Grenze mit Seelübbe im Süden bis zu der Blindower im Norden, bildete schon im Mittelalter eine Landwehr auf der Ostseite.

Straßennamen.

Die zuerst stehenden geben die heutige Bezeichnung, die folgenden die frühere, meist aus dem 17. und 18. Jahrhundert; vgl. Tafel 12 und D o b b e r t, Prenzlau's Straßennamen (Mitteil. des Uterm. Gesch.-Ver. III, S. 167).

B a u s t r a ß e, der Teil südlich der Wallstraße hieß ehemals Papendieck und nur der nördliche Teil Baustraße.

K l. B a u s t r a ß e, Buttergasse (Wedmann).

B r ü d e r s t r a ß e, wie früher.

- Fischerstraße, Fullerdamm.
 Friedrichstraße, Butterstraße.
 Kl. Friedrichstraße, Roten (Röte-)gasse.
 Hospitalstraße, Schleich- oder Vielgasse.
 Johannisstraße, Saustraße.
 Kannenstraße, Kannengasse (Bedmann).
 Gr. Kasernenstraße, Schleichstraße.
 Kl. Kasernenstraße, Grünes Sträßchen.
 Klosterstraße, hieß von der Wittstraße bis zur Kreuzstraße „Beim heiligen Geist“, von da bis zur Wilhelmstraße „Springstraße“.
 Komödienstraße, Stavenstraße.
 Königstraße, Judenstraße, Poststraße.
 Kreuzstraße, Pfaffenstraße („Pfaffenburg“ bei Bedmann).
 Kupferschmiedgäßchen, wie früher.
 Lindenstraße, Wursterbrücke.
 Marienkirchstraße, Pelzerstraße.
 Mauerstraße, „Judenort“, „Judenhof“; im 18. Jahrh. „Gegendorf“.
 Neustadt. Vom Mittelort bis zum Gasthaushospital hieß die Straße ehemals der „Krümel“ oder „Im Krümen“, der übrige Teil „Ravit“ oder „Auf dem Ravit“.
 Prinzenstraße, Uckerstraße, im Südteil „Sternberg“.
 Randowstraße, wie früher.
 Rosengarten, Vogelfang.
 Sabinenufer, hat etwa die Richtung der einstigen Küterstraße.
 Scharrenstraße, Theerhaaken.
 Schulzenstraße, wie früher.
 Steinstraße, wie früher.
 Sterngasse, Schleichstraße.
 Tempelstraße, „Vor der Wasserpforte“ oder „Wassersträßchen“.
 Uckerwieck, wie früher.
 Vinzentstraße, Rossstraße.
 Wallstraße, „vicius preconis“ (1311), Scharfrichtergasse.
 Wasserstraße, Wassergasse.
 Wilhelmstraße, Strohstraße.
 Wittstraße, hieß im südlichen Teil „Gegen den Heiligengeist“ (vom Mittelort bis zur Prinzenstraße) und „Gegen die Rohrbuden“ (von da bis zum Markt), im nördlichen Teil „Regenhagen“ (vom Tor bis Klosterstraße — so Bedmann), die ganze Straße auch Heiligegeiststraße und Mühlenstraße (Bedmann); ein Durchgang nach der Marienkirche vom Markt aus hieß der „Lüdmantel“.
 Siehe ferner im Text die Bezeichnungen: Im Hagen, Theerhaaken, Rohrbuden, Bisselbuden, In der Helle und Herß für jetzt nicht mehr vorhandene Ortlichkeiten.



Abb. 140. Prenzlau. Marienkirche von Nordosten.

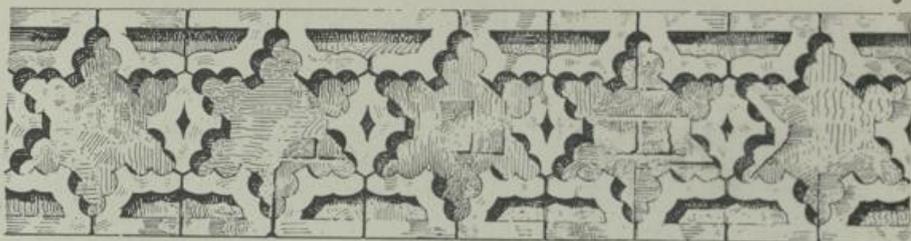


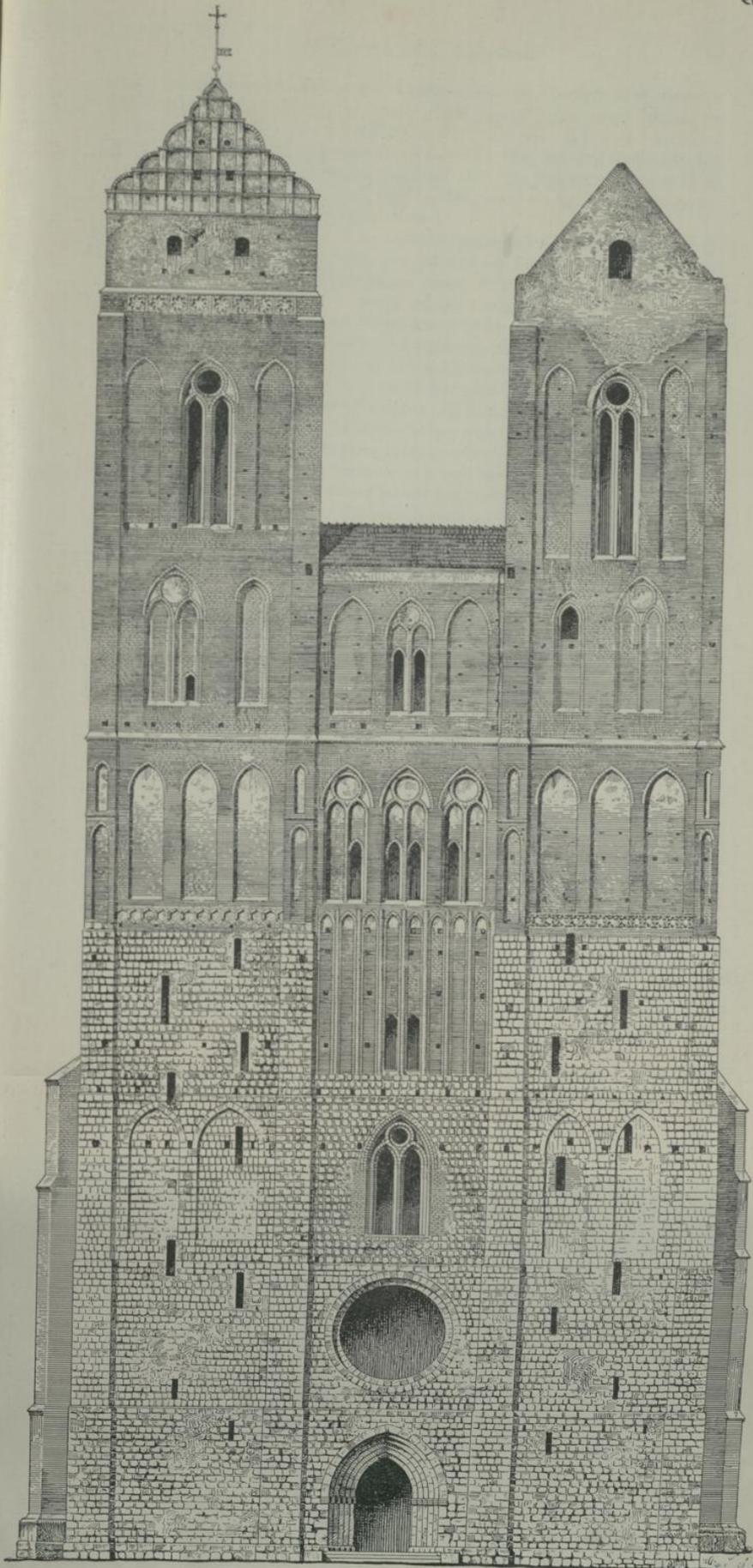
Abb. 141. Prenzlau. Fries am Südturm der Marienkirche.

Marienkirche.

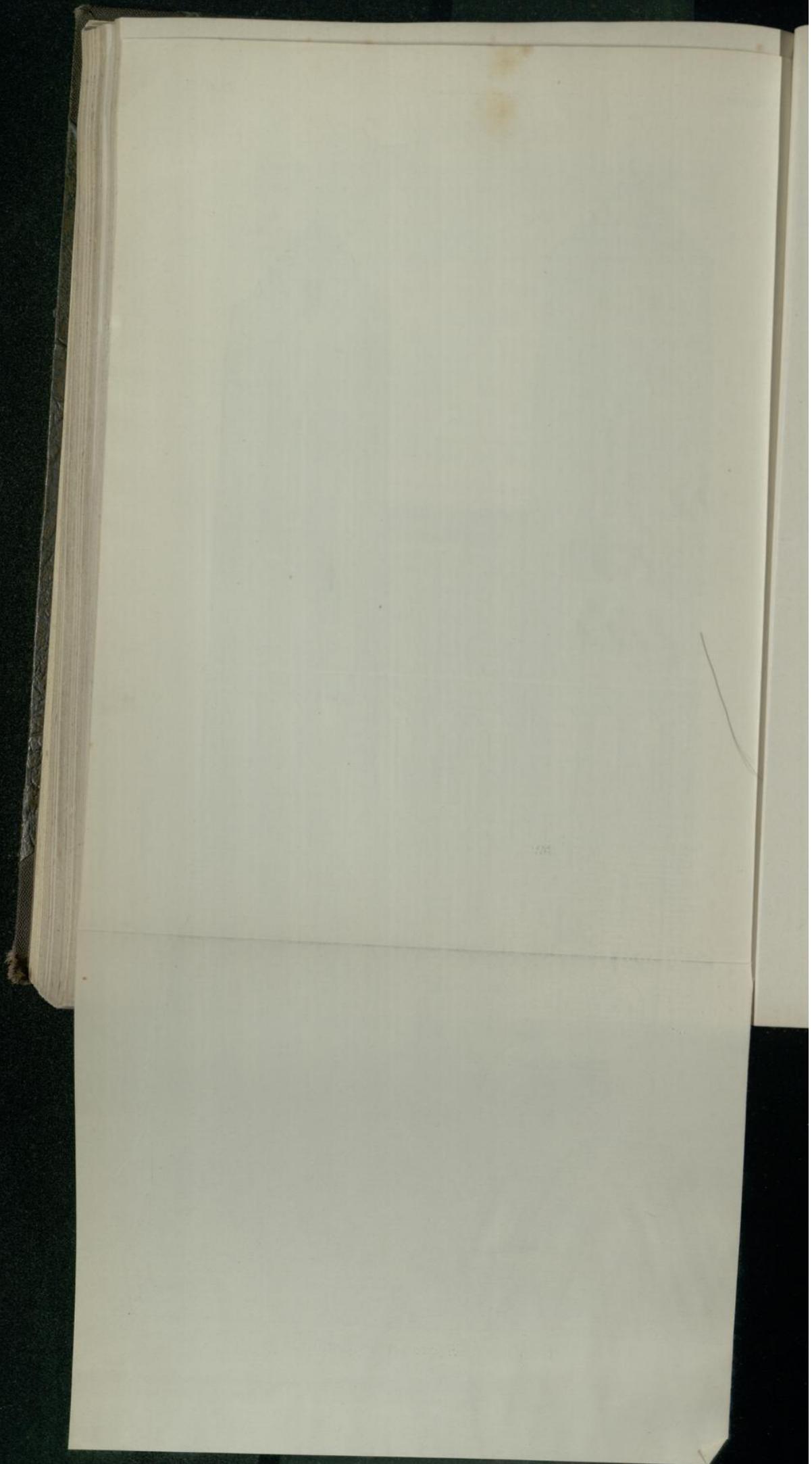
Die Marienkirche, das bedeutendste Bauwerk der Stadt und zugleich eines der hervorragendsten Werke des Backsteinbaus überhaupt (Abb. 140), ist eine dreischiffige Hallenkirche mit drei polygonalen Chorschlüssen und einem gleichbreiten Westbau, der von Beginn für zwei Türme angelegt ist. An sie schließen sich im Norden eine Vorhalle, im Süden zwei Kapellen, von denen die eine, die ehemalige Christophskapelle, jetzt als Sakristei dient, während die westlich daran schließende Margaretenskapelle leer steht, außerdem westlich an diese anstoßend noch ein zweigeschossiger Anbau mit Vorhalle im Erdgeschoß; noch weiter westlich stand ehemals das Totengräberhäuschen.

Baugeschichte.

Erste Bauzeit. Von der ersten, etwa um 1235—50 erbauten Kirche sind im gegenwärtigen Bau nur ganz geringe Spuren vorhanden, hauptsächlich der Rest des ehemaligen vorläufigen westlichen Mittelschiffgiebels aus Backstein. Sein oberer Teil ist als ungegliederte Mauerfläche ohne jede Blende oder Verzierung. Seine Spuren sind mit deutlicher Abgrenzung sichtbar in den oberen Ecken des mittleren Raumes des Westbaus unmittelbar über der Balgenkammer, ihre Fortsetzung über der Balkendecke dieses Raumes erscheint dann in dem jetzt wüst liegenden Raume zwischen den beiden Türmen etwa 3 m unter dem jetzigen Dachfußboden. Aus alledem ergibt sich, daß der Giebel einst frei gestanden hat, ohne mit dem Westbau verwachsen zu sein, d. h. daß dieser nach Vollendung des Kirchengebäudes selbst vorläufig noch in seinen Anfängen liegen geblieben war. Aus den erwähnten, noch sichtbaren Kanten des Giebels ist dessen äußerste Spitze, die bei der späteren Aufmauerung verloren ging, mit voller Sicherheit zu bestimmen; sie liegt etwa 1 m über dem jetzigen Dachfußboden. Aus den sich so ergebenden Verhältnissen ist zu entnehmen, daß die erste Marienkirche nicht wie die heutige ein Hallenbau, sondern eine Basilika war. Auch die Breite des ehemaligen Mittelschiffs ist noch festzustellen aus den Resten der Wandpfeiler am Westende, vor welche die des späteren gotischen Baus gestellt wurden. Selbst für die Gesamtbreite der Kirche dürfte noch ein bestimmter Anhaltspunkt vorliegen in den beiden umfangreichen Strebpfeilerfundamenten, die unter den jetzigen schrägstehenden am Westende der Kirche zutage treten und in der Richtung mit den gegenwärtigen nicht übereinstimmen; darnach hatten auch die Nebenschiffe der alten Kirche annähernd die



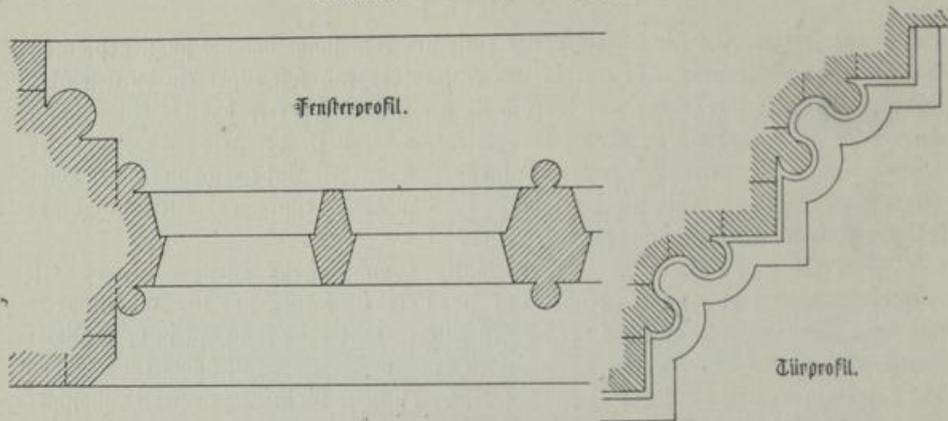
Prenzlau. Westseite der Marienkirche.
(Maßstab 1 : 200)



Breite der jetzigen und die Gesamtbreite entsprach dem sicher damals schon geplanten Westbau, eine Beziehung, die wir in der ganzen Gegend fast allgemein durchgeführt finden. Für die Trennung der Basilika in Schiff und Chor spricht die Erwähnung eines um 1304 geweihten hl. Kreuzaltars (Miel XI, 104), der stets am Eingang des Chores, jedoch für den Schiffraum, aufgestellt war. In Anbetracht der oben nachgewiesenen Breitenverhältnisse kann auch die Längenabmessung der alten Kirche der jetzigen nicht wesentlich nachgestanden haben.

Zweite Bauzeit. Der vorläufig zurückgelassene Westbau wurde erst nachträglich allmählich weitergeführt und gelangte im Laufe des 13. Jahrhunderts nur ungefähr bis zur Traufhöhe der jetzigen Kirche. Er wurde fast ganz in vorzüglicher Feldsteinquadertechnik errichtet, in welche sich nur vereinzelt in zurückhaltender Weise für Kanten und gartere Gliederungen Backsteinwerk mischt. Es ist ein gewaltiger, massiger Bau (Tafel 13) von höchst eindrucksvoller Erscheinung, nicht nur durch sein fast unvergängliches, in verschiedenen Tönen von Rot und Grau mannigfach wechselndes Steingefüge, sondern namentlich auch durch die Großartigkeit der Abmessungen. Die Wucht der Massenvirkung verstärkte der Baumeister noch dadurch, daß er die Gerände der Hauptöffnungen in zahlreichen kräftigen Absätzen abstufte und dadurch die mächtige Stärke der Mauern zur vollen Geltung brachte, andererseits aber bei der reichen Ausschmückung durch Blendcn, mit denen er nach dem Vorbilde westdeutscher Haussteinbauten den Turmbau schmückte, darauf bedacht war, diese nur ganz zart einzugründen, um die geschlossene Wirkung der Mauermaße nicht zu stören.

Der Formencharakter des Westbaus ist der einer frühen Gotik, wie ihn die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts schuf. Seine Gliederung besteht zunächst in einer schwachen Einziehung über jedem der fünf Stockwerke, sodann aber in breit angelegten Lisenen, durch welche schon von unten an die Entwicklung der beiden selbständigen, im Grundriß rechteckigen Westtürme vorbereitet wird und an denen die Einziehung der Stockwerke eine stetige Breitenabnahme bewirkt. Als unterste Abstufung umzieht ein mit leichter Hohlkehle profilierter Sockel den ganzen Westbau. Das Erdgeschoß öffnet sich in der Mitte in einem mächtigen, fünffach abgestuften Spitzbogenportal. Die aufsteigenden Kanten der Gewändeabstufungen sind abwechselnd durch schmale Kehlen und Dreiviertelstäbe gebrochen, die im Kehlenprofil des Sockels spitz ablaufen. Der kräftige Kämpfer ist mittels eines runden Wulstes zwischen zwei Platten urwüchsig gegliedert. Bemerkenswert ist die flache Giebelform, in welcher die innere Nische des Portals nach altertümlicher Weise geschlossen ist. Das zweite Geschoß des Mittelbaus ist von einem großen Radfenster mit einfach abgestuftem, unprofilierem Gewände durchbrochen. Im dritten Geschoß setzt eine reichere Gliederung der Flächen durch flach eingetieftc Spitzbogenblenden verschiedener Art ein. An der Westseite breit und schlicht gehalten, werden sie an den Seitenfronten zierlicher und mannigfaltiger unterteilt. Noch altertümlich, aber besonders reizvoll wirken die in Zwillingbögen schließenden Blenden an der Nordseite; hier sah man sich bereits genötigt, zum Backstein zu greifen, um die zierlichen Pfosten und Kleeblattbögen zur Ausführung bringen zu können. Zu noch entschiedenerer Anwendung kommt der Backstein im gleichen Geschoße im Mittelbau



Prenzlau,
Marienkirche.

Einzelheiten vom
Ostteil der Kirche.

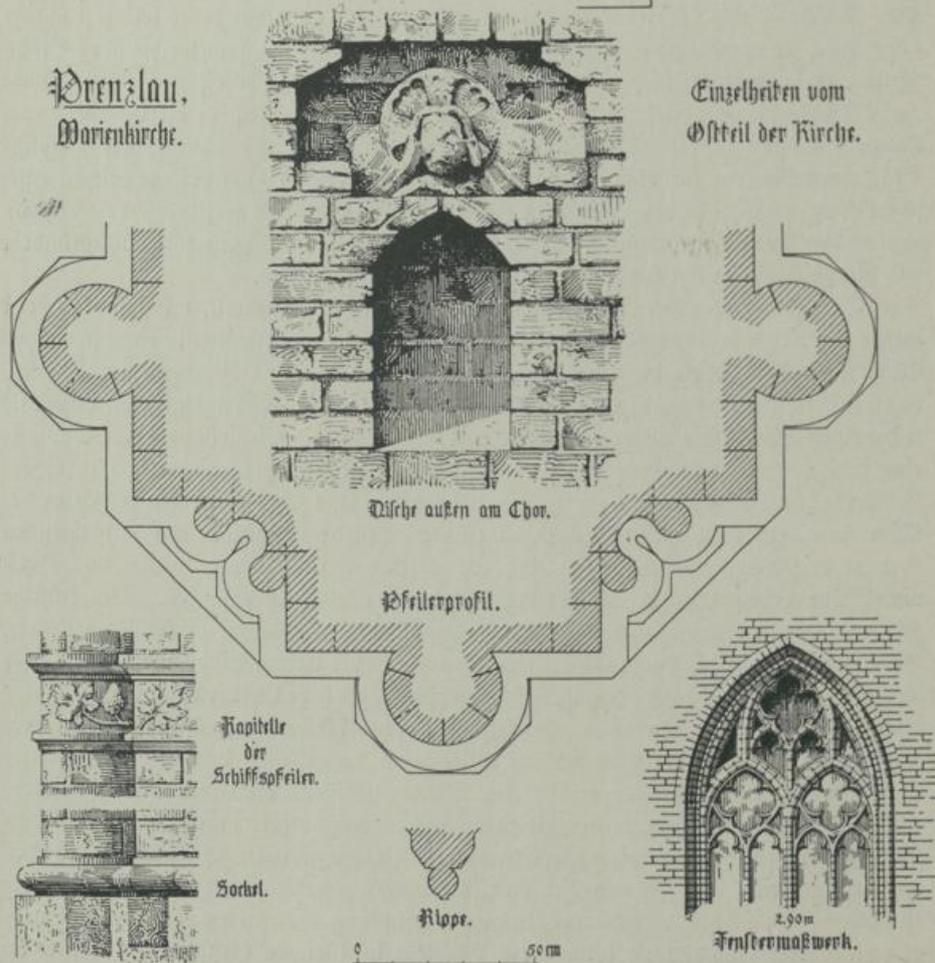


Abb. 142. Prenzlau. Marienkirche. Einzelheiten vom Ostteil.

der Westfront in dem über der großen Rose angebrachten zweiteiligen Fenster. Indessen bleibt fraglich, ob dieses durchaus gleichzeitig mit den benachbarten Feldsteinteilen oder erst etwas später etwa an Stelle einer granitenen Blendenreihe entstanden ist, worauf die gerade aufsteigenden Feldsteinkanten an seinen beiden Seiten zu deuten scheinen; jedenfalls schließt sich sein schlichter frühgotischer Formencharakter dem der Umgebung an, ja die seine Bogen umziehende Läufer-schicht wirkt noch geradezu altertümlich. An seinem Gewände tritt zum ersten Male ein Backsteinprofil auf, nämlich ein breiter massiger Viertelstab, der die Hauptform zwischen rechteckigen Kanten umzieht. Das einfache, aus zwei Spitzbögen mit Kreisform darüber bestehende Maßwerk ist ziemlich roh aus unprofilierten Steinen gebildet. An den Türmen ragt das Feldsteinmauerwerk noch um ein Stockwerk höher hinauf. Die Frontseite dieses Geschosses blieb unverziert, nur an den Seitenflächen kehrt noch das Motiv der Blenden wieder, aber auch hier bedeutend vereinfacht und vergrößert im Vergleich zu dem zierlichen Blendenwerk des vorhergehenden Geschosses. Bei der Herstellung der Ostmauer dieses vierten Geschosses benutzte man den vorläufigen Giebelab-schluß der alten Kirche. Da aber dieser nur zwei Steinlängen (etwa 60 cm) stark war, so bedurfte es einer Verstärkung. Man bewerkstelligte sie, indem man von weiter unten her drei breite Wandvorlagen von 1 Stein Tiefe vor die Westseite der Giebelmauer legte, durch zwei Spitzbögen verband und auf die so gewonnene stärkere Grundlage die Ostmauer des Zwischenbaues weiterführte und zwar immer noch aus Feldstein. Seine Vorderwand hingegen wurde zum ersten Male gänzlich aus Backstein aufgemauert und durch eine Reihe von acht sehr schlanken Spitzbogenblenden gegliedert, in deren beiden mittleren zwei halbhöhe im Kleeblattbogen geschlossene Fenster angelegt sind. Am oberen Rande dieser vier Geschosse griff der Baumeister in weiterer Ausnutzung des Backsteinstoffes nunmehr auch zu glasierten Formziegeln, um daraus einen groß und schön gezeichneten, aus Sechsecksternen zusammengesetzten, durchbrochenen Fries zu bilden, der noch in längeren Strecken erhalten ist (Abb. 141). Von hier ab herrscht nun durchweg der Backstein (Format 28—29 × 13—14 × 9—10 cm). In Anlehnung an die Gliederung der unteren Geschosse wurde auch das folgende fünfte bereits damals mit Blenden an den äußeren Seiten angelegt. Doch kam man nicht allzuweit damit. Vermutlich war inzwischen der Gedanke einer völligen Neugestaltung des Kirchengebäudes soweit gereift, daß man sich entschloß, den Turmbau vorerst liegen zu lassen und zwar in einer Endigung, wie ihn gerade der zufällige Stand der Maurerarbeiten ergab. Ihre damalige Grenze ist noch wohl erkennbar. Sie liegt im südlichen Turm etwa 1 m über dem glasierten Fries; die Nordost-ecke des Nordturms war ebenfalls schon mindestens bis zur Oberkante des Frieses gediehen, während der südwestliche Teil und die Mauern des Zwischenbaues zurückgeblieben waren.

Was das Innere des Westbaues anbetrifft, so sind die beiden Türme größtenteils durch die beiden hochstufig aus Granitschichten gemauerten Treppen eingenommen, die durch wenige Schlitzenfenster erleuchtet und mit steigenden Tonnen von giebelförmigem Querschnitt überwölbt sind. Nur an wenigen Stellen bleibt neben ihnen Raum für kleine dunkle Kammern. Der Mittelbau bildet im Erdgeschos-

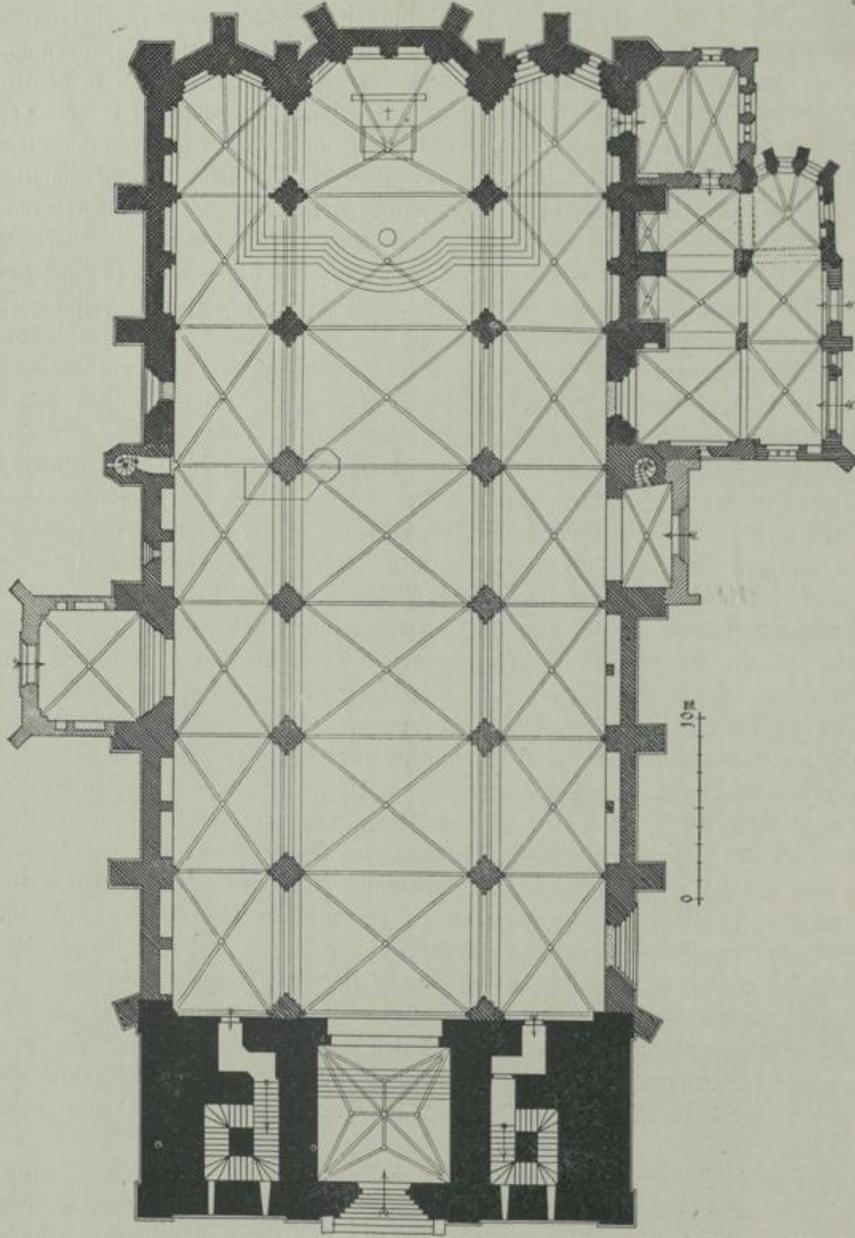


Abb. 143. Prenzlau. Marienkirche. Grundriß im Erdgeschoß.

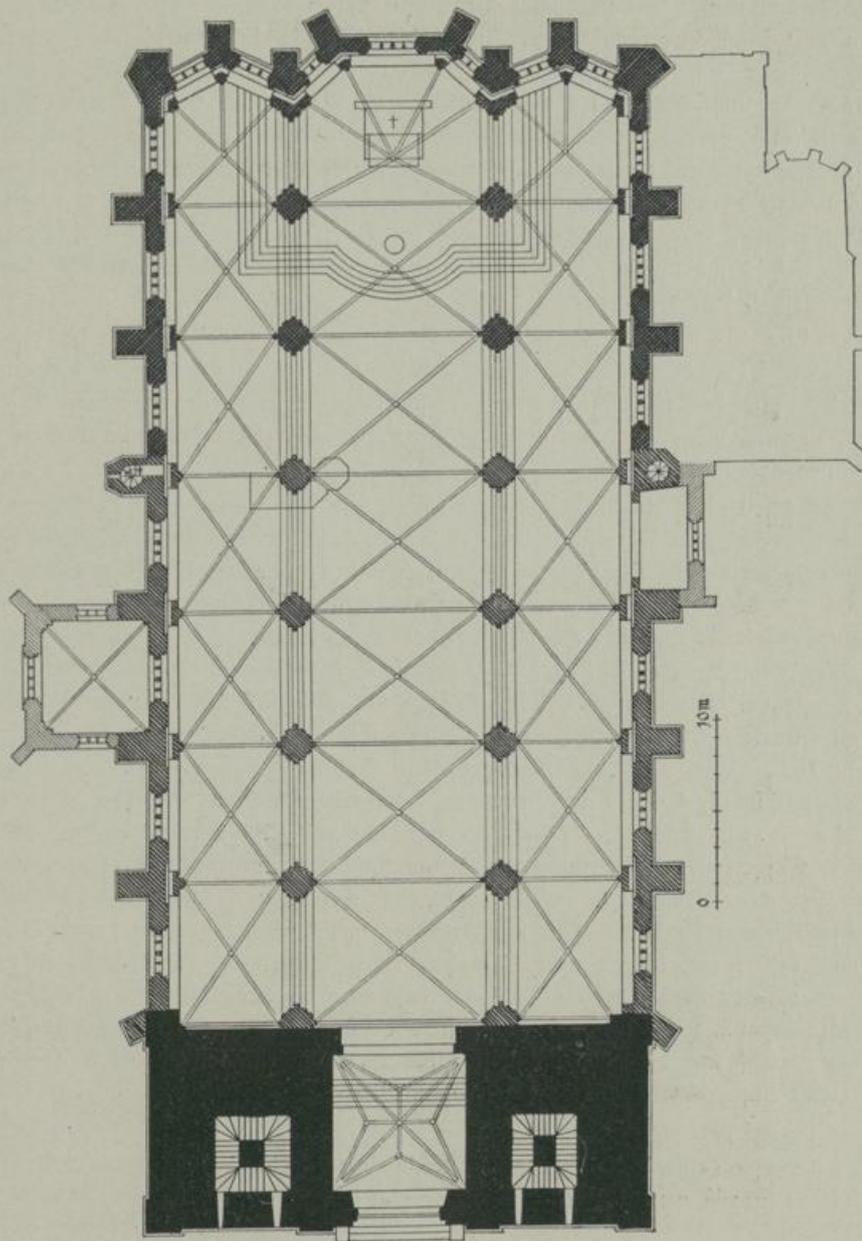


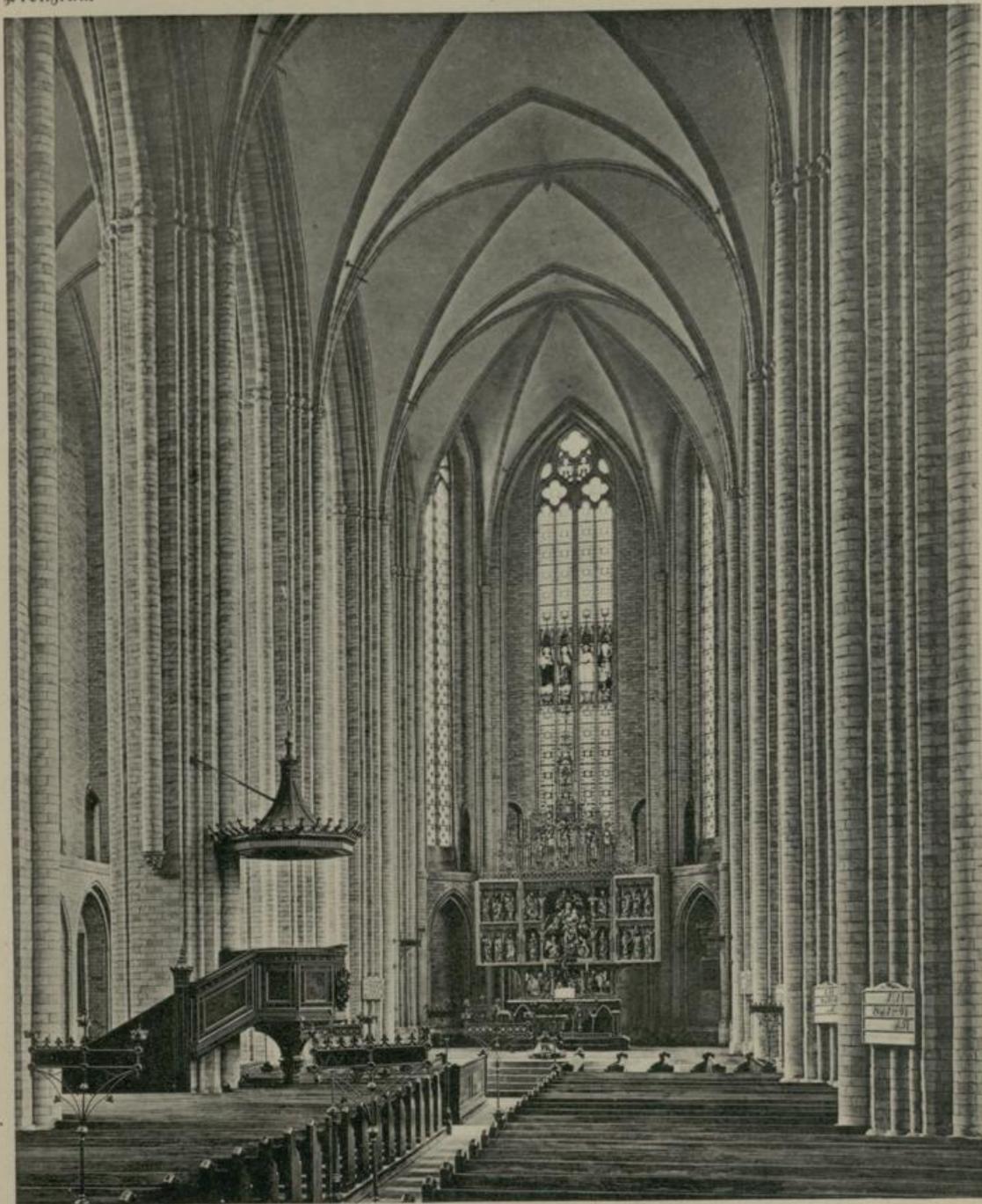
Abb. 144. Prenzlau. Marienkirche. Grundriß im Obergeschloß.

eine Vorhalle von bedeutender Höhe. Eine Anzahl Stufen vermittelt hier den nicht unbeträchtlichen Höhenunterschied des ansteigenden Erdreichs und zugleich den zwischen Portal und Kirchenfußboden. Im übrigen ist wohl die ehemalige Erscheinung durch den Wiederherstellungsbau im 19. Jahrhundert einigermaßen verändert. Der Raum über der Vorhalle, der jetzt zur Aufstellung der Orgelbalgen dient, wurde erst in neuerer Zeit mit gerader Balkendecke abgeschlossen. Er war ursprünglich bedeutend höher beabsichtigt und zu seiner Überdeckung waren Gewölbe vorgesehen, deren Wandschilde noch ringsum erhalten sind. Das Geschoß sollte, wie die darunter liegende Vorhalle, durch zwei der äußeren Stöckwerke reichen und wahrscheinlich das letzte des Zwischenbaus werden. Wenige Schichten darüber unterbrach man, wie schon gesagt, den Bau.

Dritte Bauzeit. Es liegt kein Grund vor, etwa Baufälligkeit der alten Kirche als Anlaß für den Beginn der neuen anzunehmen, vielmehr werden die beengten Raumverhältnisse des wahrscheinlich nur einschiffigen Chores, die nur einen Altar zuließen, zu einer Neuanlage von größerer Weiträumigkeit und bedeutenderen Höhenverhältnissen gedrängt haben.

Bereits seit 1289 hören wir von Ablässen und Schenkungen zugunsten eines Kirchenbaus, von denen der erste, ein Ablass des Bischofs von Brandenburg, allerdings vielleicht noch zur Vollendung der für die alte Basilika begonnenen Westfront bestimmt war. Die vier Ablässe von 1304 und 1310 knüpfen sich hauptsächlich an den Besuch des heiligen Kreuzaltars, also des Hauptaltars des Kirchenschiffs, und ihrem reichlichen Erfolge entsprang vielleicht der Entschluß, nach noch nicht hundert Jahren einen ganz neuen Kirchenbau zu beginnen. Über Anfang und Abschluß der Arbeiten sind wir durch eine heute nicht mehr erhaltene, „auf Grund alter Stadtbrieffschaften“ verfaßte und um 1627 an der Westwand angebrachte Inschrift einigermaßen zuverlässig unterrichtet (Saring, Chronik im Geheimen Staatsarchiv, Prov. Brandbg. Rep. 16 III p. 4 a 1 u. 2). Sie gibt als Zeit des Abbruchs der alten Kirche das Jahr 1325 an und als Gesamtzeit der Ausführung der neuen samt dem Turmbau 14 Jahre, wonach also der Bau etwa in die Zeit von 1325—40 gesetzt werden muß. In diese Zeit fallen auch tatsächlich eine Reihe von Altarausstattungen und Stiftungen, allen voran, gleich zu Beginn des Baues, die eines der Jungfrau Maria geweihten Altars, offenbar des Hochaltars. Schon darin liegt ein Hinweis, daß man die neue Kirche wie üblich mit dem Chore begann, was durch den Baubefund bestätigt wird. Auf diesen bezog sich also auch zunächst nur der oben erwähnte Abbruch, da ja ein Teil der Kirche für den Gottesdienst einstweilen erhalten bleiben mußte.¹⁾

¹⁾ Adler hat auf einen Mann hingewiesen, der in einer Urkunde von 1336 (Niedel XXI, 152) unter der Bezeichnung „Thydericus murmester“ als „Ratsherr und Provisor“ der Marienkirche auftritt, und ihn als den mutmaßlichen Erbauer der neuen Kirche bezeichnet. Dafür würde außer der Bezeichnung „murmester“ allenfalls sprechen, daß auch der Meister der Katharinenkirche in Brandenburg, sowie der vermutliche Schöpfer der Jakobikirche in Stettin, Hinrich Brunsberg, seit d. J. 1400 in seinem Wohnort Stettin öffentliche Ämter, u. a. das des Provisors von Kirchen,



Prenzlau. Marienkirche. Inneres gegen den Chor.

Man legte die neue Kirche den veränderten Bedürfnissen entsprechend in möglichst einheitlicher und freier Raumgestaltung an, d. h. den Chor in gleicher Breite mit dem Langhause und die Seitenschiffe nach Art der Hallenkirchen in annähernd gleicher Höhe mit dem Mittelschiff (Abb. 143 u. 144). Der zunächst ausgeführte östliche Teil umfaßt außer den Altarnischen der drei Schiffe in der Länge drei Joche, von denen das östliche eine erheblich geringere Spannweite hat als die später für die ganze Kirche durchgeführte der beiden anderen. Die Verhältnisse des Innern im Grundriß sowohl wie in der Höhenentwicklung des Querschnittes sind von tadellosem Ebenmaß und ergeben eine herrliche Raumwirkung (Tafel 14). Von den drei Chornischen bildet die mittlere von geringer Tiefe (die im 16. Jahrhundert unter dem Namen „Bucht“ vorkommt) einen unregelmäßigen Polygoneil aus drei Seiten, einer sehr breiten östlichen und zwei ganz schmalen schrägen. Noch flacher sind die beiden Altarnischen der Seitenschiffe, die aus zwei Seiten des Sechsecks mit ostwärts gewendeter Ecke gebildet sind. Die verhältnismäßig schwachen Längsmauern der Kirche werden verstärkt durch teilweise nach innen gezogene und hier durch breite spitze Schildbogen verbundene, zum größeren Teil aber doch noch nach außen vortretende Strebebögen. Die Mauer ist innen im unteren Teile mit den Verstärkungspfeilern bündig, aber durch Spitzbogennischen erleichtert und bildet in Höhe der Fenstersohlbank einen um die ganze Kirche laufenden inneren Umgang, der mittels kleiner Spitzbogenöffnungen durch die Verstärkungspfeiler hindurchgeführt ist. Vor diese legt sich als Gewölbeträger ein ziemlich starker Runddienst. Er findet an den Mittelschiffspfeilern sein Gegenstück und wiederholt sich, zur Vollendung einer symmetrischen Anlage der Pfeiler, auch an deren drei anderen Seiten, um die Gurt- und die Diagonalrippen des Mittelschiffs zu tragen; nach Osten und Westen bildet er das Hauptglied der breiten Gurtbögen, welche in der Längsrichtung der Kirche die Kreuzpfeiler mit einander verbinden und aus ihnen ihr kräftiges reiches Profil herleiten (Abb. 142). Das Sockelprofil sowohl wie die Kämpfer der Pfeiler sind sehr knapp und zurückhaltend gebildet und letztere nur über den starken Runddiensten des Mittelschiffes kapitellartig mit Blattwerk geschmückt (Abb. 142). Quergurte fehlen bereits. Das Rippenprofil besteht aus einem Birnstab mit vorderem Plättchen an einem steilabgefasten Grundkörper (Abb. 142). Im Maßwerk der hohen vierteiligen Fenster herrscht namentlich ein Entwurf vor, dessen Hauptliniensführung auf dem Schuppenmotiv beruht, das zunächst zu einer Zweiteilung führt und damit eine Unterscheidung der Pfosten in alte und junge zur Folge hat (Abb. 142).

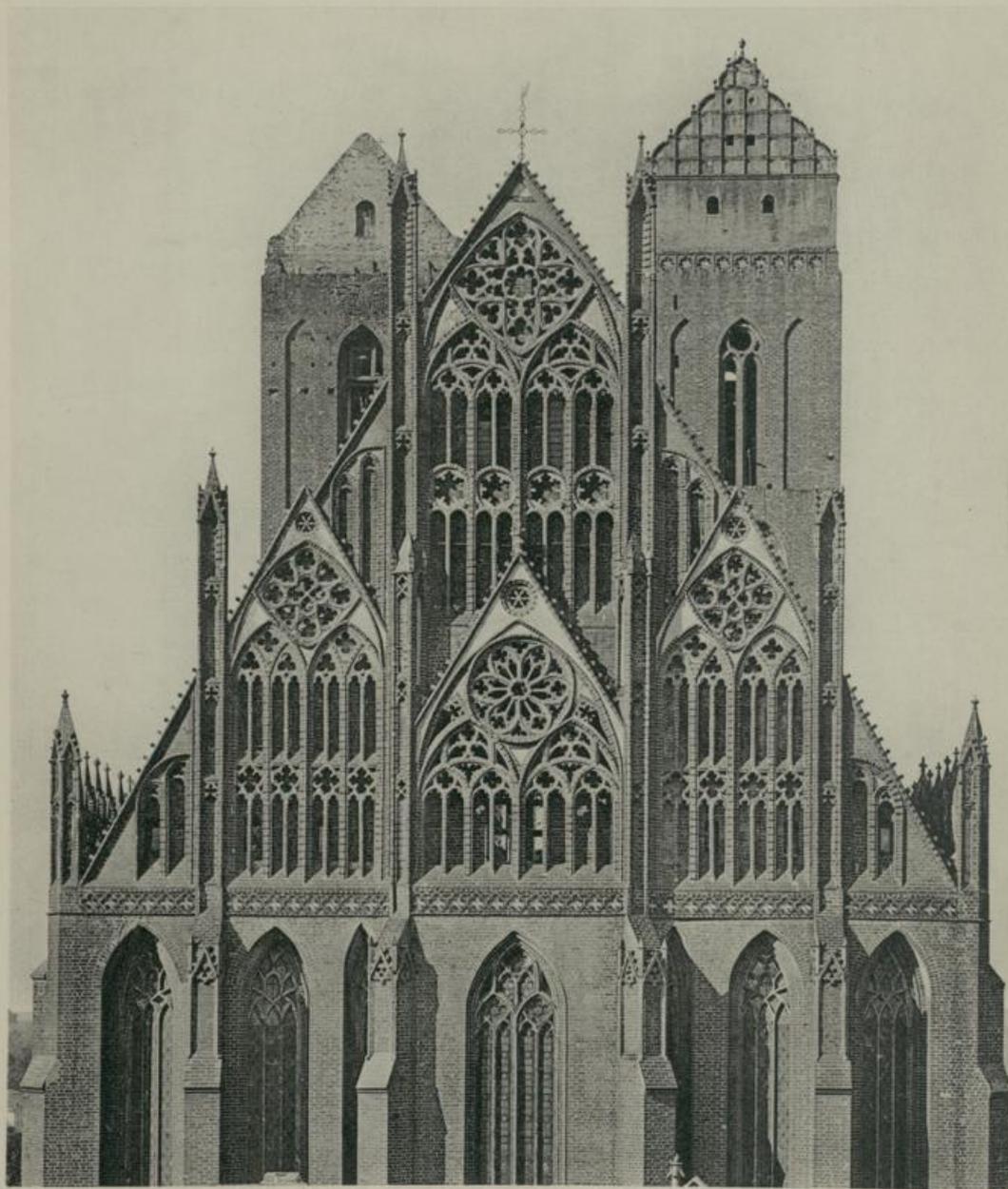
Im Äußeren zeigt die mächtig aufstrebende Architektur einen noch gesteigerten Hochdrang, der bei der verhältnismäßig geringen Länge der Kirche um so stärker zur Wirkung kommt. Er zeigt sich außer in dem gewaltigen Giebel der Ostseite

beleidete. Andererseits ist dagegen zu bemerken, daß das Wort „murmester“ auch als Eigennamen vorkommt, so z. B. 1384 für einen Pfarrer in Landsberg (Niedel XVIII, 408) und 1487 für einen Werbener Pleban (Niedel VI, 70). Darnach ist zwar die Adlersche Annahme an sich möglich, aber durchaus nicht sicher.

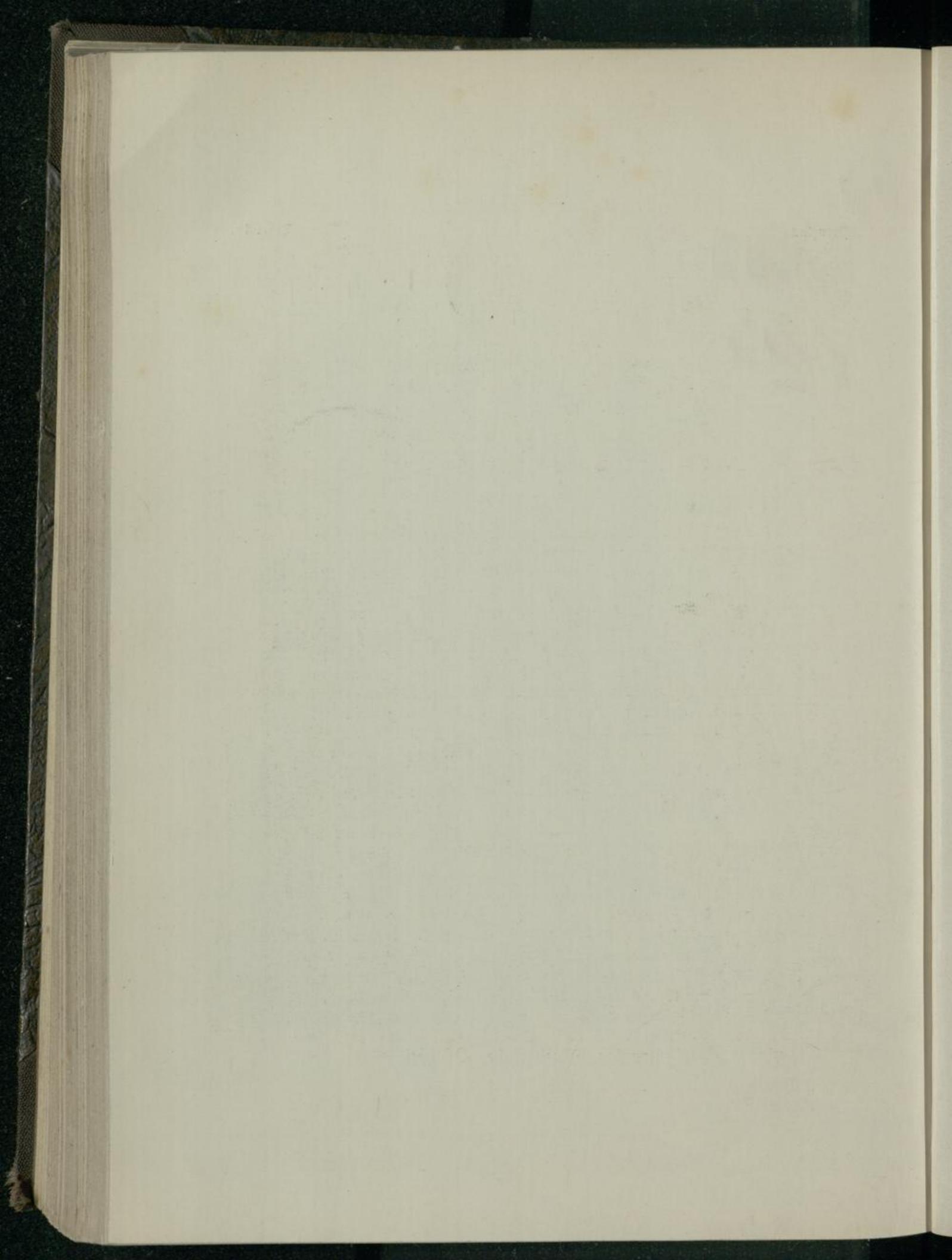
namentlich in den über den Traufen der beiden Langseiten emporragenden Galerien aus Zierpfeilern und Wimpergen mit reich durchbrochenem Maßwerk. Aus den gleichen Elementen der gotischen Backsteinarchitektur besteht auch der großartige, durch reiche Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit der Formen sowie die außergewöhnliche Größe seiner Abmessungen fast überwältigend wirkende Ostgiebel mit seinem zum Teil freistehenden Pfostenwerk (Tafel 15). So sehr indessen die Schönheit seiner Formen im einzelnen Bewunderung verdient, so ist doch der Gesamtaufbau der Ostseite — namentlich die Art, wie der über alle drei Schiffe hinweggreifende Giebel, statt (wie z. B. in Gransee) auf der gemeinsamen Basis der Chornischen zu ruhen, ostwärts fast bis an deren vorderen Rand vorgezogen ist und hier teils über den Vorderkanten von Strebepfeilern, teils über künstlich hergestellten Brückenbögen schwebt — nicht von dem Mangel einer gesunden Konstruktionsweise, ja vom Makel übertriebener Künstelei freizusprechen. Selbst mit Anwendung solcher gewaltsamen Mittel gelang es dem kunstgewandten Baumeister indeß nicht, die Giebelfront ganz bis an die Außenkante der breiten Mittelapsis vorzuziehen, und so mußte er schließlich seine Zuflucht zu einer Verdoppelung der beiden mittleren Hauptpfeiler des Giebels nehmen, zwischen die er einen Wimperg mit besonders reich durchbrochenem Maßwerk spannte, um so den noch ungelösten Überstand dieser Altarnische zu verdecken. Der durch abwechselnd glasierte Schichten noch gesteigerte Reichtum des Maßwerkgiebels klingt nach unten in dem das ganze Kirchenschiff umziehenden Hauptgesimsfrieße (Abb. 145) sowie in der zierlichen Baldachinarchitektur an den oberen Teilen der Oststrebepfeiler aus. Am südlichen Strebepfeiler der Hauptapsis ist eine kleine Nische für ein ewiges Licht angebracht, über der sich ein aus Backsteinmasse modellierter, leider bis zur Unkenntlichkeit zerstörter Christuskopf befindet (Abb. 142).

Sowohl an der Nord- wie an der Südseite des letzten Joches dieser Bauzeit öffnet sich der Kirchenchor in je einem Portale. Beide jetzt vermauerten Portale waren namentlich in der nächsten Folgezeit, während welcher der Umbau des Westteils der Kirche stattfand, unumgänglich nötig. Das nördliche ist seinem vorläufigen Charakter entsprechend einfach gehalten. An seinem kämpferlosen Gewände finden wir das Kehlenprofil der Schiffspfeiler wieder. Bemerkenswert ist, daß das Tympanonfeld zwischen der eigentlichen Türöffnung und der Spitzbogenumrahmung des Portals zu einer schmalen Sichelform verkümmert — eine Eigenheit des Meisters, die noch mehrmals wiederkehrt. Das südliche Portal war offenbar für dauernden Bestand bestimmt und deswegen stattlicher und reicher als das nördliche ausgebildet. Sein Gewändeprofil ist zwar das gleiche wie dort, aber der Kämpfer durch plastischen Schmuck von Wein- und Eichenblättern, Chimären und Tieren ausgezeichnet (Abb. 146 u. 147).

Einer besonderen Einrichtung am Ostende des südlichen Seitenschiffs der Kirche ist noch zu gedenken, die im Mittelalter bestanden hat, gegenwärtig aber nur noch aus ihren Spuren erkennbar ist. Zunächst sieht man an den beiden Polygonseiten der südlichen Altarnische außen zwei vermauerte Rundbogenöffnungen sowie die Spur einer ebensolchen von gleicher Höhe in der jetzigen Sakristei, links von deren Tür zur Kirche. Es waren dies offenbar Fenster eines kellerartigen, jedoch nur wenig in die Erde ge-



Prenzlau. Marienkirche. Ostgiebel.



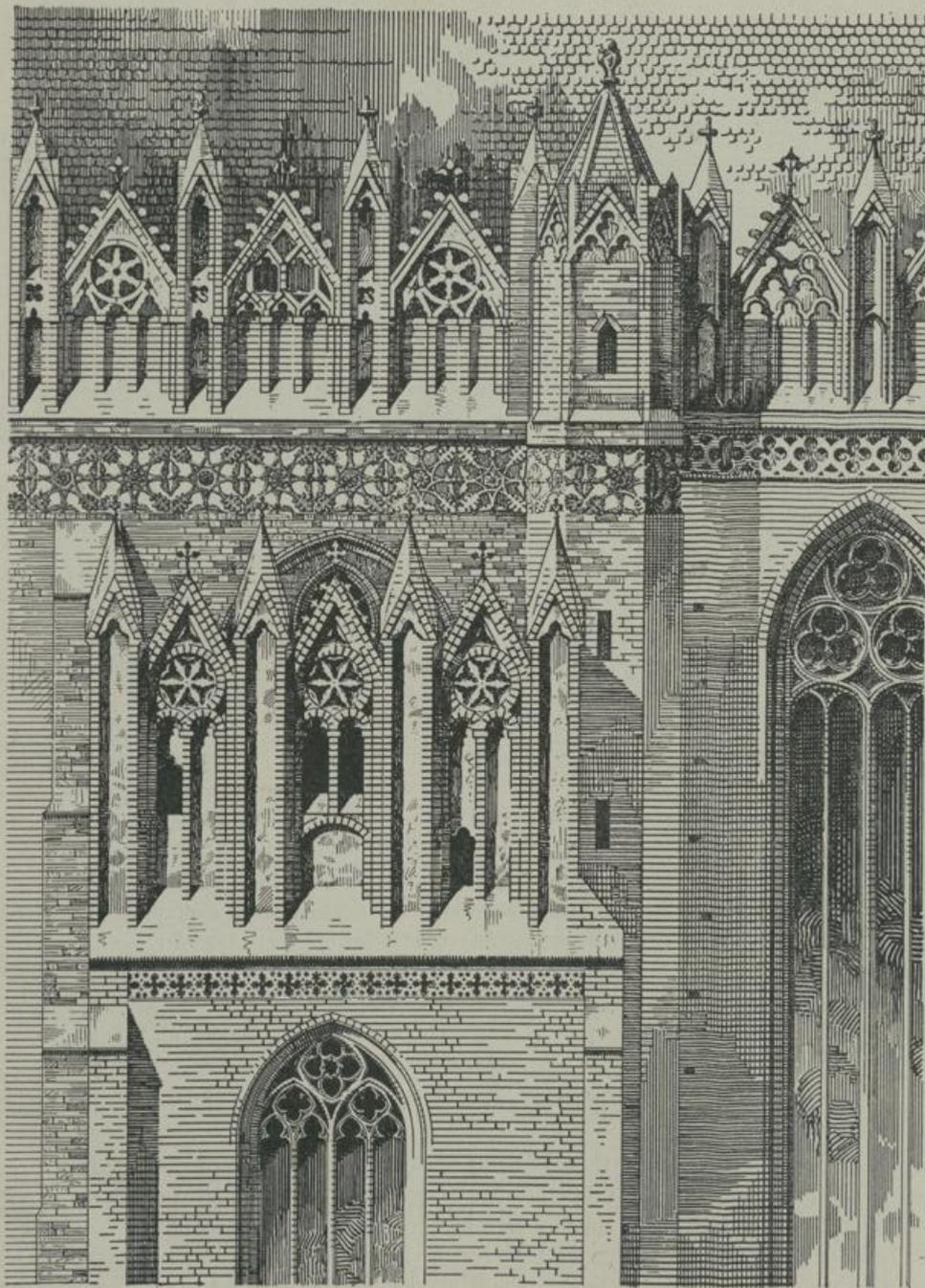


Abb. 145. Prenzlau. Marienkirche.

Teil der Südseite an der Grenze der zwei Bauzeiten des Schiffes mit Giebel des Südanbaus.

Kunstdenkm. d. Prov. Vebbg. III. 1. Prenzlau.



Abb. 146. Prenzlau. Marienkirche.

Kämpferschmuck vom Südportal des Chores, jetzt in der Margaretenkapelle (linke Seite).

senkten Raumes, der sich in diesem Seitenschiff bis an das Portal der Südseite hinzog und dessen ehemaligen Eingang man in der Margaretenkapelle, wenn auch vermauert, noch vorfindet. Auch im Innern der Kirche haben sich noch Spuren der Anlage erhalten, so das Fehlen der unteren Enden zweier Wanddienste, die jetzt durch neuere reich verzierte Konsolen abgefangen sind, ferner das kurze Höhenverhältnis der dort befindlichen Wandnischen, an deren Gewänden man indessen sehen kann, daß sie erst in neuester Zeit verlängert sind, sowie schließlich Spuren im Wandanstrich, der auf dem Mauerwerk der verschiedenen Zeiten ungleich gehaftet hat. In gewissen Zusammenhängen mit diesem Einbau stehen auch die Dreipaßfenster in den beiden östlichen Nischen des Nebenschiffs, das vermauerte Rundfenster über der Sakristeitür sowie die schmale Spitzbogentür in der Margaretenkapelle östlich neben dem schönen Portal, deren Schwelle der äußere Sockel der Kirche bildete. Man geht wohl nicht irre, wenn man diese Anlage als die ursprüngliche Sakristei deutet (vgl. Gransee, *Vd. Ruppin* S. 47), über der zunächst eine Art Loge und darüber etwa in Höhe des inneren Umgangs noch eine Empore angebracht war, von denen aus man den Raum vor dem Hauptaltar aus nächster Nähe überschauen konnte. Die jetzige Sakristei diente im Mittelalter nicht als solche, sondern als Christophuskapelle; eine angebaute Sakristei gab es, soweit bekannt, bei der Kirche nicht; sie lag demnach innerhalb der Kirche, was auch zwei Urkundenstellen von 1378 und 1460 zu bestätigen scheinen, in denen Altäre als bei einer Gerammer (*armarium*) befindlich genannt werden. Der Wiederhersteller der Kirche, Daurat Knoblauch, sah i. J. 1845 mindestens noch die Spuren dieses Einbaus, dessen Beseitigung höchstwahrscheinlich in eine frühere Zeit fällt. (Vgl. das Knoblauchsche Gutachten in den Akten der Marienkirche im Pfarrarchiv.)

Hinter dem Hauptaltare in der Mittelnische befinden sich zwei Kredenznischen.

In der vielgliedrigen Gruppe von Anbauten an der Südseite des Chores von der Flucht des Chorgiebels bis an den südlichen Treppenturm, sind verschiedene Teile zu unterscheiden (Abb. 148). Der östlichste von annähernd quadratischer Grundform ist die ehemalige Christophuskapelle, die jetzige Sakristei. Die Gesamtheit der übrigen Abteilungen ist gegenwärtig zu einem Raume vereinigt und wird meist mit dem gemeinsamen Namen

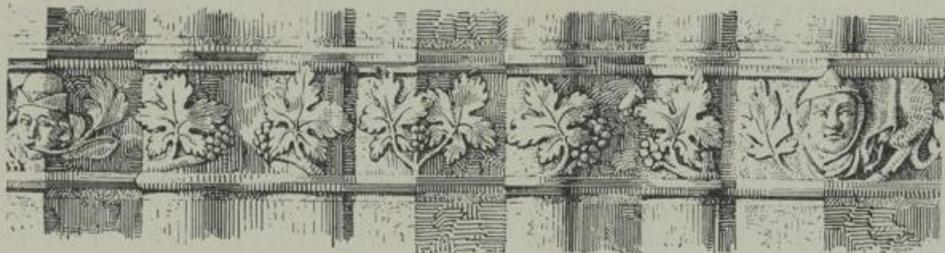


Abb. 147. Prenzlau. Marienkirche.

Kämpferschmuck vom Südportal des Chores, jetzt in der Margaretenkapelle (rechte Seite).

Margaretenkapelle belegt, obwohl diese umfassende Bezeichnung geschichtlich nicht begründet ist. Darnach betrachtet, bildet den eigentlichen Kern der Gruppe vielmehr das kleine Bauwerk im Südosten in Form eines kleinen Chorbaus aus einem Quadrat mit östlich anstoßendem, dreiseitigem Polygonteil (Abb. 148); dieses führte vermutlich ursprünglich allein den Namen Margaretenkapelle und hatte offenbar die Bedeutung einer kleinen Friedhofskapelle, u. a. für die Aufbahrung von Leichen und zur Anbringung eines ewigen Lichtes. Die Margaretenkapelle im heutigen Sinn liegt gegenwärtig wüst. Die Schwierigkeit einer Klarstellung ihrer Baugeschichte ist leider seit der i. J. 1904 vorgenommenen allgemeinen Überarbeitung und Badsteinfärbung durch Verwischung der baugeschichtlichen Anzeichen noch bedeutend erhöht worden; auch findet sich weder in der Literatur noch in den Akten das Ergebnis einer gründlichen baugeschichtlichen Untersuchung aus der Zeit vor der Ausbesserung verzeichnet. Soweit eine Klarstellung unter diesen erschwerenden Umständen noch möglich ist, soll sie im Folgenden versucht werden.

Der südöstlich vortretende kleine Chorbau ist nach einer, zur jetzigen Kirche nicht genau parallelen Längsachse gebaut und fügt sich mit seiner Westmauer dem jetzigen Achsensystem des Kirchenchores nicht ein (Abb. 149). Er stammt aus dem ersten Drittel des 14. Jahrhunderts und wahrscheinlich noch aus der Zeit vor Abbruch der alten Kirche i. J. 1325. Der Eingang der damaligen Kapelle lag ohne Zweifel in ihrer, durch die späteren Erweiterungsbauten fortgefallenen Westmauer. Die von sämtlichen Ecken nach einem gemeinsamen Schlußstein zustrebenden Rippen ruhen auf Runddiensten mit einfachen Basen und Kapitellen ohne Zierat. Durch das verhältnismäßig große Badsteinformat ($29 \times 14 \times 9$ cm; 10 Schichten = 1,11 m) fiel die Formgebung für den kleinen Bau ziemlich derb aus, ist aber nicht ohne Geschmacl durchgeföhrt. Der Sockel ist durch ein grünglasiertes Profil aus Kehle und überquellendem Wulst abgedeckt. Die zweiteiligen Spizbogenfenster von guten Verhältnissen sind von kräftigem Rundstab umrahmt; ihr der Vereinfachung wegen nur steil gefastcs Pfostenwerk trägt in altertümlicher Weise mittels Kämpfer das aus Dreiblatt und Vierpaßform bestehende Maßwerk.

Die ganze Konstruktion des Bauwerks ist ein wenig ängstlich mit etwas übermäßigem Aufwand an Mauerwerk hergestellt. Insbesondere gerieten die Strebepfeiler mit zwei Stein Breite zu kräftig im Verhältnis zu den schmalen Polygonseiten dazwischen; sie behalten trotz eines kleinen Absatzes bis obenhin fast ihren vollen Kubus bei und sollten wohl fialenartig über das Hauptgesims hinauschießen. Der aus Vierpässen gebildete Maßwerkfries des Hauptgesimses ist noch nicht eingebettet, sondern auf kleine Konsöhlen gesetzt, wie wir es u. a. am hinteren Giebel des Neustädter Rathauses zu Brandenburg finden. Über die ursprüngliche Dachausbildung sowie die Gestaltung des ehemaligen Westgiebels fehlt jeder Anhalt.

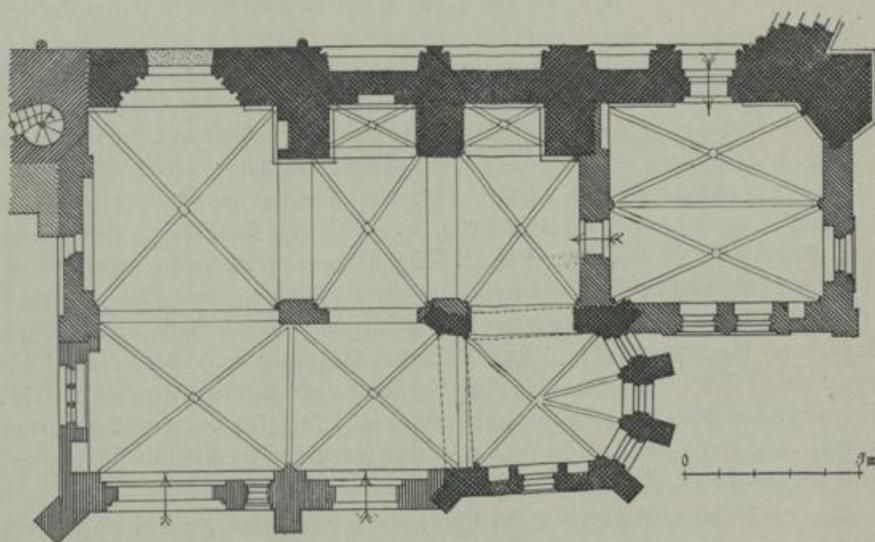


Abb. 148. Prenzlau. Marienkirche. Grundriß der Margaretenkapelle und ehem. Christophkapelle.

Sicher bald nach Fertigstellung des Chores, also vielleicht um 1330, faßte man den Plan, die schon bestehende kleine Friedhofskapelle durch einen, die ganze Südseite des Chores begleitenden und die Breite bis zur Kapelle messenden Anbau mit jener zu verbinden. Daß er nicht gleichzeitig mit der Kirche ausgeführt wurde, dafür liegen zahlreiche Belege vor, nicht nur in den Strebepfeilern (Abb. 150), sondern auch in dem überall herumgeführten Sockelprofil, den Spuren der ehemaligen Sakristeifenster usw. Der Zweck der hier geschaffenen Räume war ein dreifacher: im Osten eine dem hl. Christoph gewidmete Kapelle, an welche sich westlich eine Leichenhalle schloß, und im Westen vor dem reichgliederten Portal des Chores eine größere Vorhalle; die beiden größeren äußeren Räume erhielten zur Breite je einen ganzen Zwischenraum zwischen zwei benachbarten Strebepfeilern, der mittlere, die Leichenhalle, wurde

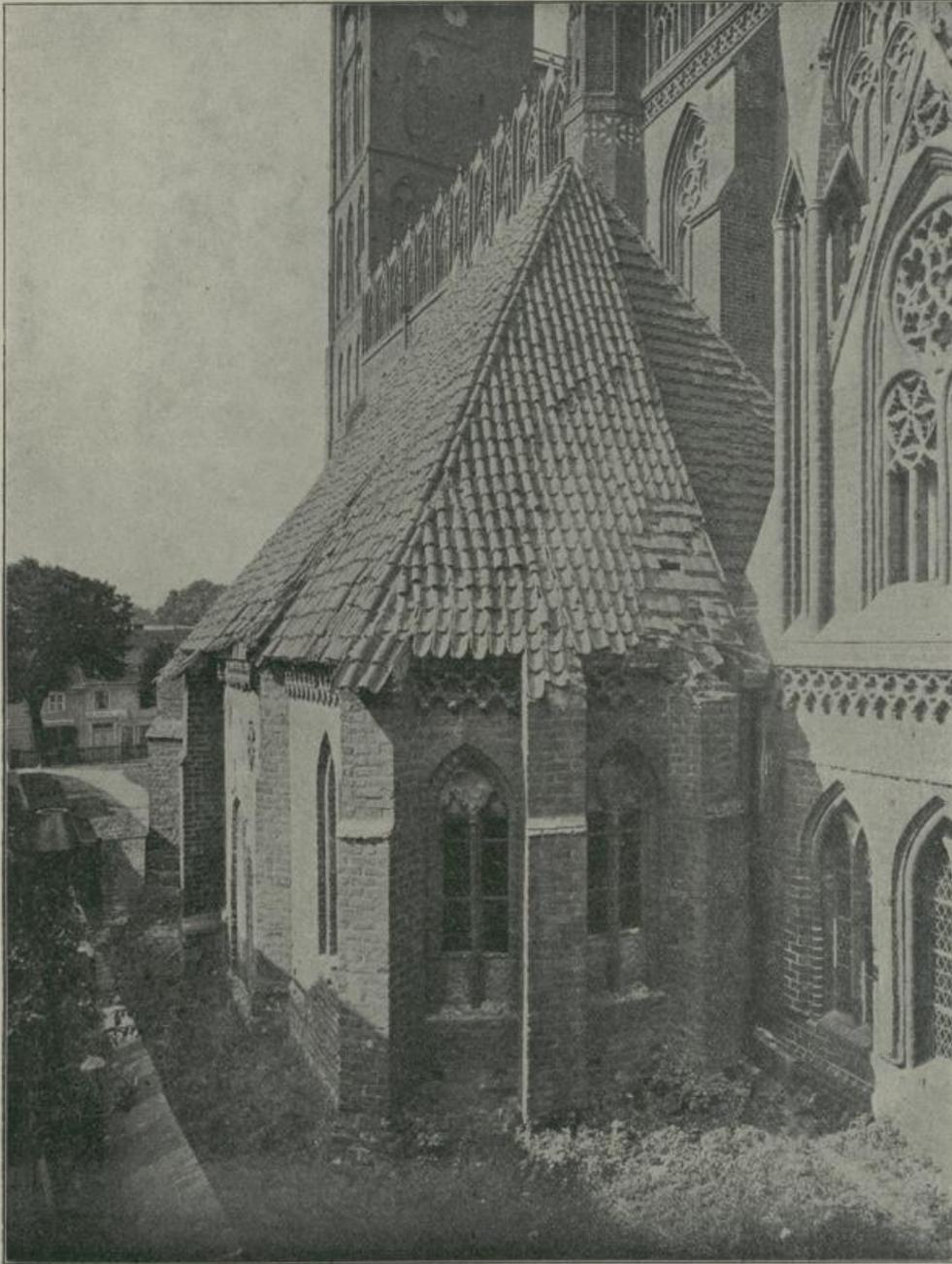


Abb. 149. Prenzlau. Marienkirche. Margaretentapelle von S. D.

mit Rücksicht auf die Nordostecke der kleinen Friedhofskapelle in zwei Joche geteilt und deswegen ein weiterer Strebepfeiler mitten zwischen die beiden vorhandenen gelegt.

An der Christophskapelle fällt die äußere Gestaltung auf, die selbst auf Eckstrebepfeiler verzichtet und dafür das altertümliche Motiv von Ecklisenen einführt (Abb. 151). Ebenso archaisch erscheint die rechteckige Mauerverstärkung um die Fenster herum. Geht mit diesen Formen die Gliederung der Fenstergewände mit Kehle und kräftigem Rundstab noch gut zusammen, so fällt dagegen die nüchterne Bildung des

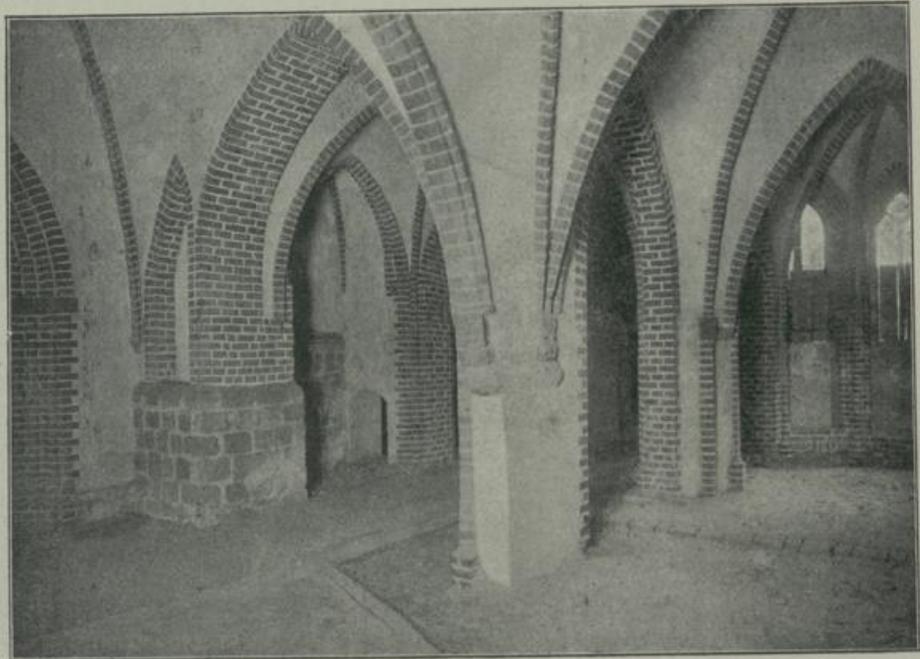


Abb. 150. Prenzlau. Marienkirche. Inneres der Margaretenskapelle gegen N. O.

Postenwerks der Fenster vollständig heraus und erweckt fast den Verdacht einer späteren Hinzufügung. Der eigenartig gebildete Maßwerkfries ruht wie an der Südostecke auf Konsöhlen. Sehr merkwürdig ist die Gestaltung des südwärts gerichteten Giebels, der das Satteldach der Kapelle abschließt, namentlich die Stellung und Grundrißform der zwei Pfeiler, welche von dem Giebel einen mittleren Teil abtrennen, der dadurch die Gestalt eines zwischengespannten Wimpergs erhält. Diese Anordnung war nur dadurch möglich, daß der Baumeister jene Pfeiler ganz willkürlich aus ihrer durch die Lisenen vorbereiteten Eckstellung gegen die Mitte zusammenschob. Ihr Körper ist wie bei den Dachgalerien der Kirche in Stabwerk aufgelöst, das an den Ecken aus kräftigen, in den

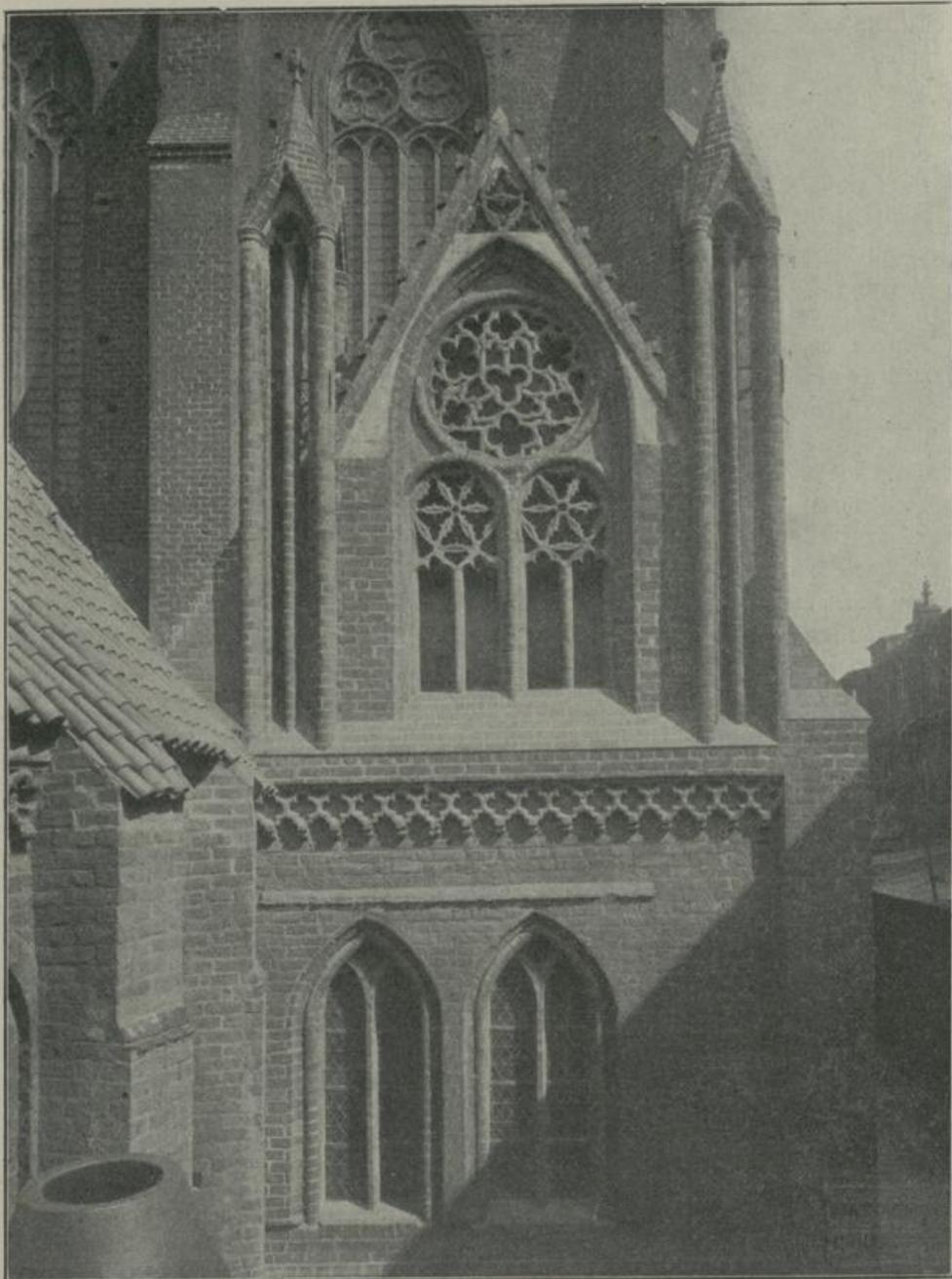


Abb. 151. Prenzlau.  Marienkirche. Südgiebel der Sakristei (Christophskapelle).

Mittelpfosten aus schwächeren Rundstäben besteht. Die Durchbrechungen endigen unter den Wimpergen in Maßwerk, während überedgestellte Achtehelme mit Kreuzblumen die Pfeiler bekrönen. Der von ihnen eingeschlossene Wimperg ist am Rande mit dreizackigen Kantenblättern besetzt, wie sie auch die jetzige Sakristei der Jakobikirche zeigt. Die an der Spitze von Maßwerk durchbrochene Giebelfläche enthält eine große Spitzbogenblende, deren Bogensfeld eine runde durchbrochene Maßwerkrossette einnimmt, von ähnlichem dreiteiligen Grundschema, wie sie die Jakobikirche in Stralsund aufweist. Darunter ist eine Zweiteilung mit kleineren sechsteiligen Rosetten durchgeführt. Als oberster Abschluß des Wimpergs dient ein schmiedeeisernes Lilienkreuz. Trotz einiger Abweichungen schließt sich doch im Ganzen die Architektur der Kapelle eng an die des Kirchenchores an. Die Kapelle umschloß in ihrer Nordwestecke den Eingang zu der halb unterirdischen Sakristei. Daß diese auch damals noch ihrem Zwecke erhalten blieb, geht daraus hervor, daß man den Eingang bestehen ließ und mittels einer breiten Nische am nördlichen Anfang der Westmauer freihielt.

In der Leichenhalle bemühte sich der Baumeister, die Unstimmigkeit zwischen der Jochachse der Kirche und der Westmauer der kleinen Friedhofskapelle auszugleichen, indem er den Zwischenstrebe Pfeiler etwas nach Osten verschob. Die kleinen Räume zwischen ihm und den Kirchenstrebe Pfeilern deckte er mit besonderen kleinen Kreuzgewölben, die er an der Vorderkante durch Gurte säumte, und behielt so zwei annähernd quadratische Joche für den Hauptraum übrig. Die Formen der Wölbung und ihrer Stützen sind die gleichen wie in der Christophskapelle. Bei Vollendung dieses Anbauteiles vereinigte man mit ihm die Friedhofskapelle durch Öffnung eines breiten Bogens zwischen beiden. Neben an in der damaligen Südmauer lag vermutlich das Eingangstor der Leichenhalle.

Die Vorhalle vor dem Südportal des Chores erhielt ein großes Kreuzgewölbe. Der Rest eines Westfensters ist noch heute vorhanden, hingegen fiel fast die ganze Südmauer der späteren Erweiterung zum Opfer; sie trug vielleicht vordem einen Giebel. Ostwärts dürfte die Vorhalle früher von der Leichenhalle durch eine Mauer geschieden gewesen sein, wie denn ein Rest einer solchen noch bis gegen 1904 bestand. (Vgl. Meßbildaufnahmen.) Von der äußeren Architektur, soweit sie erhalten, schließen sich die breite Ecklisenen wie der Bogenfries auf Konsölen durchaus denen am Ostende dieses ganzen Zwischenbaues an.

Den spätesten Teil der ganzen Gruppe, der vielleicht erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts ausgeführt wurde, bilden die zwei südwestlichen Gewölbejoche; offenbar wurden sie zur Erweiterung und Bervollständigung des Ganzen zu einem größeren Rechteckbau geschaffen, der durch Wegbrechen der trennenden Mauern mit den übrigen Räumen zu einer einheitlichen Halle vereinigt und nun auch mit ihnen unter ein gemeinsames Dach gebracht wurde. Man schloß die Südmauer unter Belassung des Eckstrebe Pfeilers der alten Margaretenskapelle an dessen vordere Ecke an. Die Westmauer führte man bündig mit der Ecklisenen der Vorhalle weiter. Man hielt die Lisenen offenbar für stark genug, um einen Strebe Pfeiler an dieser Stelle ersparen zu können, während man an der Südseite solche für nötig hielt. Der Sockel dieser Seite zeigt eine Abdeckung

aus grünglasierten Profilsteinen und sucht sich damit der benachbarten Kapelle anzupassen, ebenso das Hauptgesims mit seinem Frieße, der nur an der Westseite in einen vertieften Streifen gebettet ist (Abb. 153). Der Zweck, einerseits die dahinter liegende Vorhalle, andererseits auch die Leichenhalle mit Kapelle zu erweitern, wird deutlich aus den beiden großen Portalen, die dem Anbau geradezu einen etwas profanen Zug verleihen. Das westliche, im Spitzbogen geschlossene, mit abwechselnd grünglasierten Schichten am Gewände, wurde wegen besserer Zufahrt von einer etwa dort ausmündenden Gasse her oder wegen des neben ihm angebrachten kleinen Beobachtungsfensters seitwärts verschoben. Über diesem ist eine mit Maßwerk verzierte Blende höher hinaufgeführt, um das Portal zwischen zwei begleitende Senfrechte einzuschließen. Die doppelte Zahl der Portale erklärt sich daraus, daß der Anbau für jene zwei gesonderten Räume als Vorraum dienen sollte. Zu ihr kam man allerdings, allen Anzeichen nach, erst etwas später, als man eine Brüstungsmauer als Trennung zwischen beiden Jochen einführte. Darnach war man genötigt, das schmale Spitzbogenfenster, das sich hier neben dem Strebepfeiler wie auf dessen anderer Seite befindet, zu beseitigen, um eine zweite große Eingangstür, diesmal mit Stichbogen zu öffnen. Sie diente nun im Besonderen für die Leichenhalle und die zugehörige Kapelle. An der Westseite begegnen uns verschiedene Willkürlichkeiten und Unstimmigkeiten in der Anordnung der Motive und Materialien. Am Sockel sind große Reststücke von Granitprofilen benutzt, sowie Feldsteinmauerwerk ganz unmotiviert zwischen dem sonst herrschenden Backsteinwerk verwendet; ein dreiteilig angelegtes Spitzbogenfenster wird von der inneren Wandblende durchkreuzt, eine wandschrankartige, rundbogig geschlossene Nische in der Südecke wird an der Außenwand sichtbar und ist hier unsymmetrisch von einem mit Maßwerk ausgefetzten Wimperg überragt.



Abb. 152. Prenzlau. Marienkirche.
Konsole in der Margaretenkapelle.

Der etwas wilden, phantastischen Art der Westseite (Abb. 153) entspricht auch der stellenweise lässige und mit bizarrem Beiwerk ausgestattete Innenbau. Die nach den älteren Raumteilen, nämlich der Kapelle und der Vorhalle vor dem Portal, nach Vollendung des Anbaus geöffneten Bögen sind aus Fensterpostensteinen gewölbt, die Wandvorlagen zeigen im Querschnitt verschiedene runde und Kleeblattformen; als Träger der Rippen sind ganz roh gelassene, mit unregelmäßigen runden Bossen hervortretende Feldsteine verwendet und über diesen als Schmuckstücke aus Backsteinmasse, fast in Kerbschnittmanier geschnittene, fragenhafte Köpfe angebracht (Abb. 152);

sie sind zum Teil bei der Wiederherstellung erneuert — eines der echten Stücke befindet sich im Uckermärkischen Museum. Die Schlußsteine entbehren jeder Kunstform.

Vierte Bauzeit. Sie schuf die Fortsetzung des Ostteils der Kirche und damit die Verbindung mit dem größtenteils bereits bestehenden Turmhaufe. Da der gesamte Neubau der Kirche nur 14 Jahre in Anspruch nahm, muß diese Bauzeit der vorigen verhältnismäßig nahe liegen, trotzdem aber von ihr wegen mehrfacher Abweichungen in Anlage und Form unterschieden werden.

Man begann den Westteil des Schiffs bei seinem Anschluß im Norden und Süden mit je einem Treppentürmchen, die den Aufstieg zu dem Laufgange vermittelten, dann

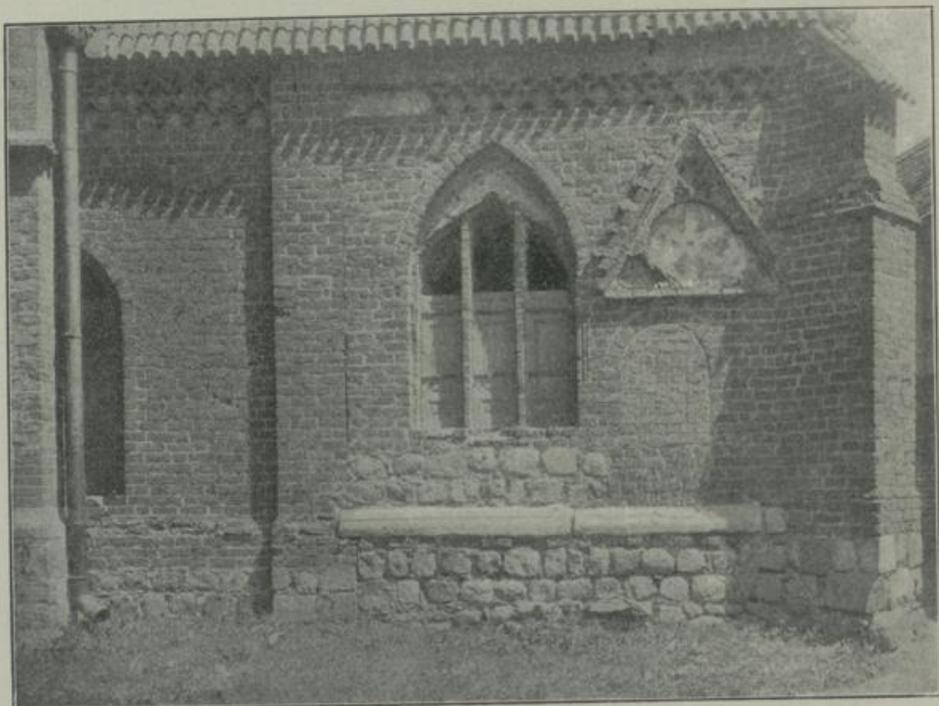
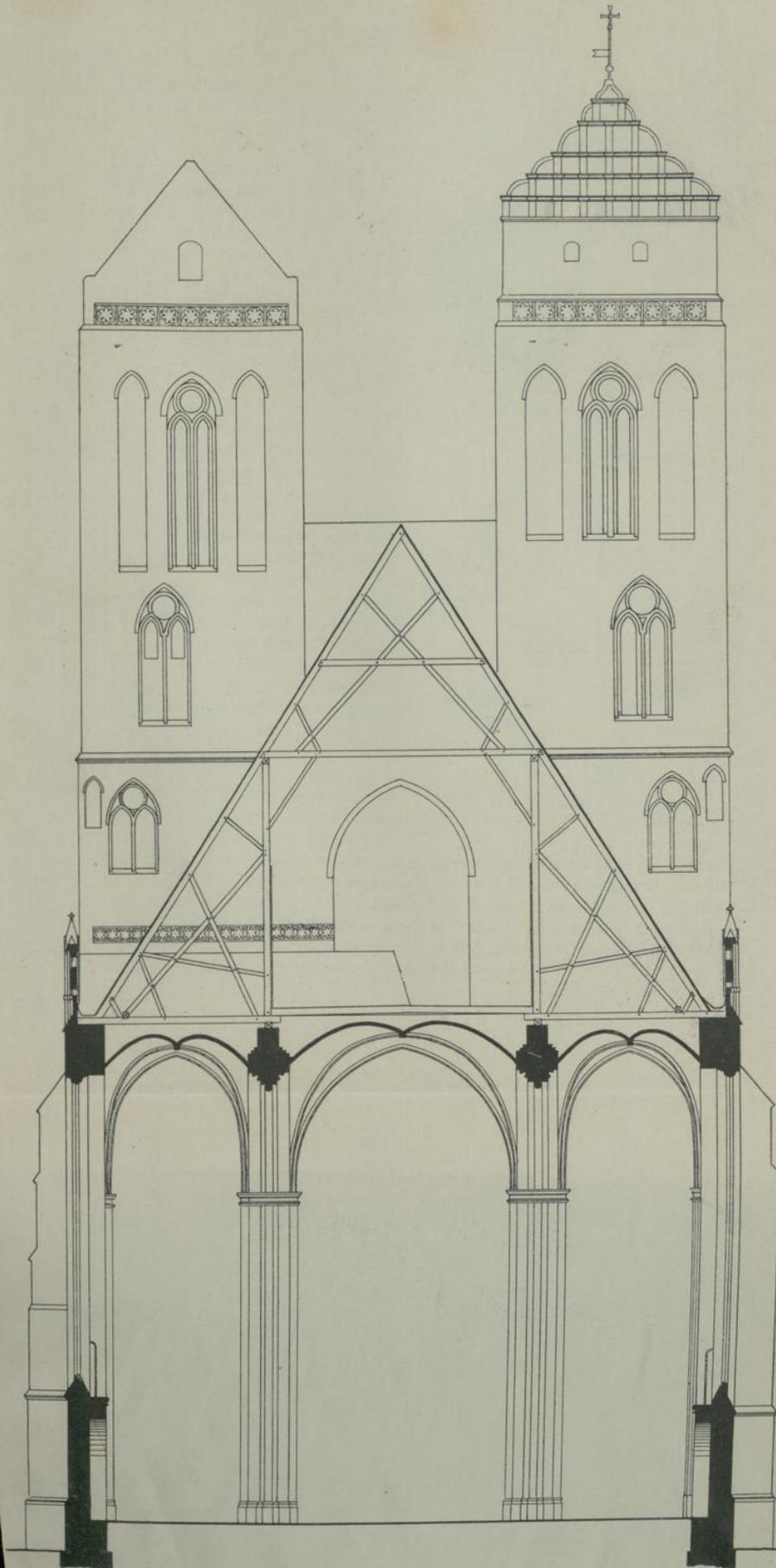
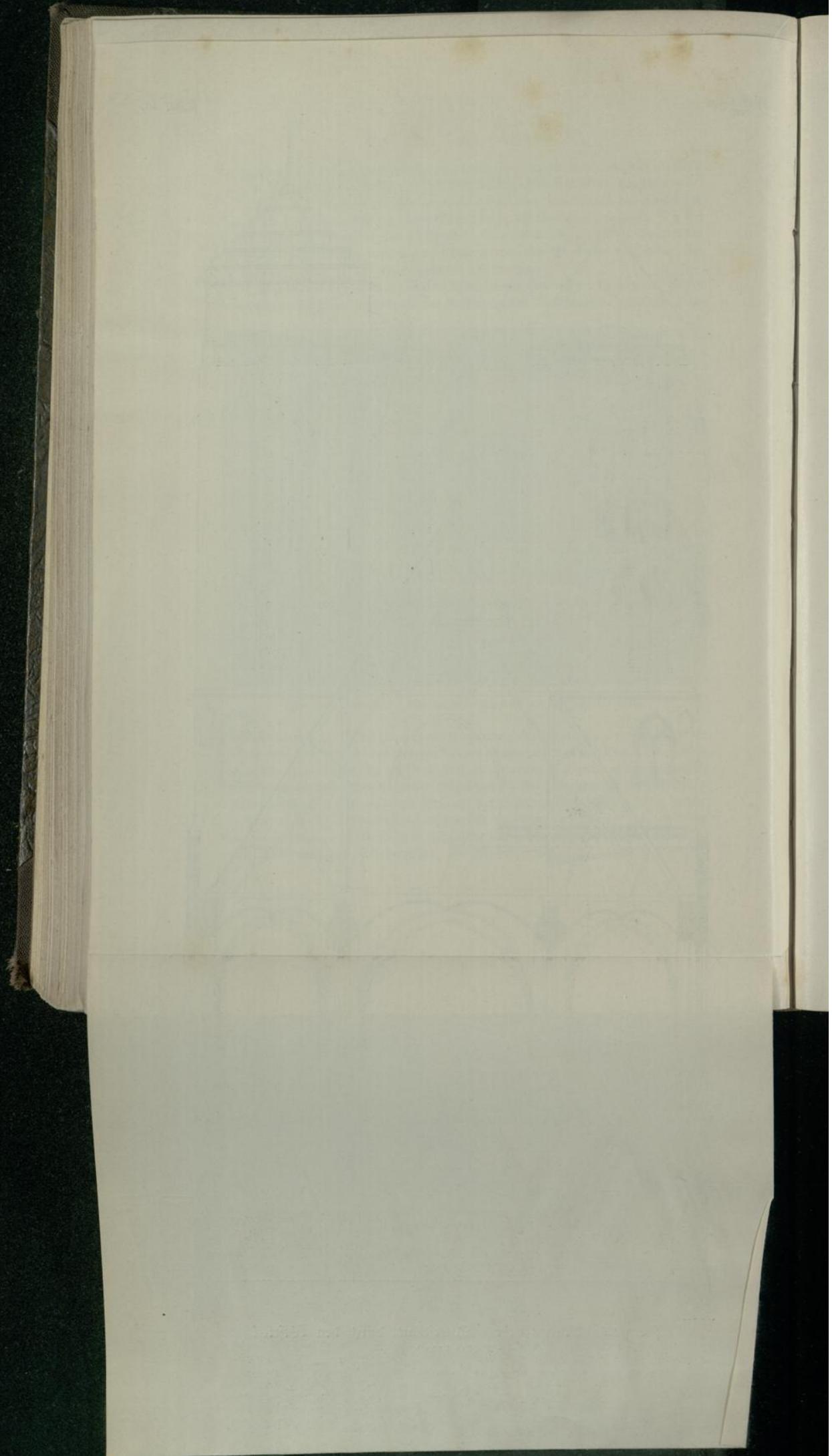


Abb. 153. Prenzlau. Marienkirche. Westseite der Margaretentapelle.

aber weiter bis zum Dach hinaufgeführt wurden. Auch hier legte man, sowohl im Norden wie im Süden wieder mehrere Portale an und zwar das nördliche in der zweiten Achse des neuen Teiles, ein südliches gleich in der ersten und zwar an der Außenseite eines zweigeschossigen Anbaus, dessen Erdgeschoß als Vorraum nach der Kirche geöffnet ist, sowie schließlich noch eines am Westende der Südseite (Abb. 156). Höchst seltsam erscheint es, daß der Baumeister, anscheinend um dem nach Westen sich senkenden Terrain zu folgen, auf der südlichen Schauseite den ganzen Organismus des Gebäudes mit Sockel, Kaffsim, Strebe Pfeilern und Fensterendigung um etwa vier Schichten



Prenzlau. Marienkirche. Querschnitt durch den Westteil.
(Maßstab 1:200)



herabgesenkt und den Unterschied erst im Frieze, ja zum Teil erst in den Gliedern des Hauptgesimses und der Dachgalerie selbst ausgeglichen hat. Auf der Nordseite kam ihm wohl schon bald das Unschöne dieser Abweichungen zum Bewußtsein und er stellte die Übereinstimmung der Höhen schon mit den Spigen der Fenster wieder her. Am auffälligsten wird der Mißstand im Innern durch den Sprung des Laufgangs beim Beginn der Fenster. Im übrigen führte man die Anordnung des Innern in gleicher Weise wie im Ostteile durch. Auch hier wurde der untere Mauerteil durch Nischen erleichtert (Tafel 16), deren Profilierung indessen vereinfacht wurde. Die Unterschiede in der Ausbildung der Pfeiler und Gewölbe sind geringfügig. So führte man z. B. an der Nordwand statt der starken Runddienste ein Bündel von fünf schwächeren ein. Aus den mehrfachen Unterschieden zwischen Nord- und Südmauer muß man schließen, daß diese zuerst hochgeführt wurde. Das Maßwerk der Fenster wurde auf beiden Seiten nach dem schon im Chore vorherrschenden Muster durchgeführt. War der Meister auf der Südseite aus dem angegebenen Grunde genötigt, einen höheren Fries und andere Verhältnisse in der Galerie einzuführen, so konnte er diese auf der Nordseite in den bisherigen Höhenverhältnissen durchführen. Das Friesmotiv als solches wurde freilich in beiden Fällen geändert; auf der Nordseite begnügte man sich mit einer Vereinfachung der Zeichnung zu größeren Rosetten unter Beibehaltung des Reliefscharakters, während man auf der Südseite bei der bedeutend größeren Höhe glaubte diesen aufgeben zu müssen und zu einem flach ausliegenden glasierten Muster von freierer Linienführung unter Verwendung von Blattmotiven griff (Abb. 155). Im Unterteil der Nordseite außen finden sich einige vermauerte Spitzbogenblenden.

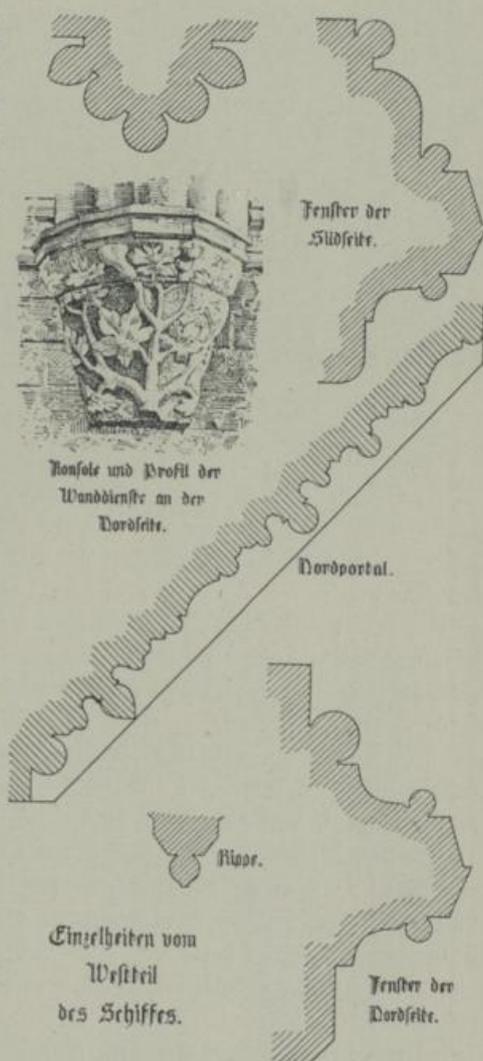


Abb. 154. Prenzlau. Marienkirche.
Einzelheiten vom Westteil des Schiffes.

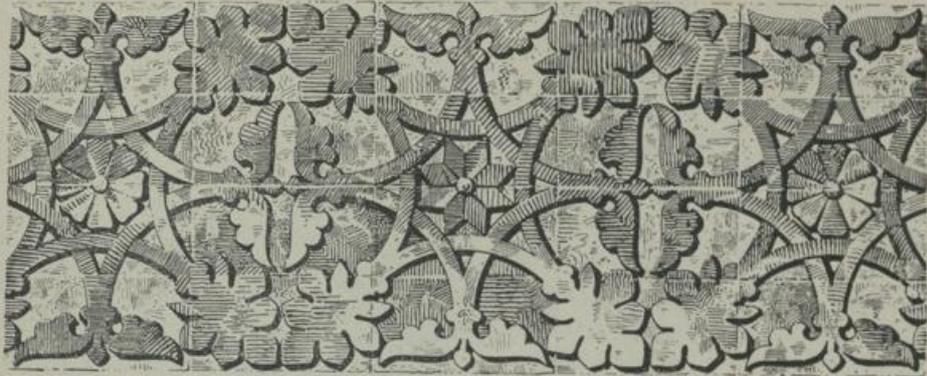


Abb. 155. Prenzlau. Marienkirche. Fries am Westteil der Südseite des Schiffes.

Von den drei Portalen dieser Bauzeit ist das südliche, im westlichsten Joch belegene, vermauert. Sein reich profiliertes Spitzbogengewände umschließt eine im Korbogen geschlossene Türöffnung, welche mit jenem gleiche Kämpferhöhe hat. Basen und Kämpfer sind nur schlicht profiliert, das sichelförmige Tympanon ist in eigentümlicher Weise durch einen Dreiviertelkreis verziert. Über dem Portal erhebt sich ein Wimperg mit breiter glasierter Abdeckung, der sich seitlich gegen zwei, in Tabernakeln endigende Pfosten stützt. Das Kaffgesims ist in Rechteckform um das Ganze herumgeführt (Abb. 156).

Das Portal im dritten westlichen Joch der Nordseite, das später mit einer Vorhalle umschlossen wurde, ist ebenfalls reich profiliert (Abb. 154) und am Kämpfer in ähnlicher Weise mit Blattwerk (Wein und Ahorn) sowie Fabeltieren (Abb. 157 und 158) geschmückt wie das Südportal des Chores. Auch hier ist das Tympanon verkümmert. Ob einst ein Wimperg wie bei dem vorbeschriebenen Portal der Südseite vorhanden gewesen, muß dahingestellt bleiben, weil der spätere Vorhallenbau jede Spur davon beseitigt hat.

Der einzige zweistöckige Anbau der Kirche entstand in dieser Zeit zugleich mit ihr an der Südseite (Abb. 145). Er ist im Grundriß ziemlich flach gehalten, mit seiner in der Anordnung nicht sehr glücklichen Stirnseite ragt er fast bis zum Hauptgesims der Kirche empor. In erster Linie fällt die seitliche Verschiebung des rechten Strebepfeilers auf, der an sich ziemlich überflüssig wohl nur die Lücke schließen sollte, welche sonst gegen die Margaretenskapelle entstanden wäre. Abgesehen von der daraus entstandenen Schiefheit sind die Pfeiler des galericartig ausgebildeten Giebels (Abb. 145) nicht mit den Strebepfeilern in Einklang gesetzt, die Verhältnisse der unteren Vereinigung von Portal und Oberfenster hochgetrieben, das Verhältnis des Obergeschosfensters hingegen wieder sehr kurz. Das Maßwerk im Obergeschosfenster ist Ersatz aus neuester Zeit. Auffallend fein und kraus ist die Zeichnung der Maßwerkfrieße, die mit denen an der Kapelle des Heiliggeisthospitals übereinstimmt



Prenzlau. Marienkirche. Dachstuhl, gegen Westen gesehen.

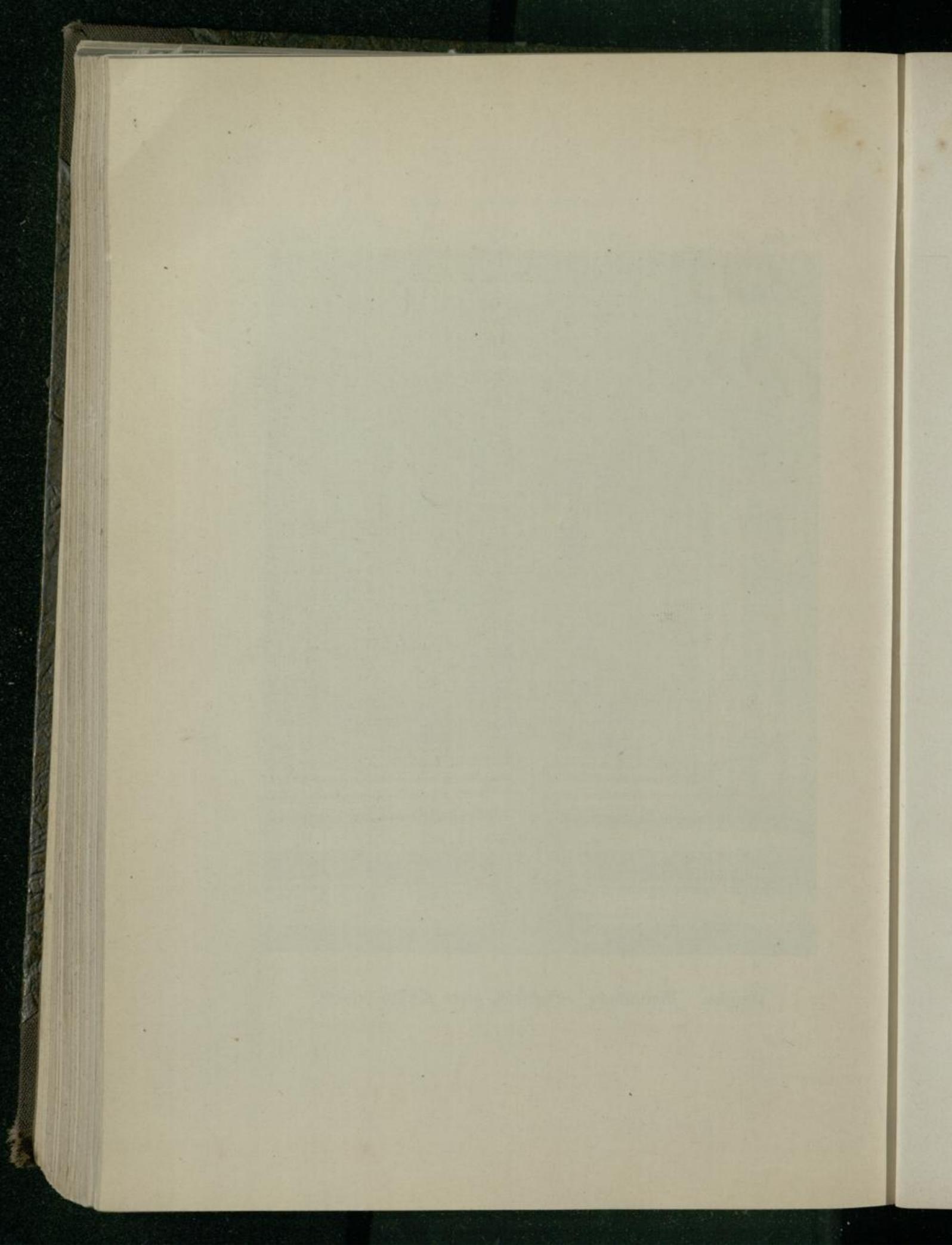


Abb. 159). Die Architektur der Giebelkassette ähnelt sehr der Ausbildung der Dachgalerie des Westteiles. Die im Obergeschoß angeordnete, nach der Kirche in breitem Spitzbogen geöffnete Loge stand einst der Schuhmachergilde zu.

An beiden Abschnitten des Kirchenbaus läßt sich die durchgehende Absicht erkennen, die Südseite als Schauffassade durch bessere Ausstattung hervorzuheben. Abgesehen von der Anlage mehrerer Anbauten und Portale, welche eine freie Lage der Kirche gegen die Hauptstraße voraussetzten, ist diese Seite auch durch weitergehende Anwendung von Glasuren und deren lebhaftere Färbung gegenüber der Ost- und Nordseite bevorzugt; an diesen zeigen die sparsam verwendeten Glasuren nur einen wenig hervortretenden schwarzbraunen Ton, ja sie sind zum großen Teil überhaupt durch Schwärzung ohne Glasur ersetzt, und zwar sowohl an der Kirche selbst, wie auch an der später angefügten nördlichen Vorhalle. Ebenso macht sich der Unterschied in einzelnen Formen geltend, z. B. in der fast gänzlichen Unterdrückung der Abstieptreppe an den Strebepfeilern der Nordseite.

Der Dachstuhl der Kirche trägt im allgemeinen trotz vielfacher Erneuerungen, namentlich in den Jahren 1820—22, noch den Charakter der mittelalterlichen Konstruktion. Seine beiden Hauptstützenreihen, welche auf den Längsarkaden der Gewölbe ruhen, lassen in der Mitte einen gewaltigen Raum von etwa quadratischem Querschnitt frei (Tafel 17). Die drei außerhalb desselben übrigbleibenden Zwickeldreiecke sind durch Andreaskreuze, zum Teil schräg verlegte Kehlbalken und Querbölzler verstrebt (Tafel 16).

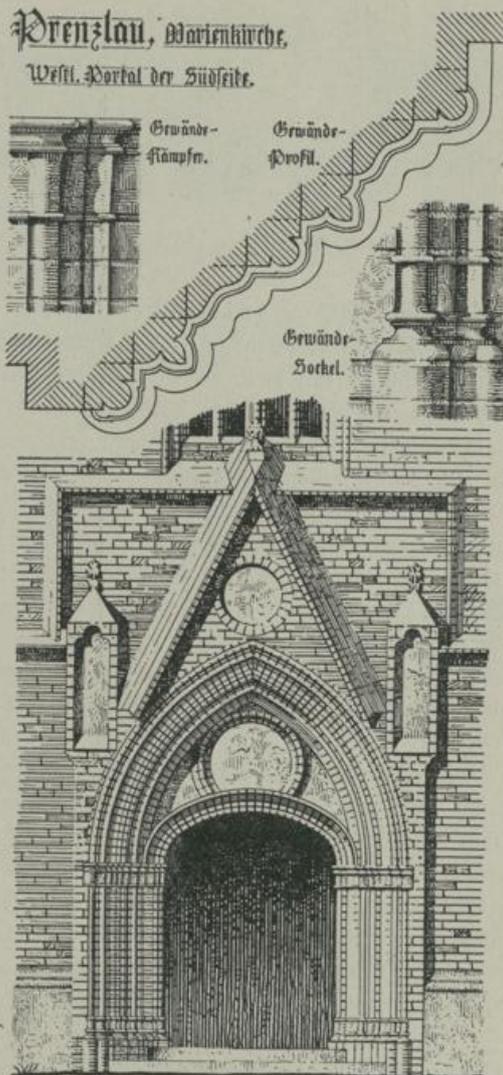


Abb. 156. Prenzlau. Marienkirche.
Westliches Portal der Südseite.

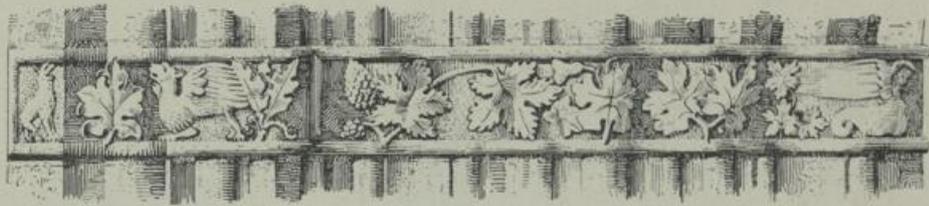


Abb. 157. Prenzlau. Kämpferschmuck am Nordportal der Marienkirche.

Fünfte Bauzeit. Eigenartig und von allem übrigen an der Kirche abweichend ist der Vorhallenbau an der Nordseite (Abb. 160 u. 161), wenn man von dem Portale selbst abieht, das dem an der südlichen Vorhalle nachgebildet ist. Das Eigenartige liegt namentlich in dem Aufbau des Giebels (Abb. 161) und der staffelartigen Anordnung seiner Teile. Seine vier Pfeiler sind achteckig, und in Höhen von $1\frac{1}{2}$ m mit Wimbergkrönchen umzogen. Auch die drei größeren Wimperge zwischen den Pfeilern tragen einen anderen Charakter als alle übrigen der Kirche. Alle diese Formen erinnern vielmehr an die des Meister Hinrich Brunsberg an der Katharinenkirche zu Brandenburg. Die unteren Mauerteile des Vorbaus sind glatt gehalten, sodaß die Pfeiler ohne jede Vorbereitung aus der Mauer hervordachsen. Unschön bohrt sich der Spitzbogen der nüchternen hohen Portalblende in den Fuß des Giebels. Das Schuppenmotiv im Maßwerk des Oberlichtfensters ist in seiner nüchternen Wirkung dem der Seitenschöre verwandt. Die schräggestellten fialenartigen Eßtrebepfeiler sind im Grundriß quadratisch und harmonisieren daher wenig mit den polygonalen des Giebels. Was die Erbauungszeit der Vorhalle anbetrifft, so liefert dafür das „Liber querelarum“ der Stadt Stettin aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts (Staatsarchiv zu Stettin) einen Anhalt, insofern als darin ein Meister Claus Brunsberg, offenbar ein Verwandter des genannten Erbauers der Katharinenkirche, angeführt wird. Aus der Stelle¹⁾ geht hervor, daß Claus i. J. 1412 mit Hans Paschedach wegen des „Mauerwerks“ der Stadt Prenzlau einen Prozeß führte; zu dieser Bauunternehmung der Stadt gehörte, wie man nach der Verwandtschaft der Stilformen schließen muß, unsere Nordvorhalle, deren Errichtung mithin um diese Zeit anzusehen ist.

Etwa hundert Jahre später wurde an der Südseite der Kirche vor dem dritten Joch von Westen die in Abb. 162 wiedergegebene Totengräberwohnung („Gotteskastenhaus“) mit gewölbtem Erdgeschoß aufgeführt, deren südwärts gerichteter Giebel durch gekuppelte Blendens und Pfeiler gegliedert ist. Sie stürzte 1845 ein und wurde darnach beseitigt.

Sechste Bauzeit. Die bedeutenden Verhältnisse des Kirchenneubaus, namentlich die gewaltige Höhe des Daches, welche seine Hallenkonstruktion zur Folge hatte, erforderten eine entsprechende Steigerung der Höhenverhältnisse des Westbaus,

¹⁾ „Item Claus Brunsberg tosprake to Hans Paschedach also van der stat murwerke to Prenzlau is endet und lendet und scal des notlos sin.“ (a. a. O. Bl. 154.)

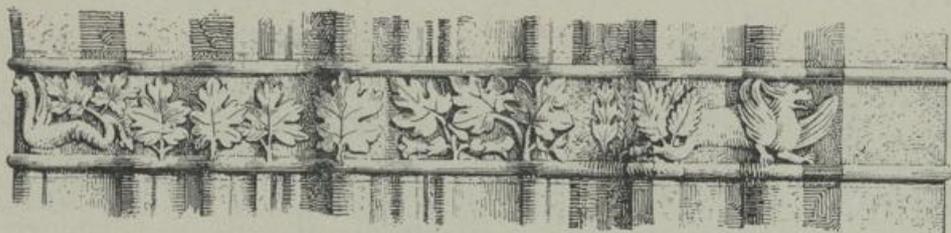


Abb. 158. Prenzlau. Kämpferschmuck am Nordportal der Marienkirche.

der in der zweiten Bauzeit nur wenig über den granitene Unterbau hinaus gediehen war. Man führte ihn noch zwei weitere Stockwerke in seiner bisherigen breiten geschlossenen Form durch und begann erst über diesen mit Unterdrückung des Mittelbaus die Ablösung zweier freistehender Türme. Die einzelnen Geschosse wurden zwar im allgemeinen in ähnlichem Charakter wie die unteren, nämlich in verhältnismäßig einfachen strengen Formen, aber doch, der größeren Höhenlage entsprechend mehr und mehr in gestreckten Verhältnissen ausgebildet. Das gilt namentlich von den Blenden, welche in Gruppen zu dreien oder zweien teilweise mit Unterteilung und einfacher Maßwerkbildung die architektonische Gliederung der Flächen und deren Hauptschmuck bilden. Die Trennung der Geschosse ist nur noch über dem ersten dieser Bauzeit durch eine schlichte Abwässerung bewerkstelligt, oberhalb davon aber gänzlich aufgegeben; nur am obersten Rande der Massivteile, wo die Ecklisenen endigen, bildet ein einfacher, aus Radformen in quadratischem Rahmen gebildeter Fries den Abschluß (Tafel 13 und Abb. 140).

Die Türme endigten im Mittelalter über den noch bestehenden Massivteilen in hohen, hölzernen Nichteckhelmen, die von je vier Eckspitzen begleitet wurden. Der südliche Turm zeigt diese Endigung noch auf Merians Zeichnung, aus der wir auch ersehen können, daß die obersten Geschosse damals durch einen hölzernen gedeckten Brückenbau verbunden waren. Der Nordturm besaß schon damals den nach dem Brande von 1638 aufgeführten, noch heute erhaltenen stumpfen Abschluß, der die Gestalt eines breiten einstöckigen Hauses mit Satteldach in westöstlicher Richtung zwischen zwei durch Pilasterwerk gegliederten, an den Kanten geschweiften Renaissancegiebeln hat (Taf. 13). Der Südhelm wurde nach vielfachen Zerstörungen durch Blitzschlag i. J. 1738 abgebrochen (Beckmanns Nachlaß) und mit Brettern gedeckt; der Turm hat noch jetzt eine Notendigung mittels Satteldach in der gleichen Richtung wie der Nordturm und erreicht in dieser Form noch nicht einmal die Höhe des letzteren.

Nachdem schon i. J. 1710 die ganze Innenarchitektur der Kirche mit weißer Lünche überzogen worden war, unternahm man erst i. d. J. 1845/46 unter Oberleitung von Bau- rat Knoblauch eine durchgreifende Erneuerung der Kirche, die hauptsächlich eine würdige und für den Gebrauch der neueren Zeit geeignete Umgestaltung des Innern beabsichtigte. Es wurden damals die älteren Holzpemporen, Chorgestühle, Chorschranken und Sitzbänke, die zum Teil noch aus dem Mittelalter, zum anderen aus Erneuerungen des 16. Jahrhunderts herrührten, aus der Kirche entfernt, die Vorhalle wurde mit einem

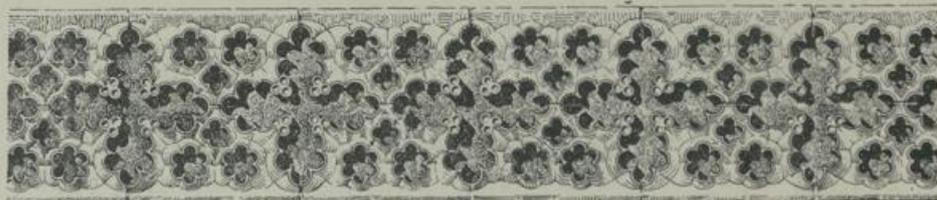


Abb. 159. Prenzlau. Fries am Südanbau der Marienkirche.

neuen Gewölbe überdeckt und von der Kirche durch einen Glasabschluß abgetrennt; im Zusammenhang damit wurde die westliche Rose von ihrer Vermauerung befreit und mit Maßwerk aus Gußeisen versehen. Im Kirchenraum selbst erhielten sämtliche Fenster neues Maßwerk, im allgemeinen nach den Vorbildern der bestehenden, jedoch aus einem Backsteinmaterial, das nicht nur durch sein Format, sondern auch durch seine gelbe Farbe vom alten abwich. Im Westen des Schiffes entstand zu dieser Zeit die Orgelempore in ihrer jetzigen Form auf sehr schlanken, in Sandsteincharakter gehaltenen, aber aus Holz hergestellten Säulen. Die schon früher nach Osten verlegte Laufe wurde samt dem Altar auf einem höheren Stufenbau aufgestellt, der segmentsförmig um sie ausgebogen ist. Der alte Sakristeieinbau bestand damals wohl schon nicht mehr, sodaß es sich hier anscheinend nur um die Säuberung von rohen Abbruchspuren handelte. Die Zugänge der Kirche wurden in der Art geordnet, daß der westliche, nördliche und ein südlicher in der zweigeschossigen Vorhalle auf der Südseite bestehen blieben, während die Tür am Westende der Südseite und das Portal in der Margaretenskapelle vermauert wurden, wie sie es noch heute sind. Am Äußeren erlitt die Kirche in dieser Zeit nur insofern eine Veränderung, als die gerade damals eingestürzte Lotengraberwohnung an der Südseite durch Abbruch beseitigt wurde.

Eine zweite Erneuerung in den Jahren 1878—87 betraf hingegen fast ausschließlich die äußere Architektur der Kirche, deren Teile in einzelnen Abschnitten im allgemeinen in ihrer ursprünglichen Form hergestellt wurden. So namentlich die Fialen und Wimperge der Dachgalerie, die Zierfriese unter den Hauptgesimsen, die Glasursteine der Wasser-

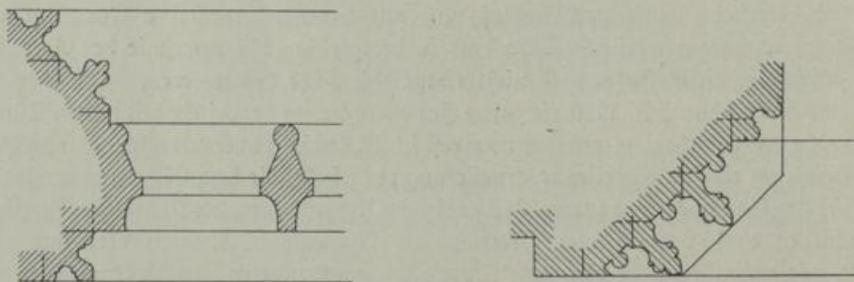


Abb. 160. Prenzlau. Nordvorhalle der Marienkirche. Profil der Seitenfenster und des Portals.

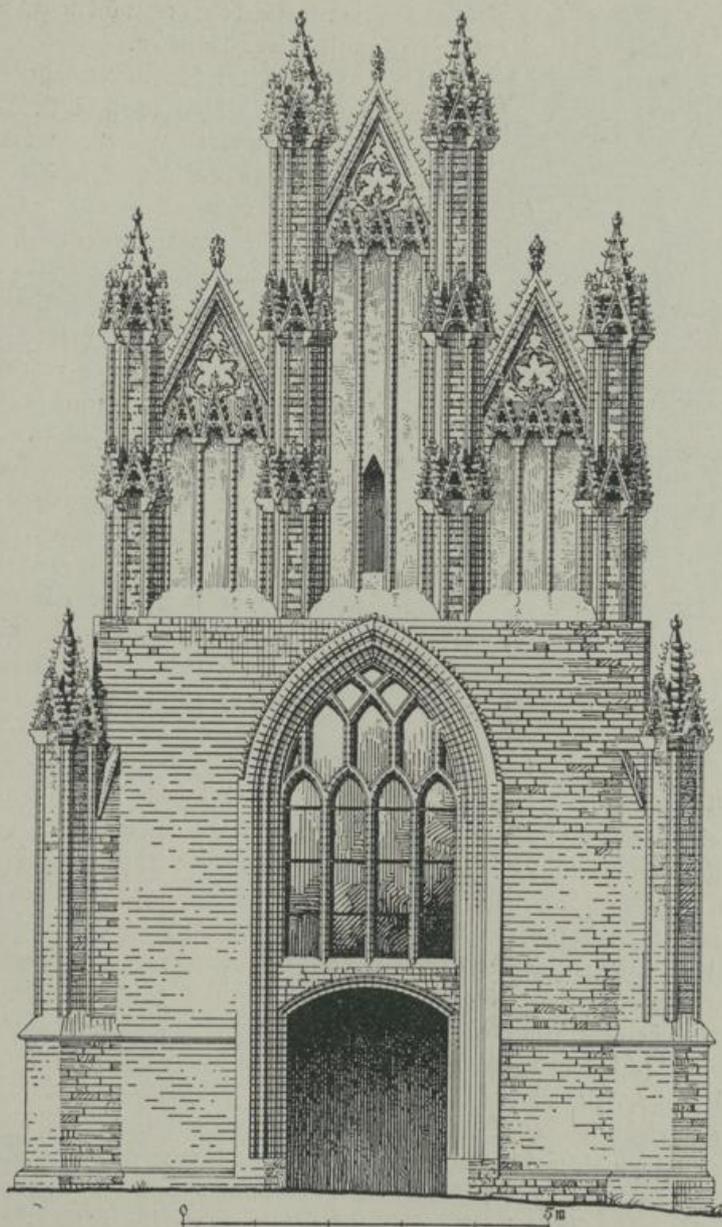


Abb. 161. Prenzlau. Marienkirche. Nordvorhalle.

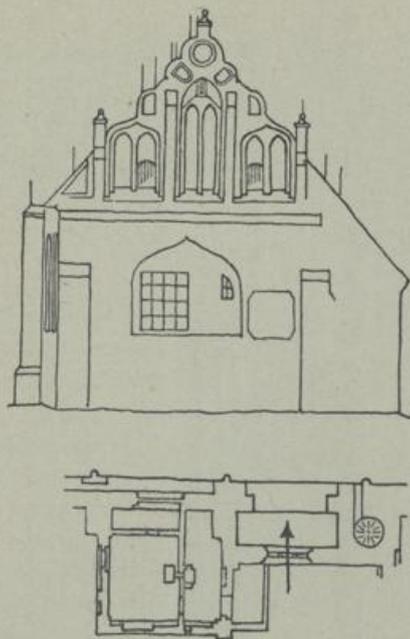


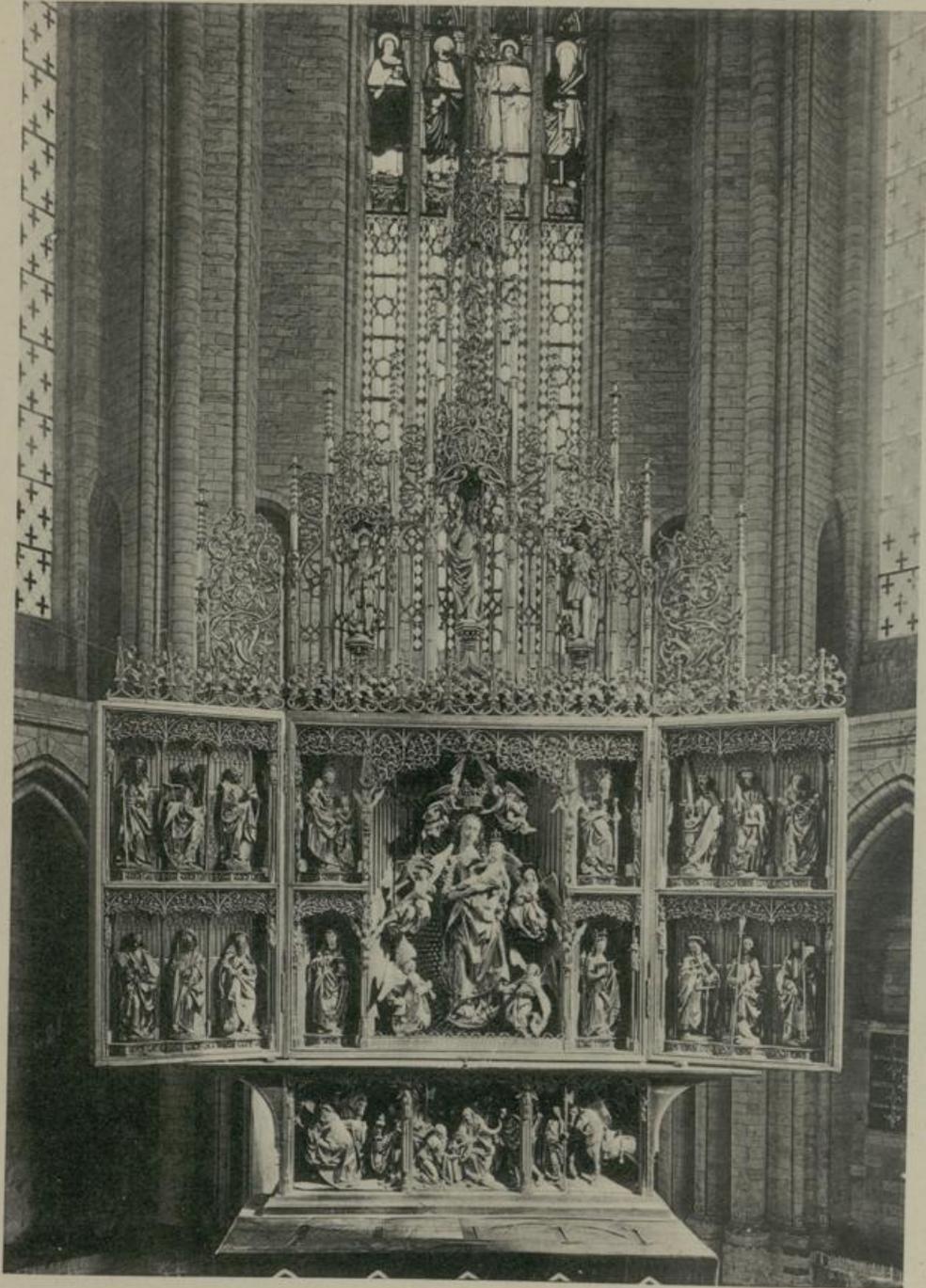
Abb. 162. Prenzlau. Marienkirche.
Ehemalige Latengräberwohnung („Gotteskasten-
haus“) an der Südseite. (Nach Skizze im
v. Quast'schen Nachlasse.)

schläge und Strebepfeilerabsätze und der ganze Giebel der nördlichen Vorhalle mit feinen Rosetten.

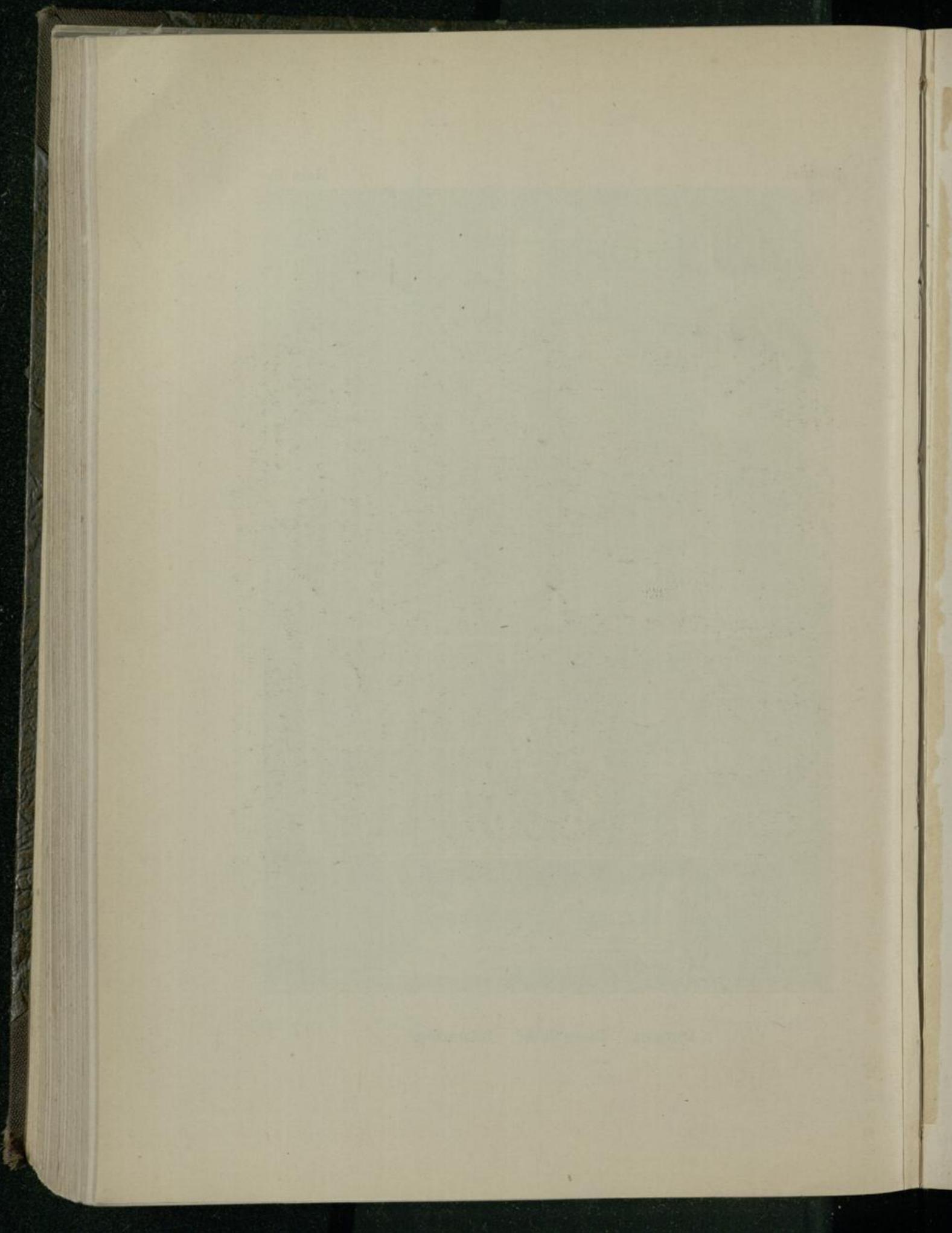
An der Margaretenkapelle, deren große Südtüren schon i. J. 1707 verändert worden waren, wurden die Übelstände bei der Entwässerung des zwischen ihrem Dach und dem Kirchenchor liegenden Wassersades i. J. 1903 so gefährdend, daß man an eine Änderung des alten Zustandes denken mußte. Nach verschiedenen Vorschlägen kam es in diesem Jahre zu der jetzigen endgültigen Lösung durch ein flaches kupfergedecktes Dach, welches das Wasser von den Chorfenstern nach einer Rinne abführt, die parallel zum Chor verläuft. Dieser Vorgang gab Anlaß, auch das Innere der Kapelle, das schon durch seine Entstehung in verschiedenen Bauzeiten von vornherein in seiner Ausführung der Sorgfalt entbehrte, einer Erneuerung zu unterziehen.

Ausstattungsgegenstände.

Der Altar (Taf. 18) ist ein hervorragend schöner, geschnitzter Flügelaltar von 2,76 m Breite des Schreines und laut eingeschnittener Inschrift an dessen Fuß 1512 in Lübeck gefertigt. — Die prächtig entworfene reiche Bekrönung ist sehr leicht aus äußerst zierlichen Architekturformen aufgebaut. In der Mitte zuoberst eine kleine Marienfigur, darunter im mittleren Baldachin zwischen den beiden mittleren Fialen Christus mit der Siegesfahne, die Rechte segnend erhoben, in den seitlichen Baldachinen die Ritter St. Georg und St. Mauritius (die Schutzheiligen von Prenzlau). Außerdem schmücken kleine Figuren die Vorderseite der Fialen. Die Linienführung des freien durchbrochenen Ornaments bewegt sich in edlen, großen Zügen, bei großer Feinheit des Details. — In dem Mittelfelde des Schreins thront die Himmelskönigin in der Strahlenglorie mit dem Jesusknaben. Von den sechs Engeln, welche sie umschweben, halten zwei die Krone über ihrem Haupt, die anderen musizieren (Taf. 19). — Die Nebenräume des Schreins sind wie die der Flügel in zwei Geschosse geteilt. Noch im Schrein selbst sieht man um Maria vier Heilige: oben die heilige Anna selbdritt und St. Katharina, unten Johannes d. Ev. (?) mit Kelch und die heilige Barbara mit Turm und Buch. In den Flügeln des Schreins sind die Standfiguren der Apostel angebracht, meist dunkelbärtige Gestalten von tüchtiger

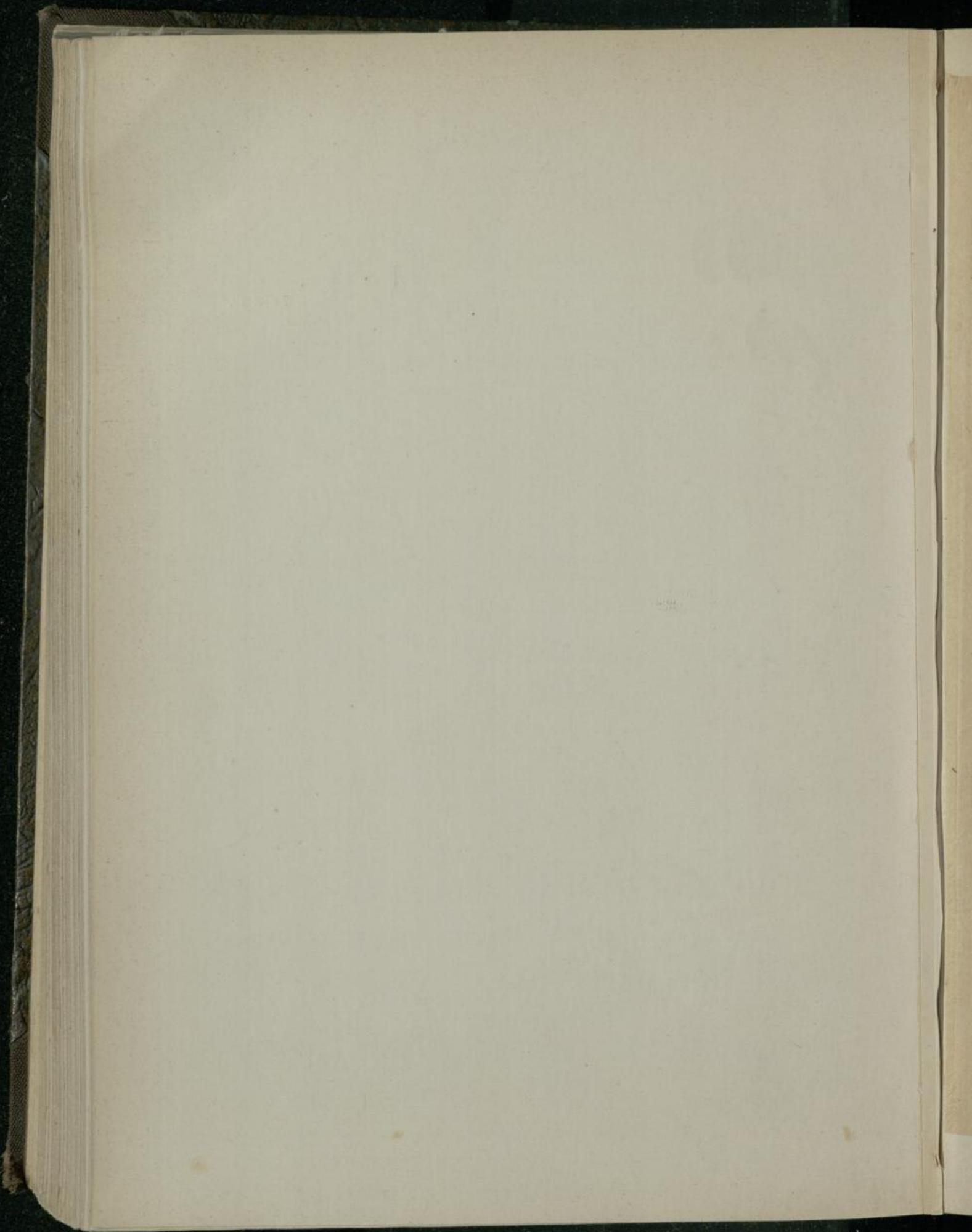


Prenzlau. Marienkirche. Altaraufbau.





Drenslau. Marienkirche, Altarschrein. Mittelteil.





Prenzlau. Marienkirche. Altarschrein, Prebelle.

Arbeit. — In der Predella (Taf. 20) kommt die Anbetung der Könige in breitem figurenreichen Gepränge zur Darstellung. — Die Figuren sowohl wie die Architektur und die Ornamente sind fast ganz vergoldet. Die Farben beschränken sich im wesentlichen auf die Fleischtöne und einige meist blaue Gewandstücke. Im Hintergrund der Nischen sieht man Nachbildungen von Stoffmustern von schöner reicher Zeichnung des Granatapfelmotivs (Abb. 163 u. 164).



Abb. 163. Prenzlau. Marienkirche. Stoffmuster aus einem Bilde des Flügelaltars.

Die Rückseite der kastenartigen Schreintüren bildet, wenn diese geschlossen sind, mit der Vorderseite der hinteren Doppelflügel eine aus 16 Temperagemälden bestehende Bilderwand (Tafel 21—26). Die bereits etwas mit landschaftlichem Hintergrund ausgestatteten, auf Goldgrund gemalten Tafeln sind von vorzüglicher Wirkung und in neuerer Zeit aufgefrißt. Die 8 Tafeln der linken Seite stellen Szenen



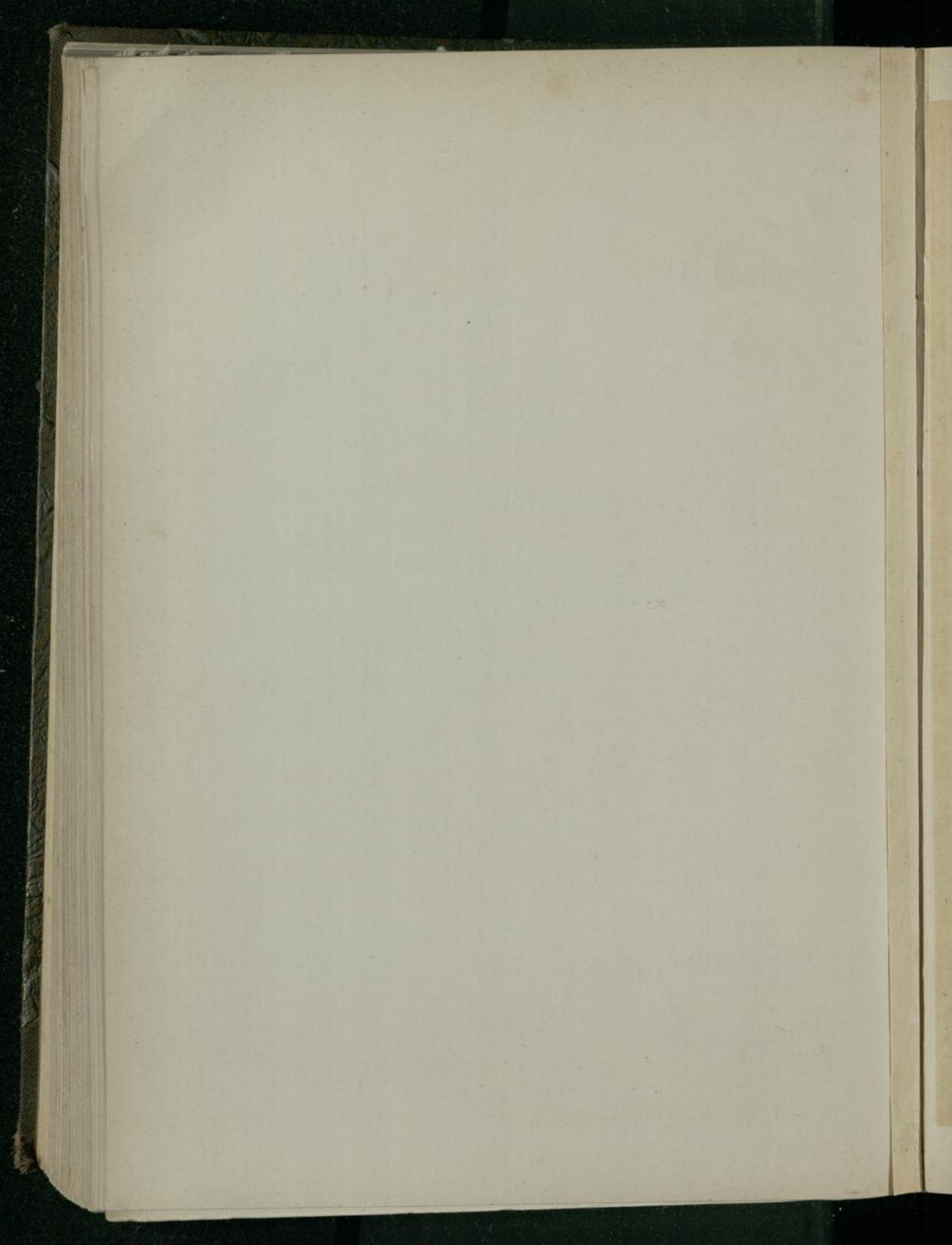
Abb. 164. Prenzlau. Marienkirche. Stoffmuster aus einem Bilde des Flügelaltars.

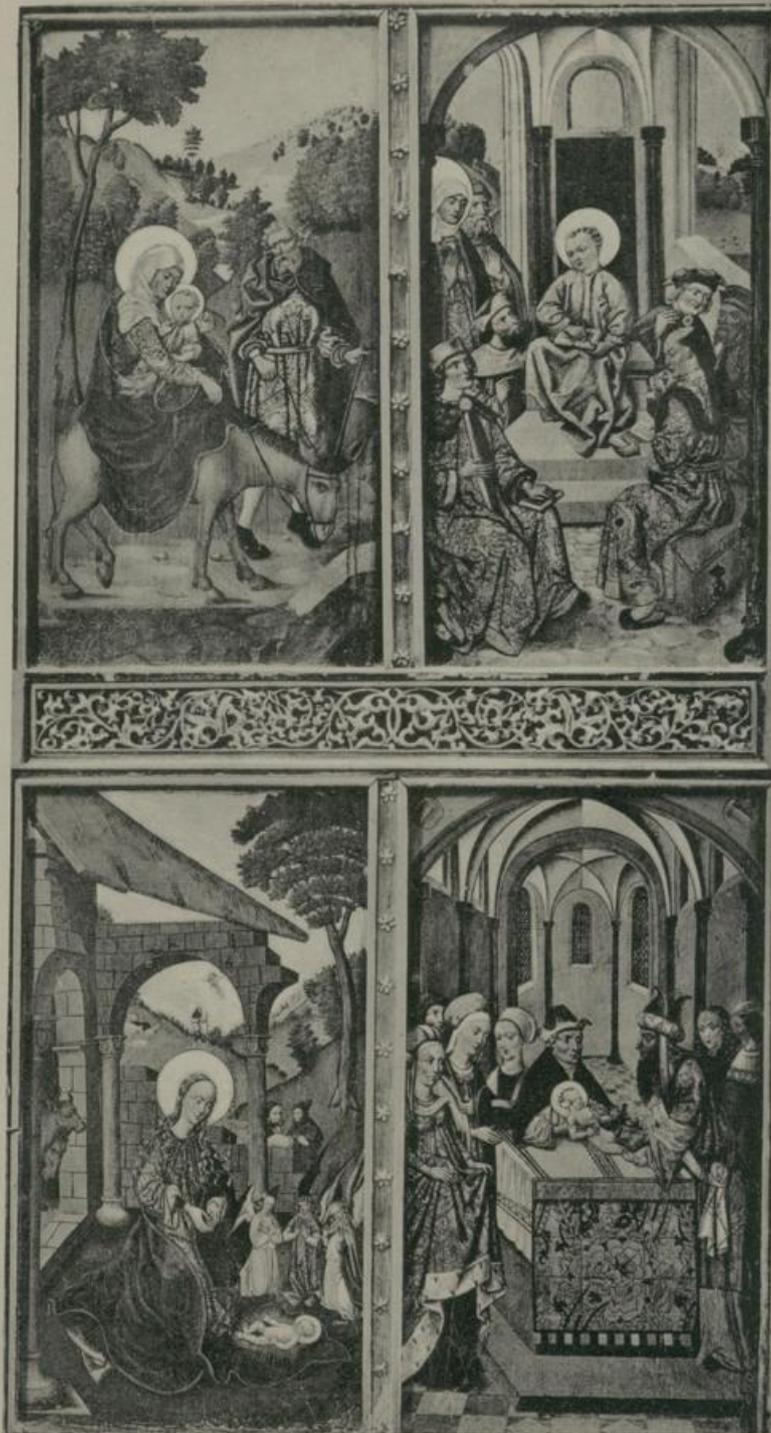
aus dem Leben der Jungfrau Maria dar (Taf. 21—23), die 8 anderen der rechten solche aus dem der heiligen Katharina (Tafel 24—26). — Auch die Rückseiten der hinteren Flügel sind bemalt und zwar mit vier einzelnen größeren Standfiguren unter schlichten Arkaden mit Kleeblattbögen. Sie waren mit Papier überklebt und mit Leinwand überzogen worden und wurden erst in neuester Zeit wieder freigelegt. Die infolgedessen mehrfach beschädigten Gemälde stellen vier weibliche Heilige dar, darunter Magdalena mit einer Salbbüchse in Händen.

T a u f e aus Bronze (Abb. 165). Der glatte, runde, gefestigte Fuß ruht auf drei streng stilisierten Tiergestalten (Löwe, Hund und Affe?) und ist oben von einem Hals-

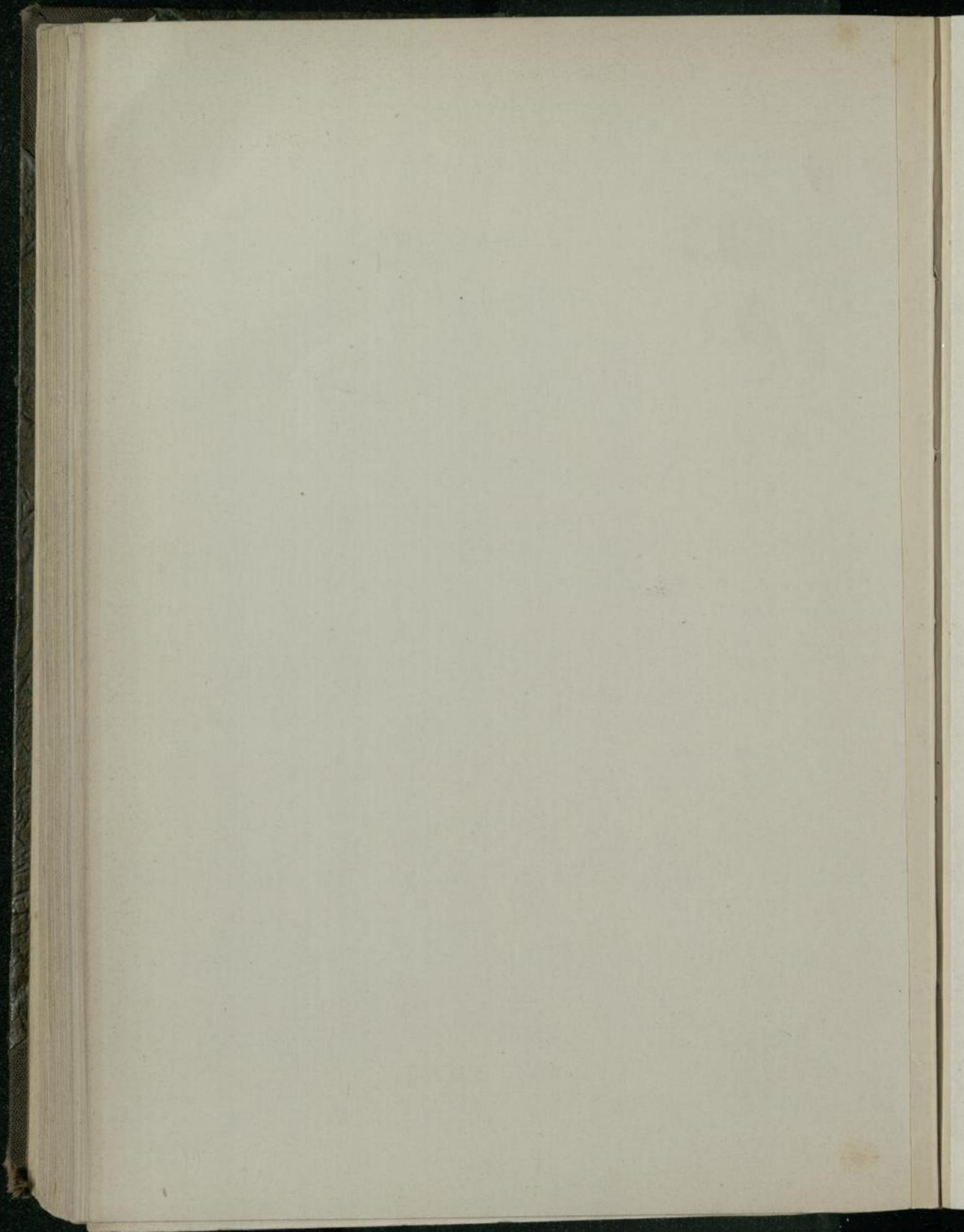


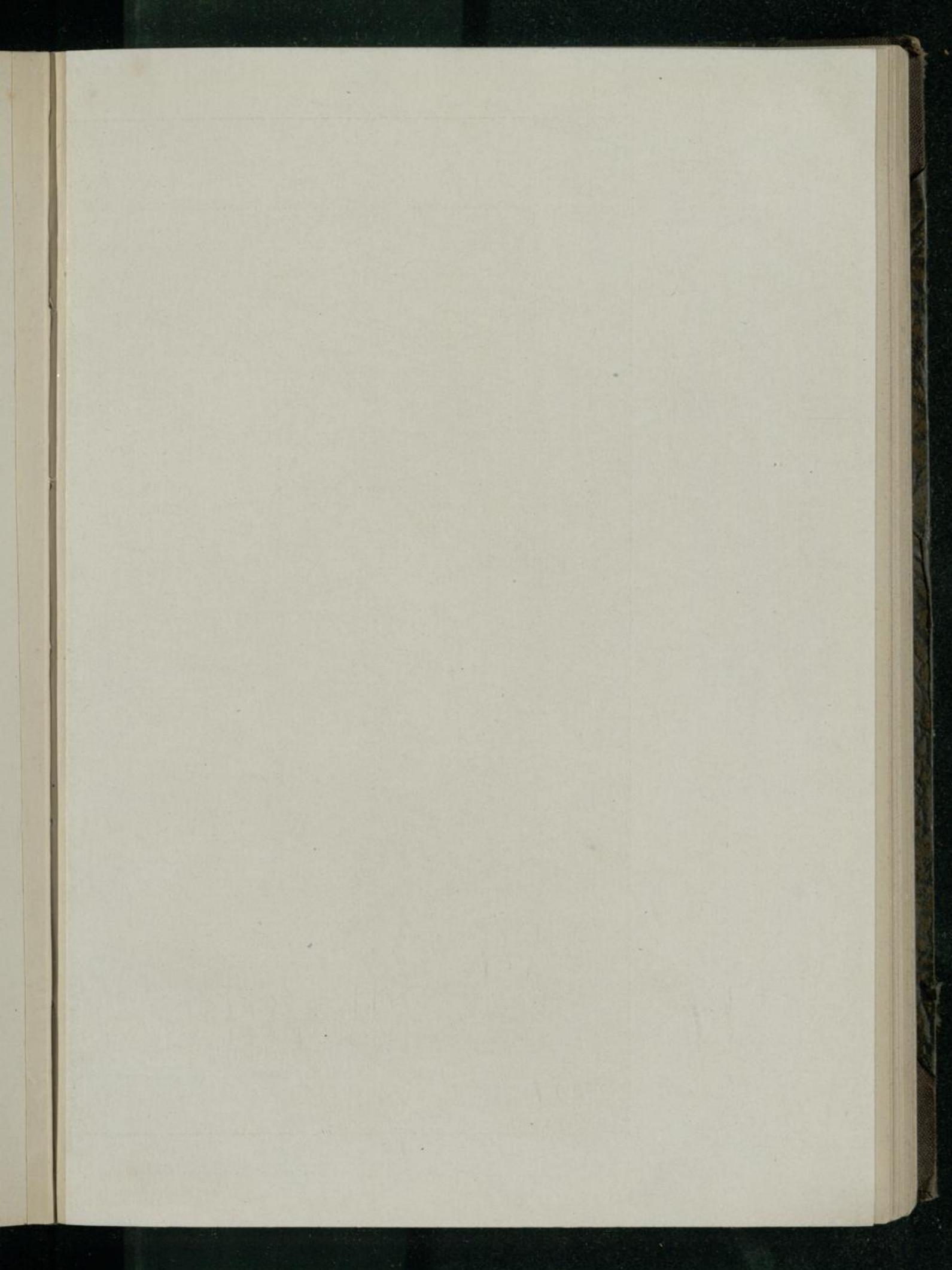
Drenslau. Marienkirche. Rückseite des Altarschreins.
Leben der heiligen Jungfrau.





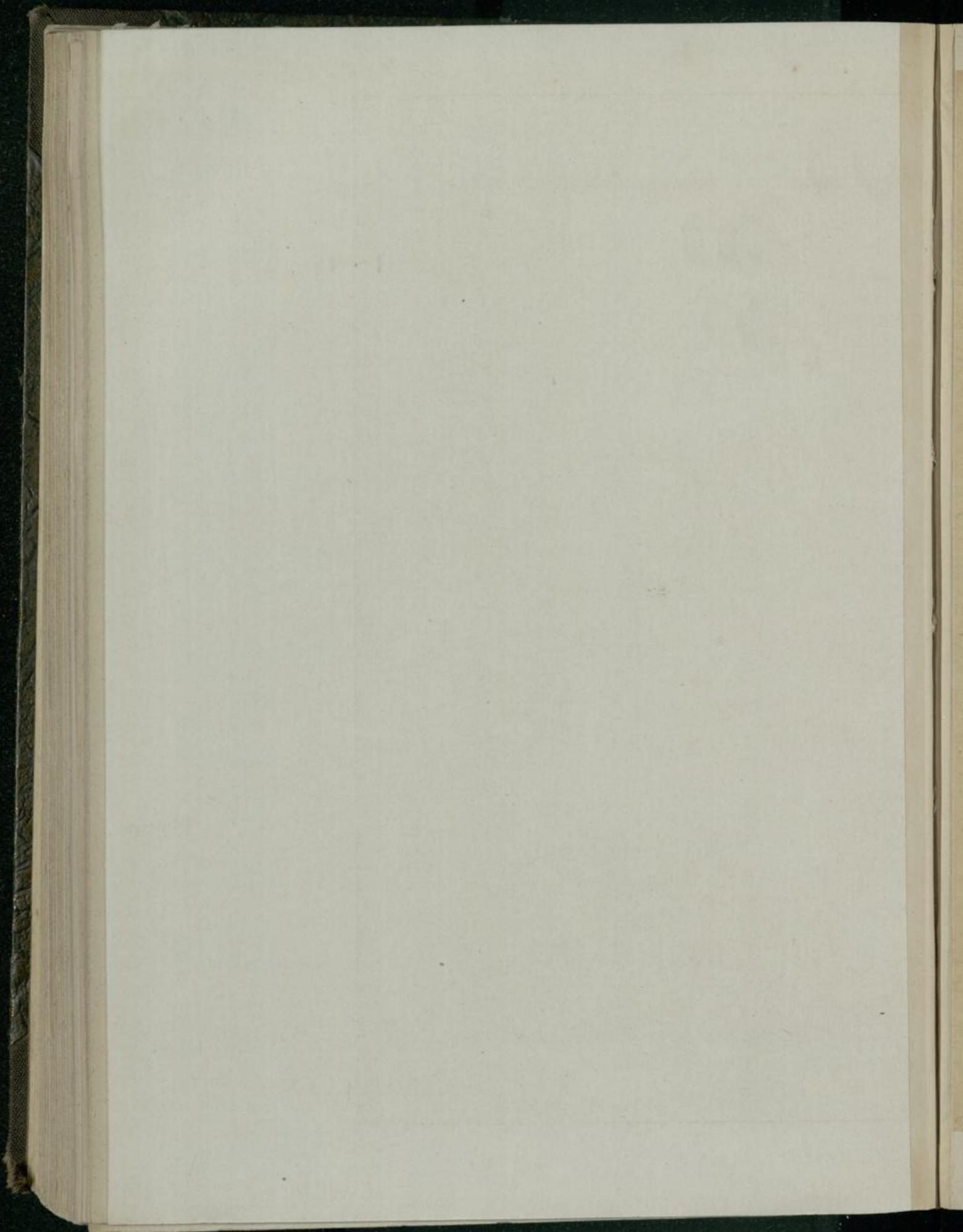
Drenzlau. Marienkirche. Rückseite des Altarschreins.
Leben der heiligen Jungfrau.





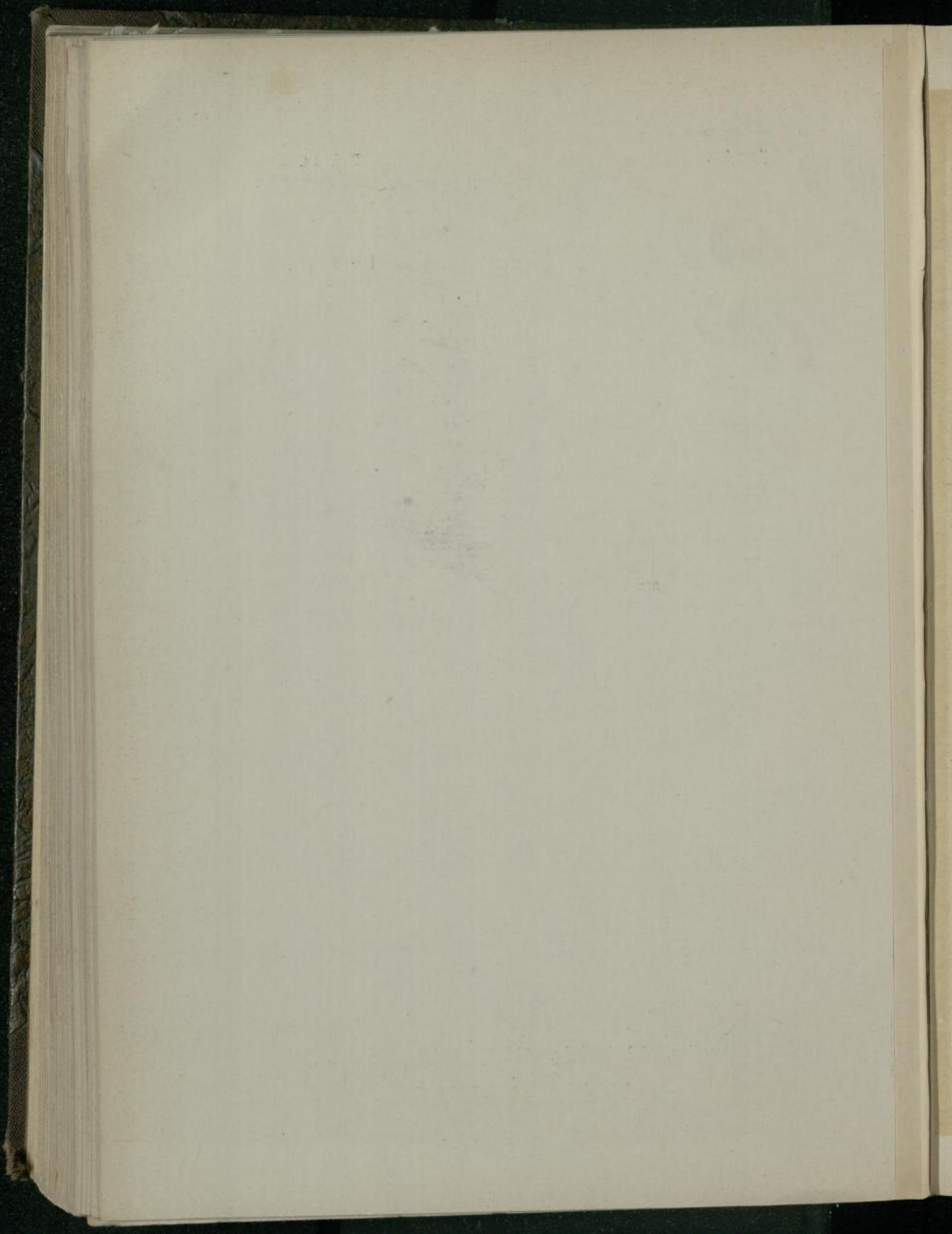






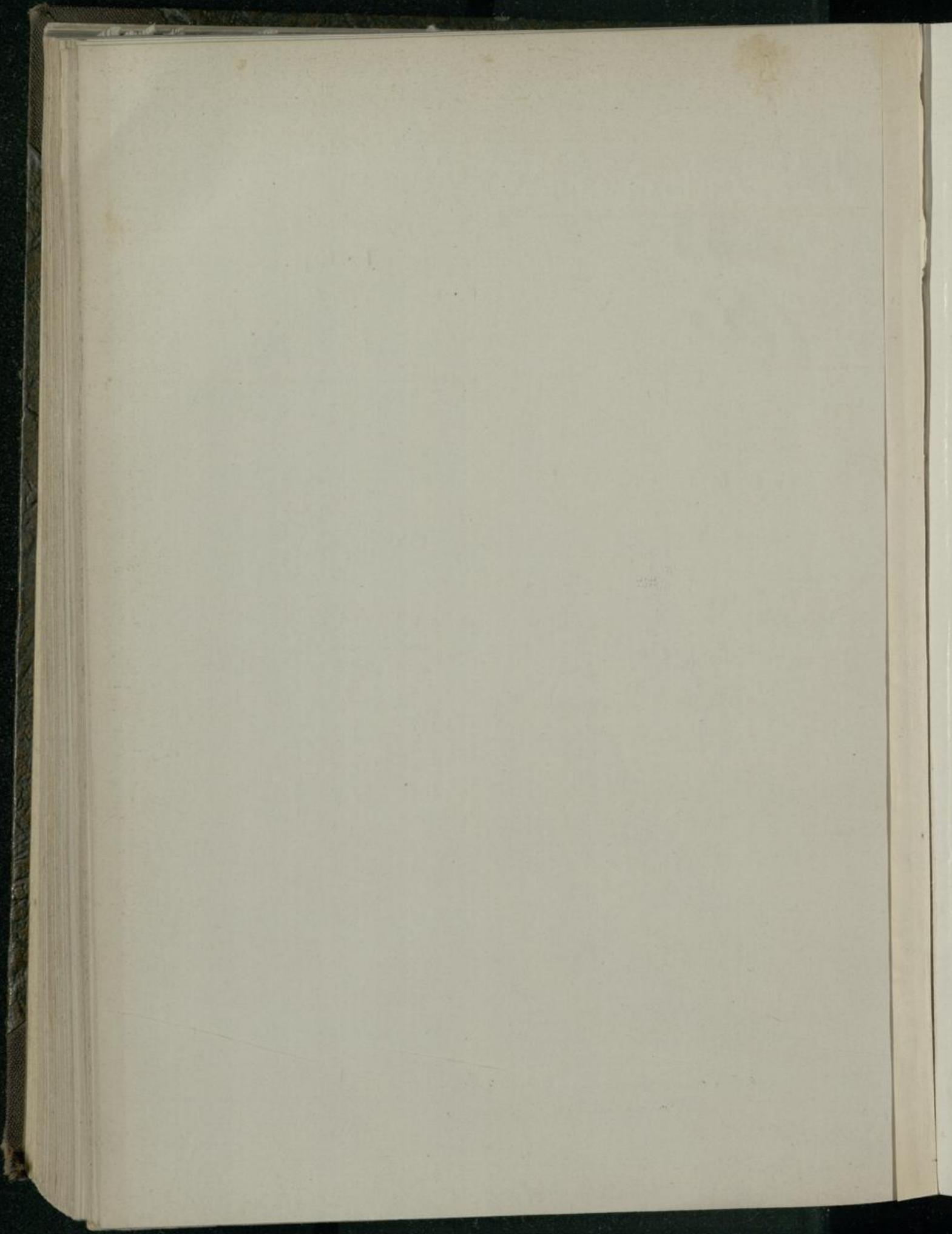


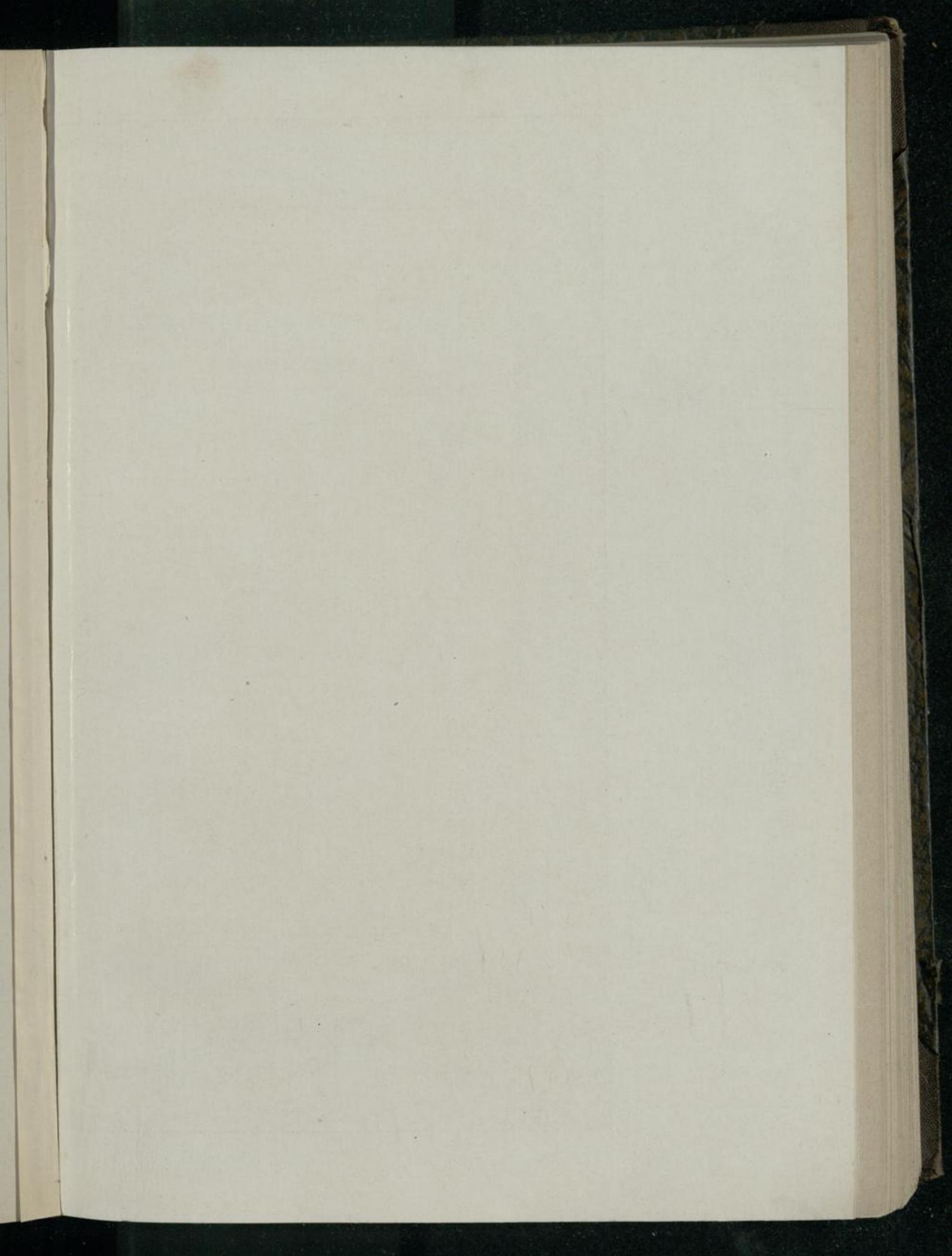
Drenslau. Marienkirche. Rückseite des Altarschreins.
Leben der heiligen Katharina.



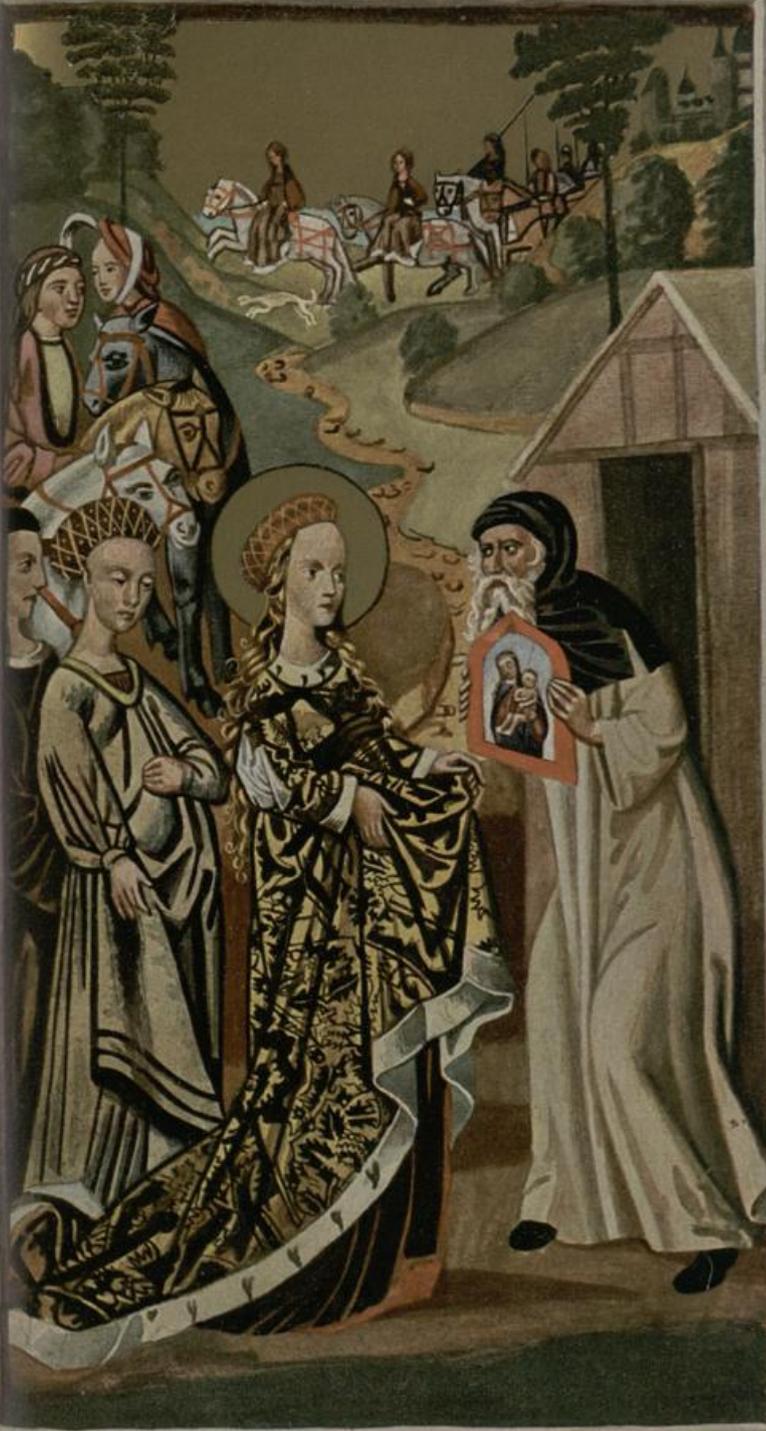


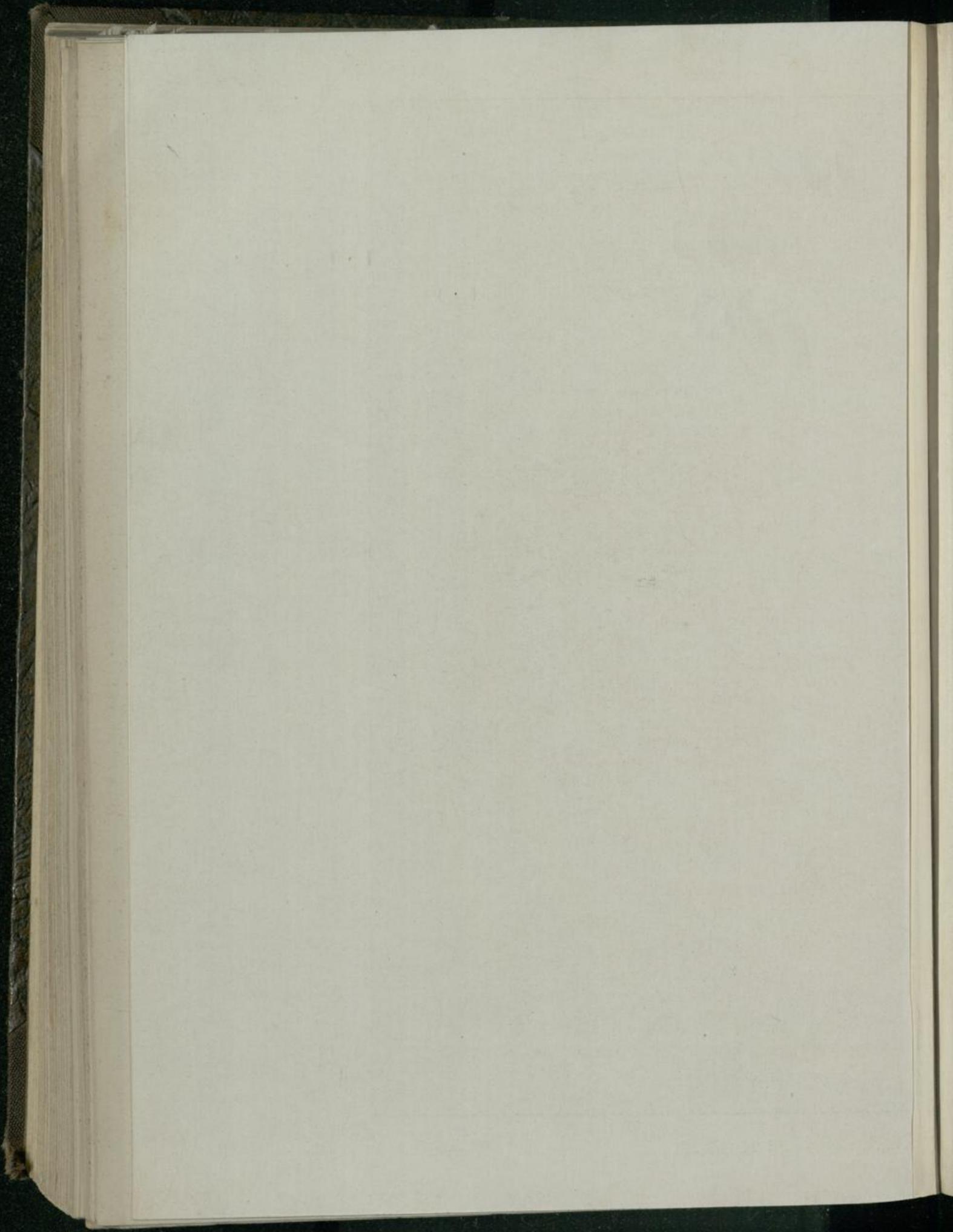
Prenzlau. Marienkirche. Rückseite des Altarschreins.
Leben der heiligen Katharina.











gliede aus drei Wülsten umfaßt. Auf seinem unteren Rande stehen drei derb naturalistische $\frac{1}{2}$ m hohe männliche Figuren (Meister, Geselle und Lehrling?), welche gemeinsam mit ihm den Kessel tragen. Dieser zeigt an der schräg ansteigenden Wandung außen eine Reihe von 13 gotischen Arkaden aus krabbenbesetzten Kielbögen, unter denen erhaben gearbeitete Standfiguren stehen; eine besonders breite enthält Christus in der Mandorla auf dem Regenbogen sitzend, mit Schwert und Lilie zu Seiten des Hauptes, beide Hände segnend erhoben, sowie neben ihm knieend Maria und Johannes. Die zwölf



Abb. 165. Prenzlau. Taufe in der Marienkirche.

derb geformten Figuren in den übrigen Arkaden stellen ohne Zweifel die Apostel dar. So urwüchsig die Einzelheiten des Gußwerkes sind, bildet es doch durch seine stattliche Größe von 1,07 m Höhe bei 1 m oberem Durchmesser, vor allem aber durch seinen geschickten wirkungsvollen Aufbau, der heute infolge der Erhöhung des Altarraumes noch mehr zur Geltung kommt als früher, eine sehr schätzbare Zierde des Kirchenraumes. Seine Entstehung ist wohl in das 15. Jahrhundert zu setzen. — Die Taufe stand ursprünglich, wie gewöhnlich, am Westende der Kirche und war hier von einem besonderen Gestühl umgeben, sowie mit einem reicheren Deckelaufsatz aus Holz (vermutlich in

Renaissanceformen) versehen; beide wurden i. J. 1744 gelegentlich des Orgelumbaus beseitigt (Weckmanns Nachl.).

Ein **Kruzifixus** aus Eisen, etwa 70 cm hoch, und zwei Paar eisengegossene **Leuchter** von verschiedener Größe (54 und 78 cm hoch) in antikem Formenscharakter (gegen 1850) schmückten die Altarmensa.

Romanischer Kelch, 20,5 cm hoch, Gewicht 725 g, silbervergoldet. Fuß, Schaft und Knauf aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, vielleicht Rädner Arbeit. Der kreisförmige Fuß (Taf. 27), Durchmesser 14,7 cm, mit zierlichem, etwas flachem

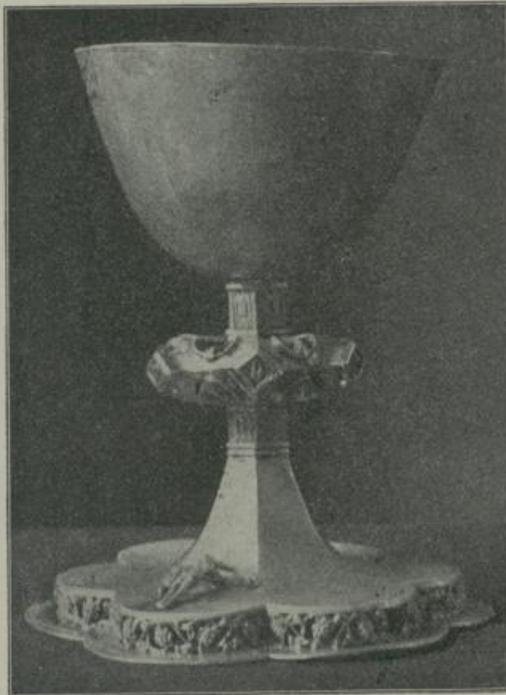


Abb. 166. Prenzlau. Kelch in der Marienkirche.

Kleiner gotischer Kelch, 16 cm hoch, silbervergoldet (Abb. 166). Der Fuß in Sechspassform mit fein durchbrochenem unteren Randfrieze aus Weinblättern und Trauben und kleinem Reliefkruzifixus als Signakulum. Nodus mit durchbrochenem Maßwerk und 6 Zapfen, daran in Minuskeln in Niello: „**ihesus**“; dieselbe Inschrift am sechseckigen Schaft über dem Nodus, darunter: „**maria**“. Kupa straff in typischer Form. 15. Jahrhundert. Dazu ein Patene mit vertieftem Vierpaß, mit Kreuz am Rande.

Kleiner silberner Deckkelch, 24 cm hoch, von 1823.

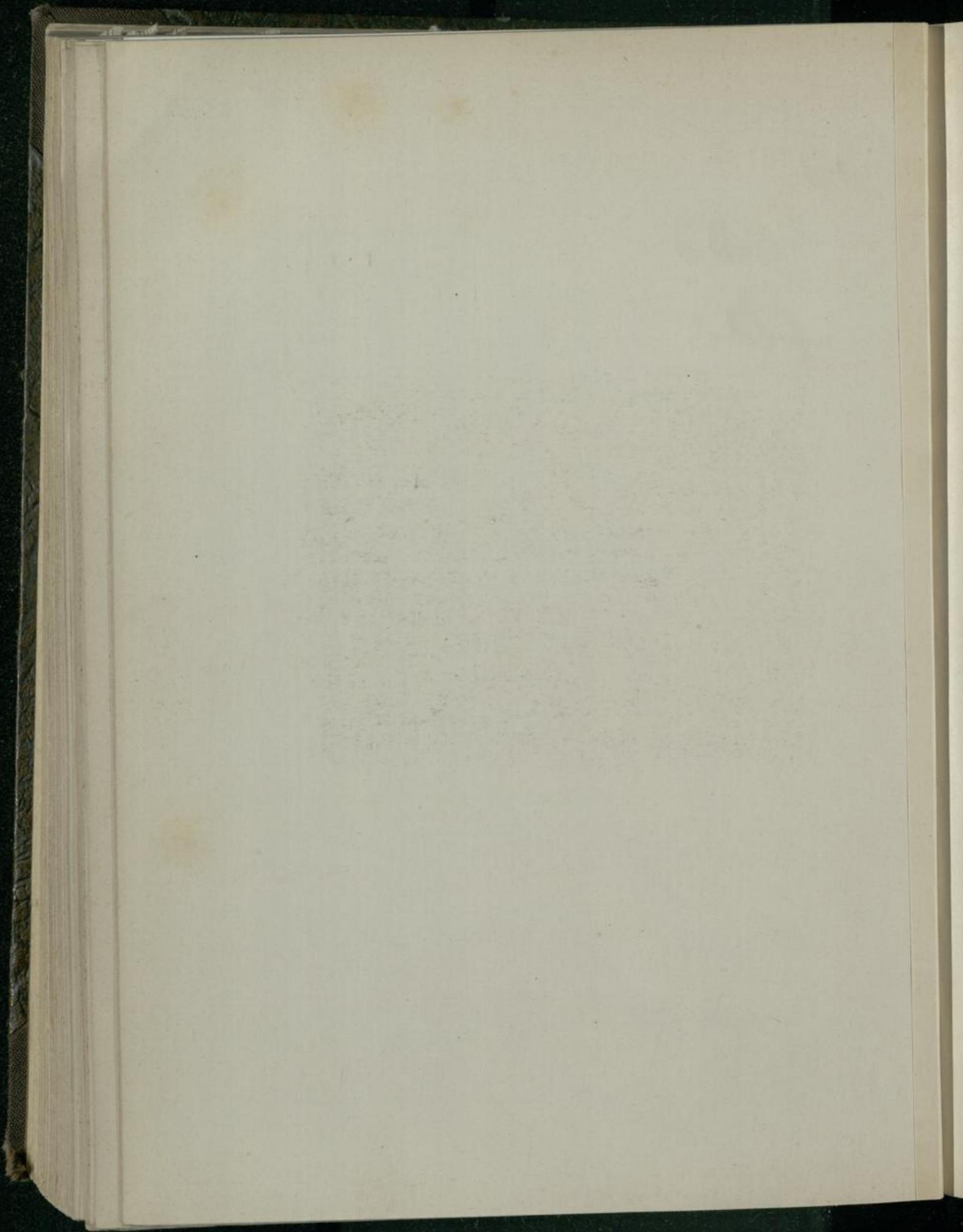
Filigran übersponnen, das von fein gedrehten Schnüren eingefast ist, und in das Edelsteine ohne Schliff (Türkisen, Amethysten, Chalcedonen, ein Karneol, sämtlich neuerer Ersatz) verteilt sind. Dazwischen vier Rundschilder, zusammen eine Vierpaßform bildend, mit Reliefdarstellungen aus dem Leben Christi (Verkündigung, Geburt, Kreuzigung, Auferstehung). Die Architektur überall noch romanisch, die Figuren in Haltung und Gewandung streng gezeichnet, das Relief mittelhoch. — Der Schaft dünn, unter dem Nodus mit kleiner Rundbogenarkatur geschmückt, darüber mit Drachen verziert (liegt verkehrt). Der Nodus, von etwas röterem Gold als das Übrige, polygonal aus 12 kleinen Adikulis gebildet, mit balusterartigen Säulchen an den Ecken. Die Kupa, 14 cm Durchmesser, sehr voll im Profil, ausnehmend hoch und am Rande ein wenig ausgebogen, ist modern.

Prenzlau.

Tafel 27.



Prenzlau. Marienkirche.
Fuß des romanischen Kelches.



Kleiner silberner *Empirekelch*, ebenfalls mit *Deckel*, 23 cm hoch.

Ein silberner, innen vergoldeter *Humpen*, 25 cm hoch, in kantharusähnlichen Formen, 1821 der Stadt geschenkt.

Beachtenswert ist der hübsche *Beschlag* der *Nischentürchen* hinter dem Altar (Abb. 167 u. 168).

Gemälde.

Ölgemälde, Christus und die Samariterin am Brunnen, gemalt 1846 von Grashof, einem geborenen Prenzlauer.

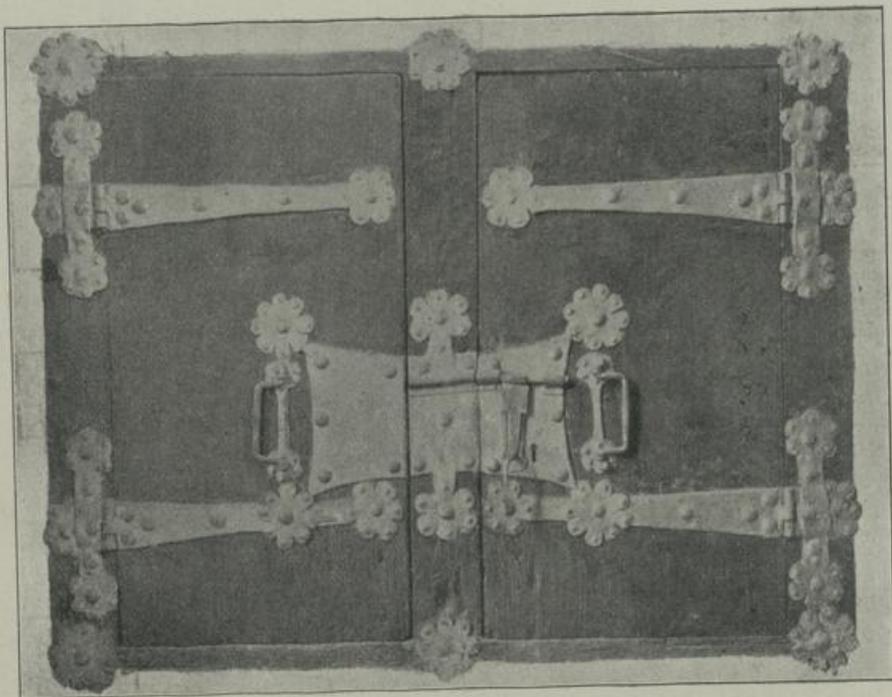


Abb. 167. Prenzlau. Marienkirche. Türbeschlag eines Wandschranks.

Großes *Ölgemälde*, etwa 2×3 m, von *Kode*, 1783, darstellend die *Auferweckung* des *Stadtrats Nobiling*.

Ölgemälde, etwa 1 qm groß, weibliche Figur im *Kostüm* des 16. Jahrhunderts. *Stammt* aus dem *Rathause* und soll die *Gräfin Afseburg* (ihr *Grabmal* siehe unten) darstellen.

Stbild, etwa $1 \times 1\frac{1}{2}$ m *Hochformat*, *Vermählung* der *Maria* und des *Joseph*, in *Mailand* gekauft. *Kopie* nach einem *italienischen Original*.

Eine *Anzahl* *Bildnisse* von *Geistlichen* der *Kirche* seit dem 17. Jahrhundert.

Grabssteine.

Im *südlichen Nebenchor* *Grabstein* der *Adelheid v. d. Afseberg* (*Afseburg*), *Witwe*

des Leonhard Kogen v. Aschersleben, † 1588 in Prenzlau. Die Figur der Verstorbenen ist in mittlerem Relief, annähernd in Lebensgröße dargestellt; an den vier Ecken polychromierte Wappenschilde, am Rande die Umschrift in römischen Majuskeln.

Südlich daneben Graburne auf rechteckigem Sockel für Frau Anna Sabina Stille geb. Becker, † 1794, in einfachsten Empireformen mit Gehängen an der Urne und Girlande am Sockel.

Im südlichen Seitenschiff steinernes Wanddenkmal in zierlichen Barockformen für den preußischen Obersten Friedrich Böning v. Schulz und seine Gattin geb. Gerlach.

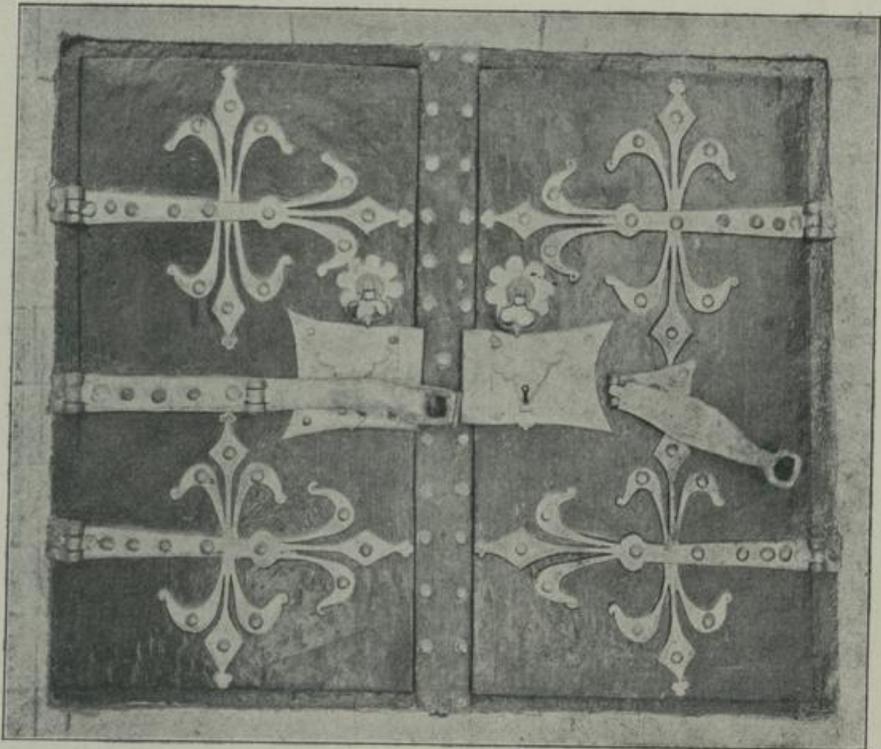


Abb. 168. Prenzlau. Marienkirche. Türbeschlag eines Wandschranks.

Im nördlichen Seitenschiff Grabstein des Magisters Georg Krugenberg, Archidiacon an der Marienkirche, † 1655; in der Mitte sein Wappen in einem Kranze.

Ebenda Steinepitaph des brandenburg. kurfürstl. Hauptmanns Georg v. Lindstädt, † 1574, ein Renaissanceaufbau in zwei Stockwerken; im Mittelfelde des oberen Gottvater in Relief, im unteren Hauptfelde die Familie des Verstorbenen vor einem kleinen Kreuzifixus kniend, die seitlichen Pilaster mit kleinen Wappen besetzt. Die Formgebung im allgemeinen noch zaghaft und kraftlos (Abb. 169).

In der Vorhalle Reste verschiedener Grabsteine, darunter einer von 1576, ein

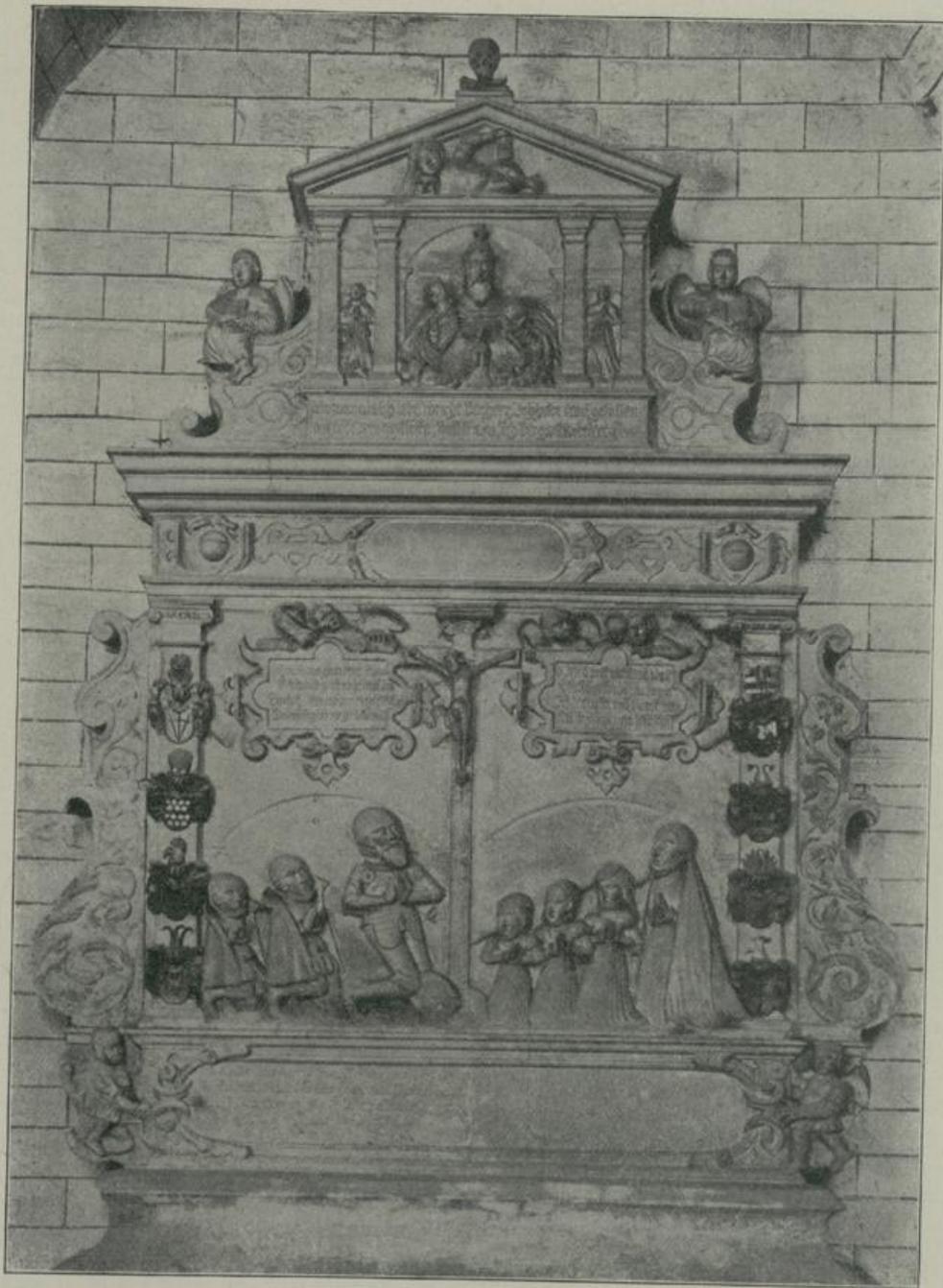


Abb. 169. Prenzlau. Marienkirche. Steinepitaph des Hauptmanns G. v. Lindstädt.



Abb. 170. Prenzlau.
Buchstabe S von der Inschrift der
dritten Glocke der Marienkirche.

anderer von 1594, die Namen nicht mehr lesbar, erkennbar noch Wappenformen mit Hausmarken.

Glocken.

1) Die größte, 2,28 m Durchmesser, 1862 von Bofß in Stettin.

2) 1,54 m Durchmesser. Am Halse zwischen glatten Linien in großen frühgotischen Majuskeln die Aufschrift: „**AUE MARJA GRACJA PLENA**“. Die Buchstaben sind in zarten Linien in die Form gerigt.

3) 1,37 m Durchmesser, nach Bedmann „Apostelglocke“ genannt. Am Halse zwischen glatten Linien die Inschrift: „**CONSOLOR UJUH FLEO MORCUA PELLO NOCJUH + SC. MARJA**“ aus in die Form gravierten Majuskeln. Unter den Halslinien in kleinen, gleichfalls in die Form gravierten Majuskeln (Abb. 170): „**SC. LUCAS, SC. MATTHEUS, SC. MARCUS, SC. JO-**

HANNES“. Am langen Felde acht Schilde verschiedener Form, z. B. Dreiecksschild mit heraldischem Adler, Münzen und ein Zeichen in Form eines Reptils (ob Gießereichen?).

4) 1,22 m Durchmesser. Am Halse zwischen glatten Linien acht Rundschilde verschiedener Größe mit Darstellungen aus dem Leben Christi (z. B. Geißelung) und in einem großen Sechseck ein heraldischer Adler. Auf dem Deckel fünf weitere Schilde verschiedener Form und Größe.

5) 1,02 m Durchmesser, mit einer plastischen Maria nebst Engelchen auf der einen und einem Kreuzifixus auf der anderen Seite des langen Feldes. 1624 von M. Kolof und Friedr. Klassen zu Alten = Stettin gegossen. Mit dem Gießereichen des ersteren.

6) 13cm Durchmesser („Stundenglocke“). Ohne Inschrift, mit einer Reihe von Zierschilden am Halse, von denen eines der beiden größten und bemerkenswertesten, dessen kreisförmiger Hauptteil mit dem anderen übereinstimmt, in Abb. 171 wieder gegeben ist.

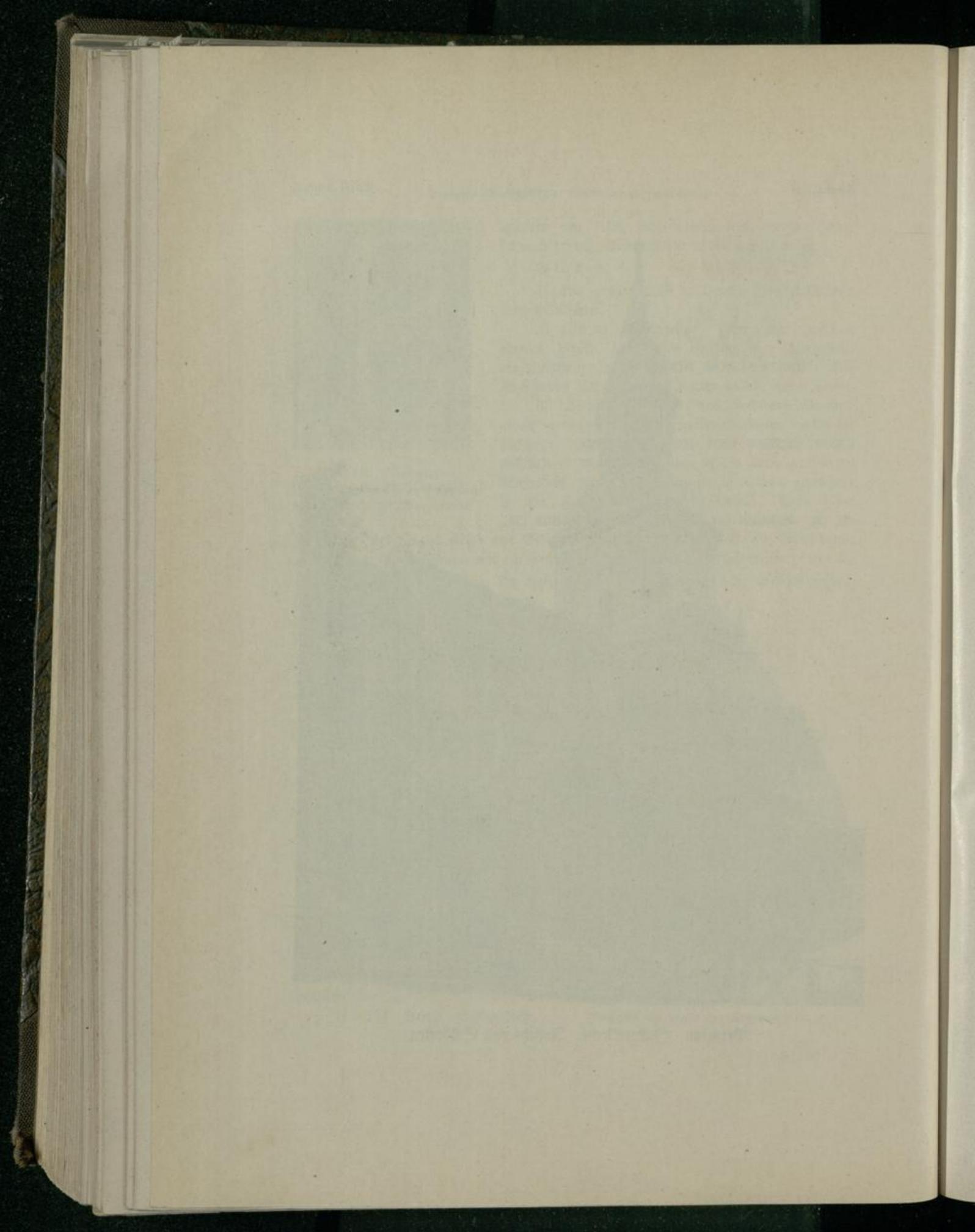
7) Die kleine Schlagglocke,



Abb. 171. Prenzlau. Marienkirche.
Zierschild am Halse der Stundenglocke.



Prenzlau. Jakobikirche. Ansicht von Südosten.



63 cm Durchmesser, 1725 von Joh. Heinr. Schmidt in Stettin, hängt in einer hochgelegenen Öffnung des Ostgiebels und ist ohne besonderes Gerüst nicht zugänglich.

Die laut Vertrag von 1464 (im Stadtarchiv) bei Meister Bertram aus Magdeburg bestellte große Glocke ist nicht mehr vorhanden, ebenso nicht die bei Bergau erwähnte große Glocke von 1567.

Jakobikirche.

Die Pfarrkirche St. Jakobi (Tafel 28 u. Abb. 172) ist eine flachgedeckte einschiffige Kirche mit schwach eingezogenem, gerade geschlossenem Chor, der ebenfalls ungewölbt ist. Westlich schließt sich an das Schiff ein etwas breiteres Turmhaus, das nach jenem durch einen breiten, dem Triumphbogen ähnlichen Spitzbogen geöffnet war. An den Chor sind im Norden zwei benachbarte Räume, im Süden eine quadratische Halle angefügt.

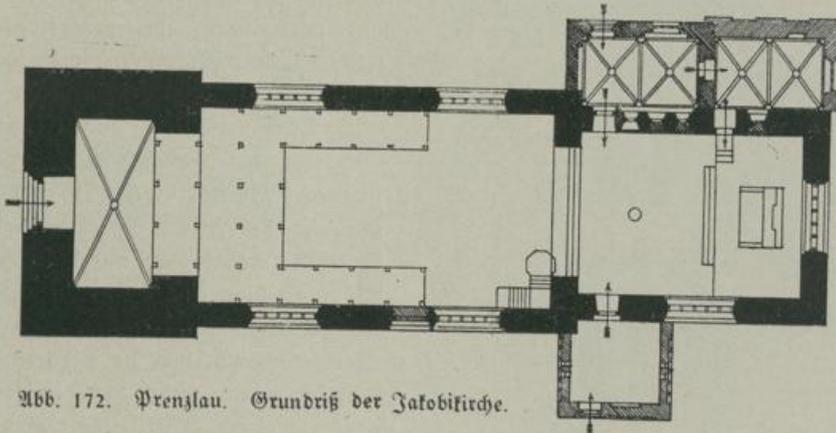


Abb. 172. Prenzlau. Grundriß der Jakobikirche.

Baugeschichte.

Erste Bauzeit. Da die Kirche bereits im Jahre 1250 erwähnt wird und ihre ursprünglichen Bauformen dieser Zeit entsprechen, irrt man wohl nicht, wenn man ihre Entstehung um dieses Jahr annimmt. Sie wurde einschließlich des Westbaues vorherrschend aus sorgfältig bearbeiteten Feldsteinen errichtet, welche zwischen dem regelmäßigen Fugennetz fast in ganzer Fläche unverputzt stehen blieben; die Fugen waren mit fingerbreiten weißen Linien bemalt. In Backstein sind ausschließlich nur die Fensterkanten und der ihre Gruppen einschließende Bogen ausgeführt. Der Bau ist anscheinend mit dem Chore begonnen, der in der Einfassung der Fensterbögen vom Schiff etwas abweicht.

Die ursprünglichen Fenster waren mit einer einzigen Ausnahme zu dreien gruppierte, schlanke Spitzbogenfensteröffnungen, deren mittlere nach der Art der sog. Dreifaltigkeitsfenster sich etwas über die seitlichen erhoben (Abb. 173 u. 174). Sie hatten schlichte, schräge Gewände und waren von einer gemeinsamen, mit einem

dicke Rundstab umzogenen breiten Spitzbogenblende zusammengefaßt, deren Bogen im Chor halbsteinig gewölbt und mit Läufer-schicht umzogen, im Schiff hingegen ganzsteinig in Verband gemauert war — ein Anzeichen für den eben bemerkten Vorangang des Chores. Eine Gruppe dieser ursprünglichen Art, welche in ihrem urwüchsigen, frühgotischen Charakter im wesentlichen den Fenstern der Franziskanerkirche entspricht, ist noch an der Nordseite des Chores im Dachraum des dortigen Anbaues größtenteils erhalten (Abb. 174). Neben ihr, am Ostende dieser Chorseite,

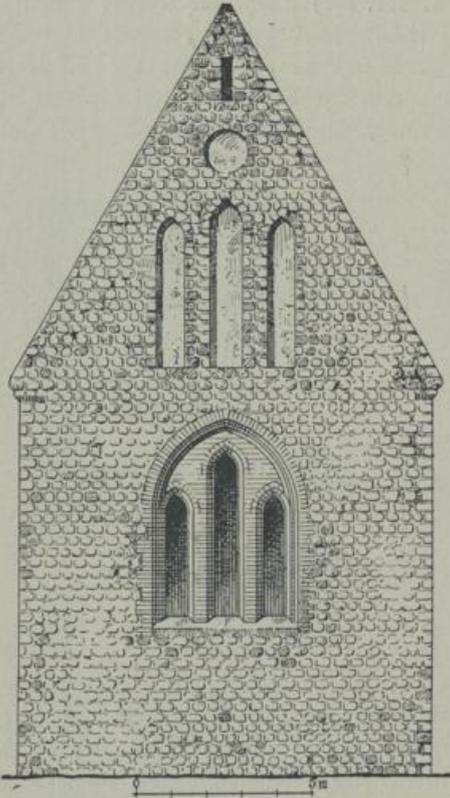


Abb. 173. Prenzlau. Jakobikirche. Ostgiebel.

mit kräftigen Abstufungen der Gewände, doch ohne feineres Profil; so die allein ursprüngliche Tür des Chores, die Priestertür an der Südseite, deren innere Nische in altertümlicher Weise noch in Giebelform überwölbt ist. Aus dem gleichen Baustoff besteht auch das seit langem vermauerte, doppelt abgedeckte Spitzbogenportal an der Südseite des Schiffes.

Ein Sockelvorsprung fehlt oder steckt im Erdboden. Das Hauptgesims ist in Form einer breiten steilen Schräge aus Granit gearbeitet. Keiner Feldsteinbau ist, abgesehen

findet sich auch noch die erwähnte einzige Ausnahme, ein einzelnes Spitzbogenfenster der beschriebenen Art (Abb. 174). Bei allen Fenstern waren, wie man hier noch sehen kann, der starke Rundstab weiß getüncht, die Laibungen der Öffnung im Bogen gepußt, unterm Kämpfer aber pußfrei gelassen, selbst die inneren, woraus man schließen darf, daß auch im Innern der Kirche alle Backsteinpartien pußfrei gelassen und nur die Feldsteinflächen verpußt waren. Merkwürdigerweise ist die Anordnung der Fenster im Chore auf der Nordseite anders als auf der Südseite. Während hier eine breite Gruppe der beschriebenen Art etwa die Mitte der Wand einnahm, war sie dort westwärts verschoben und östlich daneben noch das oben erwähnte Einzelfenster angebracht — eine Anordnung, die vielleicht schon im Hinblick auf einen künftigen Anbau in der Ecke zwischen Chor und Schiff geschah, welcher nicht die ganze Chorlänge erhalten und das Fenster an der Nordostecke freilassen sollte.

Abweichend von den Fenstern sind die Portale ganz aus Granit gearbeitet,

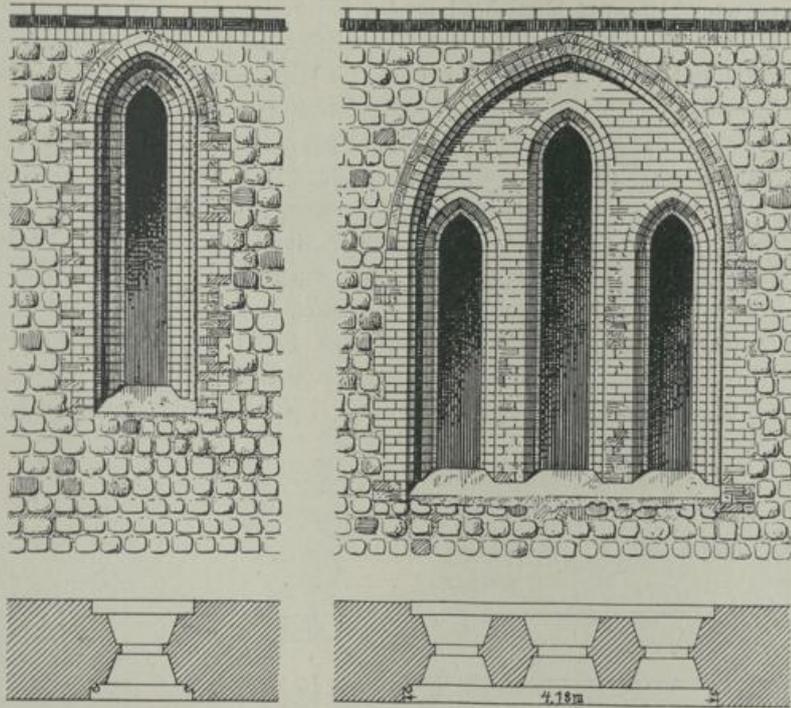


Abb. 174. Prenzlau. Jakobikirche. Vermauerte Fensterzau der Nordseite des Chores.

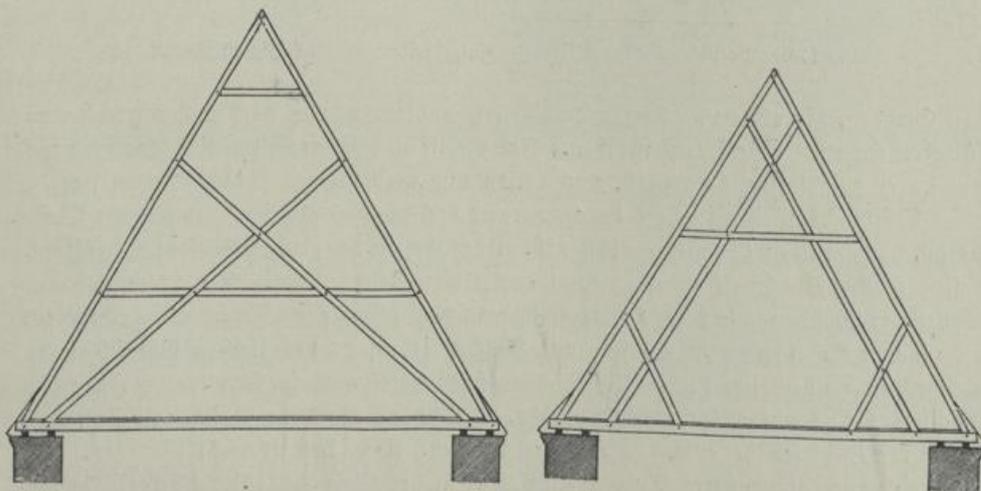


Abb. 175. Prenzlau. Jakobikirche. Dachstühle im Schiff und Chor (1 : 200).

vom Fenster, auch der ganze Ostgiebel samt der Gliederung seines oberen Dreiecks mit drei flachen Spitzbogenblenden und einer Kreisblende an der Spitze (Abb. 173).

Die Dachstühle von Schiff und Chor (Abb. 175) sind beide noch aus gotischer Zeit, wiewohl die sonst üblichen Fußstufen fehlen. Sie sind mit sparsamem Holzverbrauch aus Eichenholz in der Art des 13. Jahrhunderts konstruiert. Im Schiff sind die Gespärre durch je zwei Kehlbalken und ein großes Strebenkreuz verbunden, das an ihrem Fuße ansetzt und im oberen Drittel der Sparren endigt. Sie sind 1,36 m voneinander entfernt. Ihre Sparren und Streben sind jetzt etwa 1 m über Boden durch eingejagte Niegelhölzer verspannt. Die Sparren zeigen an ihren östlichen Seitenflächen von unten bis oben hinauf in Abständen von etwa 46 cm viereckige Pföbde, die jetzt meistens abgebrochen sind und deren Bedeutung nicht sicher ist. Erst seit neuerer Zeit wurden die ziemlich weit freitragenden Balken durch Hängewerke gestützt. Im Chore bestehen die Gespärre aus zwei parallel mit den Sparren laufen-

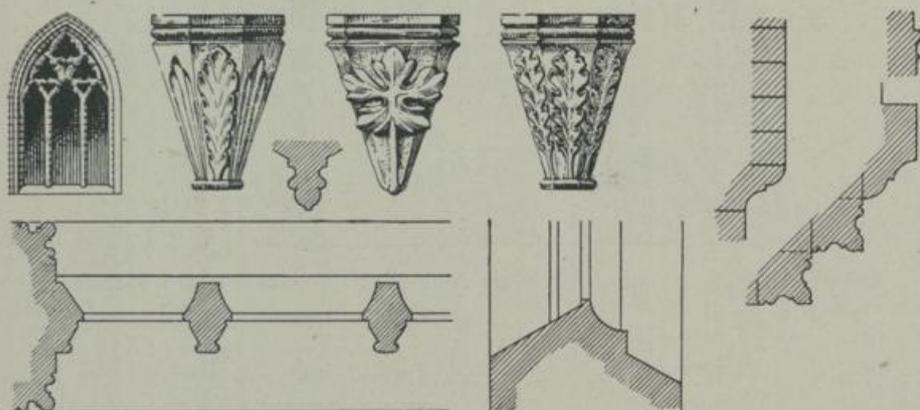


Abb. 176. Prenzlau. Jakobikirche. Einzelheiten vom nördlichen Anbau.

den Streben, die oben von kurzen Kehlbalken und unten von nach außen gerichteten kürzeren Streben durchkreuzt werden. Im Schiff und Chor ist die Längsverstrebung nur durch Windlatten hergestellt, von denen nur noch wenige Reste erhalten sind.

Am Westbau ist besonders beachtenswert das dreimal abgestufte spitzbogige Westportal, das ganz aus Granit gearbeitet ist. Über ihm ist ein großes Radfenster geöffnet, dessen Backsteinmaßwerk indessen nicht aus dieser Zeit stammt. Die drei sichtbaren Seiten des Westbaues sind im Obergeschoß von drei schmaleren Fenstern durchbrochen, die an den Schauplätzen im Westen und Norden jederseits von flachen Granitblenden gleicher Form begleitet sind. Unmittelbar über ihnen und somit etwa in Höhe des Dachfirstes finden sich Schildbogenabsätze, aus denen man die Absicht erkennt, den Turm erst in dieser bedeutenden Höhe zu wölben. Doch kam es wohl nie dazu. Die Feldsteintreppe zum oberen Turmgeschoß liegt in der West- und Nordmauer. In der bezeichneten Höhe endigt auch der Granitbau des Turmes.

Zweite Bauzeit. Sie betrifft ausschließlich den in zwei Joche gewölbten Anbau an der Nordseite des Chores, welcher unmittelbar an das Schiff anschließt und jetzt als Vorhalle dient. Er hat nicht nur nach der Kirche eine kleine Tür, sondern auch von außen her ein Portal mit reich profiliertem Gewände. Ein mit zierlichen Pfosten und Maßwerk von Sandstein ausgelegtes Spitzbogenfenster (Abb. 176) führt von Norden reichliches Licht ein, während die Ostwand ursprünglich geschlossen blieb. Nach alledem scheint der Anbau nicht sowohl als Sakristei, sondern vielmehr als Nebenkapelle errichtet zu sein. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Marienaltar, von dessen Errichtung wir beim Jahre 1299 (Niedel XXI, S. 150 und 406) hören, hier gestanden hat und dieser zierlich ausgewölbte Raum ursprünglich als Marienkapelle gedacht war.¹⁾ Der Stilcharakter seiner Formen, das bereits erwähnte Fenstermaßwerk, das reiche Stabwerk des Türgewändes, die gebündelten Stäbe der Rippen sowie das frühgotische, aus Eichen- und Ahornblättern bestehende Ornament der Konsolen (Abb. 176) gehören in der Tat dem Ende des 13. Jahrhunderts an und würden die Entstehung des Anbaus zur Zeit der Altarstiftung bestätigen. Daß der Anbau ursprünglich nur die zwei westlichen Joche, d. h. die jetzige Vorhalle umfaßte, beweist nicht nur der abweichende Stil der Einzelheiten der heutigen Sakristei östlich daneben, sondern auch ein im Dachboden erhaltenes Stück Gesims, das die nunmehrige Scheidewand als ursprüngliche östliche Umfassungsmauer erweist.

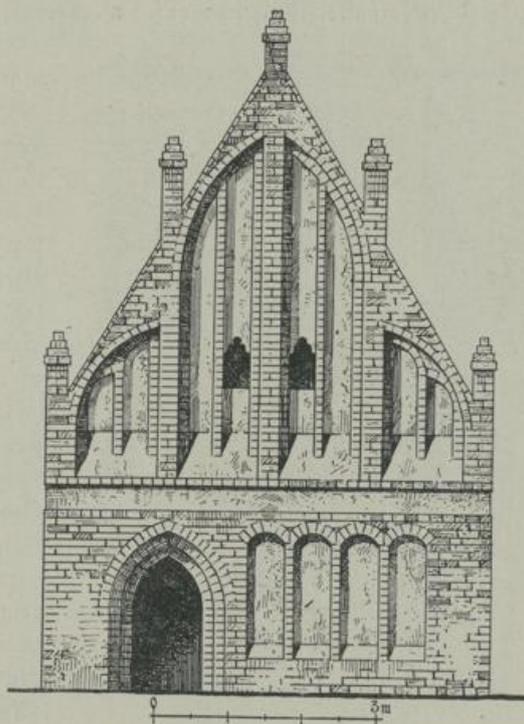


Abb. 177. Prenzlau. Jakobikirche.
Giebel der südl. Vorhalle.

Die architektonischen Einzelheiten der vermutlichen Marienkapelle erinnern überdies sehr an die entsprechenden des Dominikanerklosters. Dieser Orden gelangte gegen Ende des 13. Jahrhunderts auch in Prenzlau zu besonderer Bedeutung, und seinem Einflusse sowie dem Predigteifer der Brüder ist es wohl zuzuschreiben, daß um diese Zeit auch in der Jakobikirche der Gebrauch der Predigt eingeführt wurde. Das ver-

¹⁾ Auch die bei Niedel (XXI, 101) angeführte Urkunde von 1299 bezieht sich allem Anschein nach auf die Stiftung desselben Altars, für welche die Ausdrücke *construere* und *edificare* gebraucht sind, die einen besonderen Kapellenbau für diesen Altar wahrscheinlich machen.

rät uns eine kleine unscheinbare Spitzbogentür, welche man bei der Vermauerung der durch den Anbau verdeckten drei Nordfenster des Chores in einem der Fenster aussparte, offenbar nur zu dem Zwecke, um durch sie über eine Treppe innerhalb des Anbaus eine im Chor errichtete Kanzel zugänglich zu machen. Östlich neben ihr ist außerdem eine breite, logenartige Öffnung hergestellt. Die Kanzel bestand hier allem Anschein nach bis zur Reformationszeit und wurde, wie man aus dem Backsteinformat ihrer Zumauerung schließen kann, erst nach dieser an den günstigeren Platz, in die nordöstliche Ecke des Schiffes, links vom Triumphbogen verlegt. Auch sie war noch vom Bodenraum des Anbaues zugänglich, denn noch jetzt ist hier ein Durchbruch der Mauer für diesen Zweck erhalten und nur auf der Kirchenseite leicht vermauert.

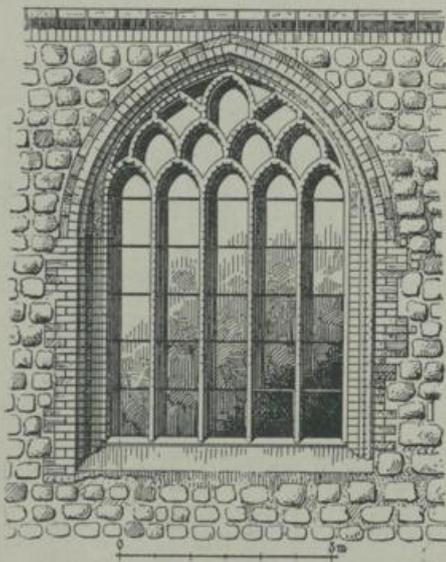


Abb. 178. Prenzlau. Jakobikirche.
Fenster in umgeänderter Form.

Etwa gleichzeitig damit wurden die engen Fenster der Kirche umgestaltet, um dieser mehr Licht zuzuführen. Zu diesem Zwecke schlug man die schweren Zwischenpfeiler sowie einen Teil der äußeren Gewände namentlich in den Bögen heraus und schuf mittels schlanken Stabwerks breite fünfteilige Fenster mit einem Maßwerk in Schuppenform (Abb. 178), wie wir es an der Nordvorhalle und an der Galerie im Westteil der Marienkirche, also um 1330, wiederfinden. In ähnlicher Weise öffnete man damals die einfachen Turmfenster zu zweiteiligen, wie sie noch jetzt vorhanden sind. Auch das Maßwerk der Rose und die unteren Gewölbe im Erdgeschoß des Turmes verdanken wohl jener Zeit ihre Entstehung.

Vierte Bauzeit. Den letzten mittelalterlichen Bauteil der Kirche bildet die heutige Sakristei. Eine Untersuchung ihrer äußeren Architektur ist durch die dichten

Dritte Bauzeit. Die vermutliche Marienkapelle scheint allmählich den Charakter einer Sakristei angenommen zu haben, zumal wohl schon in dieser Zeit die Wohnungen der Geistlichkeit gegenüber an der heutigen Stelle lagen. Dadurch verlor die nach altem Gebrauch auf der Südseite angelegte Priestertür ihre Bedeutung. Als man ihr eine Vorhalle vorlegte, scheint man sie mehr zum allgemeinen Durchgang, hauptsächlich wohl zum Ausgang nach dem Friedhof bestimmt zu haben. Vielleicht wurde erst insolge dessen das Granitportal der Südseite als überflüssig vermauert. Die Formen, besonders des Giebels, sind sehr einfach, zeichnen sich durch völligen Verzicht auf irgendwelches Profil aus und gehören etwa der Mitte des 14. Jahrhunderts an (Abb. 177).

Eisenmassen ausgeschlossen. Dennoch sind an mehreren Bogen ihrer schmalen Blenden kleine, zierlich modellierte dreiteilige Blätter bemerkbar, die in Verbindung mit dem späten Birnstabprofil der Rippen, der rohen Bildung der Konsolen aus einem quergelegten Profilstein und dem nüchternen Stabwerk des Fensters eine Ansetzung des Baues gegen Ende des 15. Jahrhunderts gestatten. Vielleicht bezieht sich auf diese Erweiterung der Sakristei die i. J. 1474 überlieferte Stiftung eines Geistlichen „ad structuram ecclesiae“ (Niedel XXI, 346).

Die oberen Turmteile haben infolge von Bränden mehrfache Veränderung erfahren. Während der Turm bei Merian noch den üblichen gotischen Spitzhelm zeigt, bei Pöggold ein Walmdach mit kurzem, westöstlichem First, begleitet von vier Eckspitzen, erhielt er im Jahre 1757 (Jahreszahl in der Wetterfahne) den noch vorhandenen barocken Aufbau (Tafel 28 und Abb. 179). Man setzte auf den breiten Granitunterbau ein etwa quadratisches Geschoss, das mit seiner Rückseite in die hintere Flucht des Unterbaues verschoben wurde, sodaß an drei Seiten ein galerieartiger Rücksprung entstand. Die Backsteinmauern dieses Aufbaues holte man ziemlich weit herauf, indem man die Tragebögen für das neue Backsteinwerk auf die alten granitenen Schildbögen setzte. Zur Sicherung dieses Aufbaues hielt man es außerdem für nötig, die Turmmauern noch durch ein gewaltiges Pfosten- und Riegelwerk zu versteifen. Über diesem durch Ecklisenen gegliederten Geschoss und

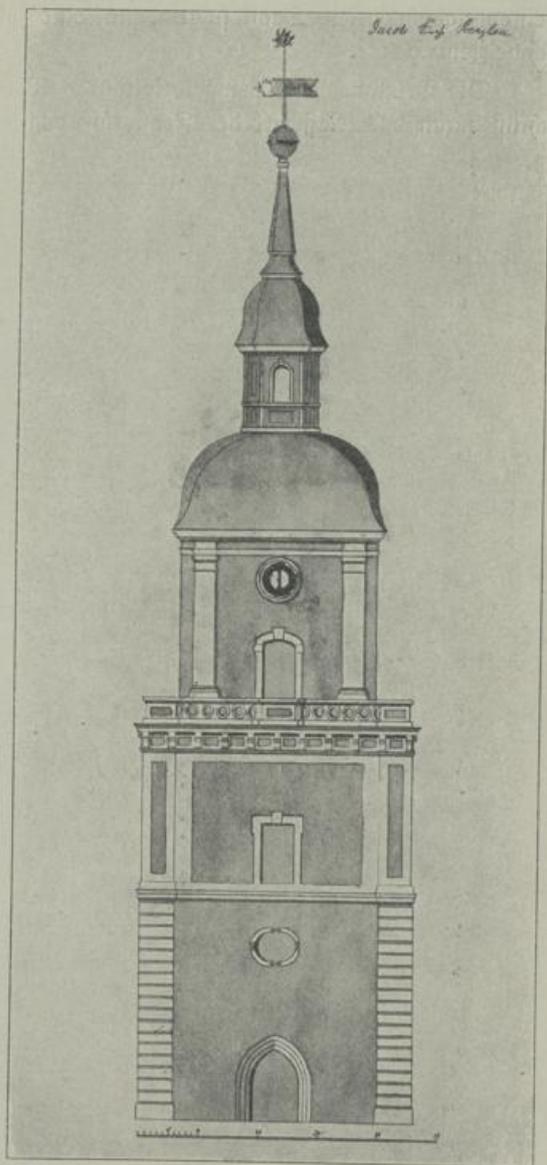


Abb. 179. Prenzlau. Jakobikirche.
Projektzeichnung von 1757 für den Turm.
(Original im Geh. Staatsarchiv zu Berlin.)

seinem geschweiften Dach folgt dann eine hölzerne Laterne mit ebenfalls geschweiftem Helme.

Die Brüstung der Turmgalerie wurde 1878 in Backstein ausgeführt und im Anschluß daran das Maßwerk der Fensteröffnungen meist erneuert.



Abb. 180. Prenzlau. Jakobikirche. Taufe.

Ausstattungsgegenstände.

Der äußerst sparsam und zurückhaltend entworfene Altaraufbau soll nach einem Gedanken Friedrich Wilhelms IV. ausgeführt sein. Er zeigt eine gerade Hinterwand aus einfach gemustertem Stoff in einem gotischen Rahmenwerk, das etwa in Form eines Dreifaltigkeitsfensters gehalten ist, und vor welchem auf einem Postament ein aus Holz geschnitzter vergoldeter Kreuzifixus mit zwei ebensolchen knienden Engeln zur Seite aufgestellt ist.



Abb. 181. Prenzlau. Jakobikirche. Figurenfries ($\frac{1}{4}$ der natürl. Größe) an der Taufe.

Kanzel und Emporen wurden ebenfalls erst im 19. Jahrhundert an Stelle der älteren ausgeführt.

Die Bronzetaufe (Abb. 180) von ungefähr 80 cm Höhe und $66\frac{1}{2}$ cm Durchmesser, etwa aus dem 14. Jahrhundert, besteht aus einem auf drei sehr gestreckten Vierfüßen ruhenden Kessel. Dieser ist mit einem breiten Fries aus zwölf gotischen Stichbogenarkaden verziert (Abb. 181, 182, 185, 188 u. 190); in den Bögen sind in Konturzeichnung sitzende Figuren dargestellt, nämlich in zwei Bögen die Verkündigung, dann St. Jakobus mit Stab und Hut, Christina (?) mit Ring und Messer, Paulus mit Schwert, Petrus mit Schlüssel, sodann wiederum in zwei Bögen die Krönung Mariä,



Abb. 182. Prenzlau. Jakobikirche. Teil des Frieses an der Taufe.



Abb. 183. Prenzlau. Jakobikirche. Meisteriegel an der Taufe und an der dritten Glode.



Abb. 184. Prenzlau. Zeichen an der Taufe der Jakobikirche.

Abb. 185. Prenzlau. Jakobikirche. Figurenfries ($\frac{1}{4}$ der nat. Größe) an der Laufe.

dann Katharina mit Krone auf dem Haupt sowie Rad und Palme in den Händen, Magdalena, gleichfalls mit Krone sowie Palme und Büchse, darnach ein König mit Zepter, schließlich St. Georg mit Lanze und Drachen. Die Umrisse sind nach der alten Technik in die Form geritzt. Darunter aufgelegte, meist runde Schilde mit folgenden Darstellungen: Kreuzigung, Glocke mit Umschrift (vermutlich Siegel des Gießers, und zwar dasselbe, das sich auch bei der kleinen Glocke findet; sie lautet: „**[S]IGILLUM MARG[AR]ITAE LAUREN[CE]NSIS**“) (Abb. 183), sodann sitzende Heilige, Dreiecksschild mit Adler, Krönung Mariä, Kreuzigung, Chimäre, Glocke (wie oben), geflügelter



Abb. 186. Prenzlau. Jakobikirche. Kelch.

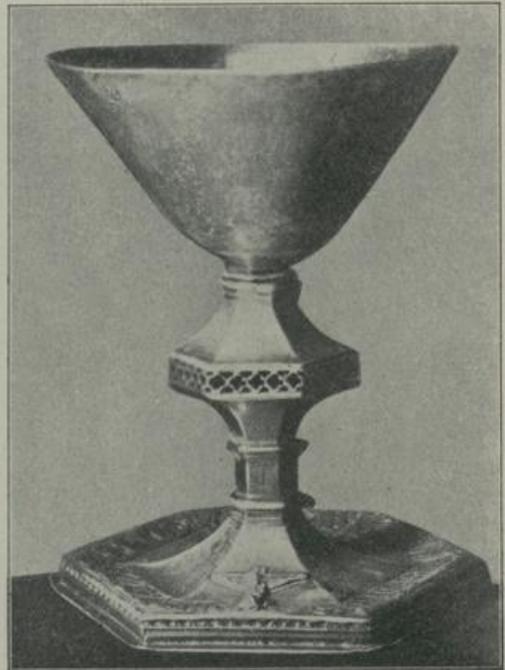


Abb. 187. Prenzlau. Jakobikirche. Kelch.



Abb. 188. Prenzlau. Jakobikirche. Figurenfries (1/4 der nat. Größe) an der Taufe.

Löwe, Zeichen ähnlich einem A (Abb. 184), Agnus dei und Greif. An den Tierfüßen drei Rundschilder, auf denen je zwei, mit dem Rücken gegeneinander gewendete Tiere dargestellt sind. — Das Auftreten desselben Siegels wie an der Glocke deutet darauffhin, daß der Meister von Taufe und Glocke derselbe ist; der Umstand, daß die Umschrift aus Majuskeln besteht, weist auf eine Entstehungszeit vor dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts hin.

Ein Kelch, silbervergoldet, 25 cm hoch, in spätestgotischen Formen (Abb. 186). Der Fuß sechseckig mit zwei kannelierten Plättchen und einem kleinen Kreuzifixus in Relief als Signakulum. Unter und über dem Knauf ist der sechseckige Schaft mit Maßwerk belebt. Der sehr flache weit ausladende Knauf ist in eigentümlicher Weise wie ein rotierender Stern verziert, mit Maßwerk an der Ober- und Unterfläche und am Rande mit kleinen Kelchblumen, die mit querliegenden Zapfen abwechseln. Sie zeigen auf schwarzem Emaillegrunde in archaisch angewendeten frühgotischen Majuskeln das Wort: „**JHESUS**“. Die Kuppe hat außerordentlich straffen nüchternen Kontur. 16. Jahrhundert. — Die Patene ist in der Höhlung vierpaßförmig ausgebildet.

Ein silberner Kelch, 25 cm hoch, in späten Barockformen von sehr schwerem breiten Profil. Der Fuß fast kreisrund, im Wulst sechsteilig

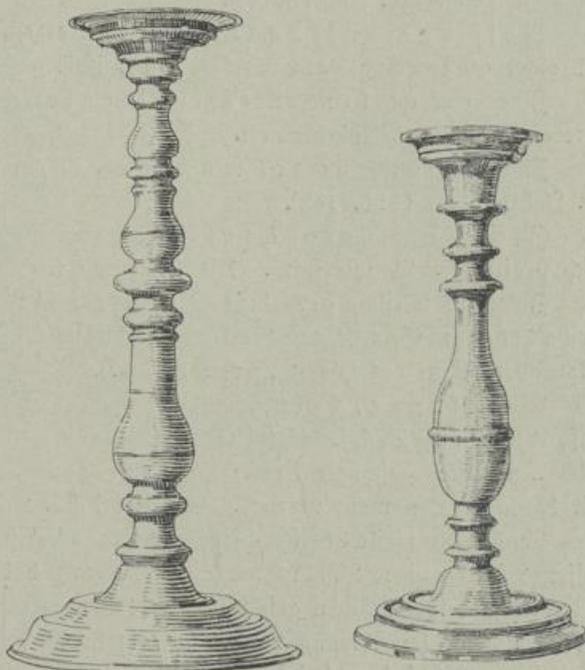


Abb. 189. Prenzlau. Jakobikirche. Altarleuchter.



Abb. 190. Prenzlau. Jakobikirche. Figurenfries (1/4 der nat. Größe) an der Taufe.

geferbt, Schaft sechseckig, Knauf dick, fast zylindrisch mit blattförmigen Einkerbungen. Kuppel am oberen Rande leicht ausgeschwungen, aber sehr breit und bauchig. Gestiftet 1737, ebenso die zugehörige kleine *Patene*.

Ein kleiner *Kelch*, silbervergoldet, 13,5 cm hoch (Abb. 187), in ganz späten gotischen Formen. Fuß sechseckig, am Rande mit 1 1/2 cm breiter schöner Zierschrift: „*miserere mei christe fili dei vivi*.“ Knauf ebenfalls sechseckig, an der Kante ein Plättchen, mit feinem durchbrochenen Maßwerkfries, nach oben und unten lehnenförmig in den sechseckigen Schaft übergeführt. Kuppel sehr flach und von straffem Kontur. — Kleine *Patene* dazu in Bierpaßform wie bei dem großen gotischen *Kelch*. 16. Jahrhundert.

Messingkronleuchter für 12 Kerzen, mit Wasserpferdchen, Adlern und einer großen Kugel am unteren Ende, 1664 gestiftet.

Zwei einfache kleine Messingkronleuchter mit großen Kugeln am unteren Ende. 18. Jahrhundert.

Zwei Altarleuchter aus Messing, 38 cm hoch, in späten Balusterformen. 18. Jahrhundert (Abb. 189).

Zwei Messingleuchter (in der Sakristei), 47,5 cm hoch, von schlanker, reich profilierter Balusterform. 18. Jahrhundert.

Zwei aus Messing getriebene *Taufschüsseln*, 41 und 35 cm Durchmesser. Beide haben im Grunde eine Verkündigung Mariä, die größere außerdem sechsmal in dekorativer Form das Wort: „*gelueck*“ (?).

Weinkanne, Silber, teilweise vergoldet, zylindrisch, mit sehr kräftigem runden Fuß, Henkel und Deckel. Gestiftet 1681.

Aus Blech gestanzte kleine *Opferschale*, 28 cm Durchmesser, der Rand mit barockem Ornament verziert. Gestiftet 1737.

An der Nordseite des östlichen Joches der Sakristei ein *Wandschränkchen*, dessen Türen außen Bänder mit Lilienendigung haben, innen mit knienden Engeln unter Maßwerkbaldachinen geschmückt sind; der rechte fast ganz zerstört, auch der linke stark beschädigt (er schwang vermutlich ein Weihrauchfaß). An der Hinterwand des zweiteiligen Schränkchens links die Sonne, rechts der Mond, an den Wänden rings die Sterne, alles plastisch und vergoldet auf blauem Grunde (Abb. 191).

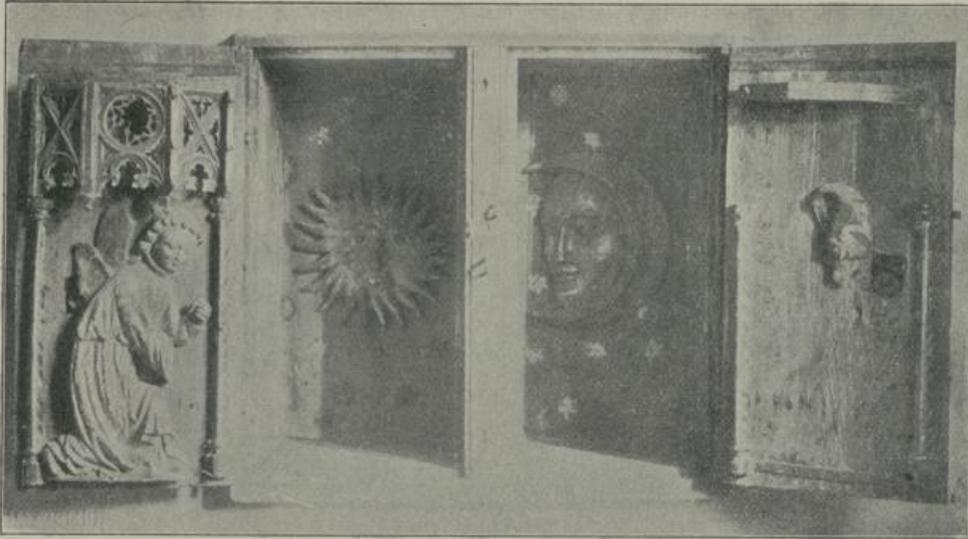


Abb. 191. Prenzlau. Wandschrank in der Jakobikirche.



Abb. 192. Prenzlau. Teilsstück vom ehemaligen Altar der Jakobikirche. Christus und die Samariterin.

In der nördlichen Vorhalle eine stark beschädigte holzgeschnitzte Figur von über 1 m Höhe, $\frac{3}{4}$ Lebensgröße, mit Reisetasche und Buch (die Muschel am Hut ist abgebrochen), St. Jakobus darstellend, wiewohl die Hände und Attribute fehlen, vermutlich ein Rest des früheren Hauptaltars gotischer Zeit.

Auch von dem diesem folgenden Spätrenaissancealtar (nach Süring fertig 1585 von Michel Busse) haben sich hier noch einige figürliche Reste er-



Abb. 193. Prenzlau. Teilstück vom ehemaligen Altar der Jakobikirche.
Anbetung der Hirten.

halten, welche Christus mit der Samariterin am Brunnen darstellen (Abb. 192), ferner die Anbetung der Hirten (Abb. 193), das Abendmahl und vermutlich die Taufe im Jordan mit dem anbetenden Stifter (Bürgermeister Lübbenow) und seinen Söhnen; doch fehlen bei dieser die Hauptfiguren Christus, Johannes sowie die Taube. Alles Vorhandene aber, das Figürliche, besonders die Scharen der anbetenden Engel in geschickt behandelten Gewändern, und die reich gestaltete Landschaft der Jordanufer zeugen von der Begabung des tüchtigen Meisters.

Ein Inschriftstein, welcher jetzt unmittelbar hinter der Westtür, zu Beckmanns Zeit aber vor dem Altar lag, hat etwa die größere Form eines Grabsteines und war offenbar von jeher dem Fußboden der Kirche eingefügt. Seine obere Hälfte ist ganz freigeblichen und diente anscheinend zur Aufstellung eines großen Standleuchters, von welchem eine, die untere Hälfte füllende Minuskelinschrift spricht. Sie ist stark ausgetreten und daher nur noch zum Teil lesbar, nämlich die beiden Jahreszahlen 1407 (Jahr der Stiftung) und 1416 (Todesjahr des Stifters Henricus Vulvad) und das Wort „*candelabrum*“ (vgl. Beckmanns Nachl.).

Drei Glocken. Die mittlere in neuerer Zeit umgegossen. Die größte, 1,22 m Durchm., ohne Inschrift, mit glatten Doppellinien am Halsfries. Die dritte, 65 cm Durchm., in Zuckerhutform mit drei Rundschilden am langen Felde, die alle in gleicher Weise eine Glocke am Glockenbalken hängend darstellen, nebst Umschrift in Majuskeln: „*[S] [G] [L] [U] [M] [M] [A] [G] [S] [C] [R] [I] [L] [A] [U] [R] [E] [N] [E] [J] [I]*“, offenbar das Siegel des Meisters Lorenz, der auch die Laufe goß (Abb. 183).

(Alte) Nikolaikirche.

Von der ehemaligen Nikolaikirche, der ältesten Pfarrkirche der Stadt, etwa aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, ist nur noch der ehemals zweitürmige Westbau teilweise erhalten (Abb. 194). Die Kirche selbst ging seit Ende des 16. Jahrhunderts hauptsächlich durch Vernachlässigung allmählich zugrunde. 1648 stürzten (nach Beckmanns Nachlaß) der nördliche Turm sowie die Spitze des südlichen mitsamt dem „Kirchengewölbe“ zusammen. Die Steine des eingestürzten Teiles wurden i. J. 1737 zur Aufführung einer Mauer um den Kirchhof verwandt, die unterdessen auch wieder verschwunden ist.

Die Kirche war, wie ihr deutlich erhaltener Umriss am Westbau noch erkennen läßt, eine Basilika aus Feldsteinen, die — nach Beckmanns Nachlaß — auf Pfeilern ruhte. Einen eingezogenen Chor hatte sie nicht, wie man aus dem im Stadtarchiv erhaltenen Grundriß der Kirchenruine (Abb. 195) und der Merianschen Ansicht ersehen kann. Das Mittelschiff war im Vergleich zu den Seitenschiffen ziemlich breit und wie diese gewölbt (Beckmanns Nachl.). Es stand mit dem Westbau durch eine hohe weite Spitzbogenöffnung in Verbindung und erhielt von hierher noch Licht durch das große Radfenster über dem Hauptportal der Westfront. Spitzbogige Türen führten von den Seitenschiffen zu den geradläufigen, ziemlich breit angelegten Granitstufen im Süden und Norden des Innern des Westbaus, deren nördliche jetzt größtenteils verschüttet ist (Abb. 196). Auf ihnen gelangte man zu einem großen, durch die ganze Breite des Westbaues reichenden Raume, der wohl hauptsächlich Verteidigungszwecken diente; als Glockenraum jedenfalls nur solange, als die Türme noch nicht ausgebaut waren. Von hier aus führte eine kleine Treppe in der Ostmauer, deren Anfang noch erhalten ist, weiter aufwärts.

Die hohe Vorhalle inmitten des Westbaues ist mit einem Kreuzgewölbe aus Backstein auf Rippen überdeckt; das Rippenprofil und die Konsolen mit ihren Weinblättern (Abb. 196) deuten auf die Übergangszeit. Der kleine runde Schlussstein ist

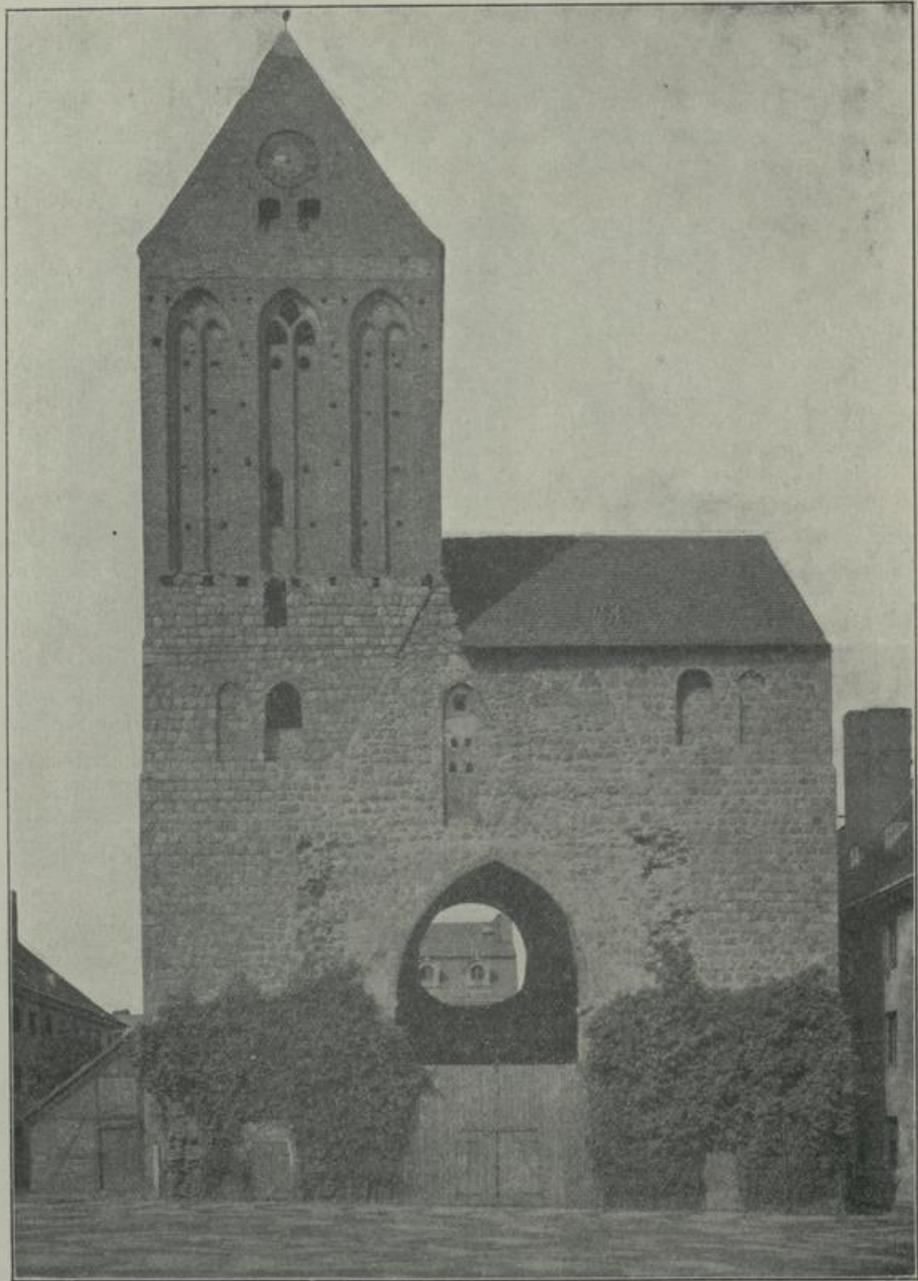


Abb. 194. Prenzlau. Turmteil der alten Nikolaiſirche von Oſten.

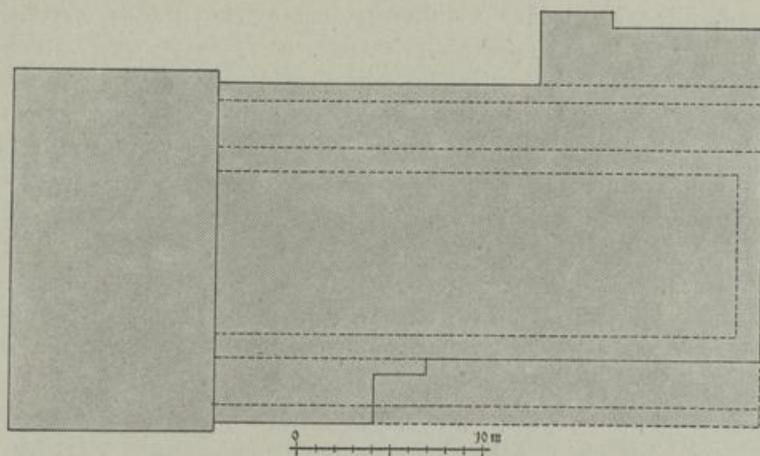


Abb. 195. Prenzlau. Alte Nikolaikirche. Grundriß von etwa 1737.
(Nach einer Projektzeichnung für die Friedhofsmauer im Stadtarchiv.)

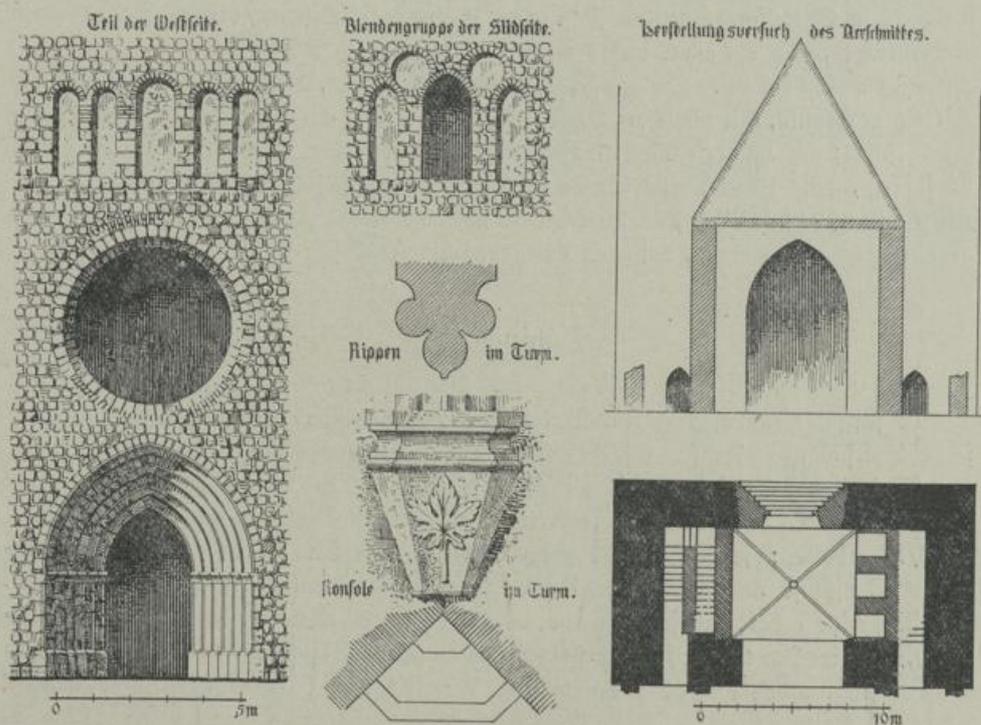


Abb. 196. Prenzlau. Alte Nikolaikirche. Grundriß und Einzelheiten des noch vorhandenen Teiles.

ohne Schmuck. Die Seitenwände des Raumes sind unten durch je drei tiefe Rundbogennischen zwischen Backsteinpfeilern erleichtert.

Der Westbau ist in seinen ursprünglichen Teilen, die etwa bis zum ehemaligen Giebel der Kirche reichen, fast ganz aus gut bearbeitetem Granitquaderwerk errichtet. Nur für die Bogenkanten ist stellenweise Backstein verwendet (Backsteinmaß 28×13×8 cm). Das Sockelprofil ist ein schlichter Falsen. Die Form des großen Bogens gegen das Schiff sowie der Portalbögen ist bereits spitz, während die Fensteröffnungen und Blendensäume noch im Rundbogen geschlossen sind; daher ist der Bau in seiner Gesamtheit in die Übergangszeit zu setzen. Damit stimmen sehr wohl überein die kleinen Rundbogenblendensäume über der westlichen Rose und an der Südseite; sie sind hier zu dritt angeordnet, mit zwei kleinen Kreisblendensäumen zu einer Gruppe verbunden und erinnern dadurch an die früheste Entwicklungsform des Maßwerks (Abb. 196).

Die Westfront scheint in dieser stumpfartigen Form lange liegen geblieben zu sein; wenigstens gehört der obere, größtenteils in Backstein ausgeführte, südliche Aufbau, der einst das unterste Geschoss des Südturms bildete, einer erheblich späteren Zeit, nämlich der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts an. Seine hohen schlanken, unprofilierten zweiteiligen Blendensäume zeigen im Bogenfeld schuppenartige Maßwerkbildung, wie sie um diese Zeit in Prenzlau mehrfach, z. B. an der Marien- und der Jakobikirche vorkommt. An Stelle der eingestürzten oberen Geschosse trat im 18. Jahrhundert ein Norddach in Sattelform, dessen Giebel von Osten nach Westen gerichtet war. Vom Nordturm ist, wie erwähnt, nichts mehr erhalten.

Zwei **G l o c k e n**. Die große, 1,10 m Durchmesser, 1686 gegossen von Lorenz Köckerig in Stettin, mit hübschem Relief. Die kleinere, 88 cm Durchmesser, in altertümlicher Form; am Hals zwischen flachen breiten Linien eine Inschrift aus 4 cm hohen Majuskeln, teils Unzial, teils römisch: „**XPE + BENEDJ[C]US · S[AN]C[T]U[S] · ω · H · H[ER]SUS[US] · Q[UI] · Q[UI]**“. Die Buchstaben sind breit und flach aus dem Hemd ausgehoben und mit einigen, von den Ecken abgezweigten Zierlinien geschmückt.

Sabinenkirche.

Die Kirche wird zuerst 1250 genannt. Der mittelalterliche Feldsteinbau ist nur in den Umfassungswänden noch zum Teil erhalten, namentlich im Ostgiebel, der sich durch seine drei schlanken Fenster mit stumpfem Spitzbogen sowie einige kleine Blendensäume an der Giebelspitze als frühgotisch erweist (Abb. 197). Die Langseiten sowie die sehr schlicht gehaltene Westfront haben ihren gegenwärtigen Charakter durch einen Umbau 1816/17 erhalten; jene sind stark aufgelöst durch jederseits sieben große Stichbogenfenster, diese ist nur von einer kleinen Tür mit Ovalfenster darüber durchbrochen. Am Westende erhebt sich seitdem aus dem Dache ein niedriger stumpfer Fachwerkturm, der im Innern auf zwei hohen toskanischen Holzsäulen ruht. Beim Umbau wurden vermutlich auch die an beiden Langseiten und im Westen umlaufenden hölzernen Emporen eingerichtet. Der nicht mehr vorhandene frühere Turm von 25 Fuß im Quadrat stand getrennt von der Kirche im Nordwesten (Abb. 198) und wurde

1816 abgebrochen (Bedmanns Nachl. und Akten im Geh. Staatsarchiv). Nach der Peholdschen Ansicht endigte er in einem Satteldach und zwei Giebeln.

Kanzelaltar von 1597 (Bedmanns Nachlaß) von hochragenden Verhältnissen in reichster Spätrenaissance, dreifüßig aufgebaut und reichlich ausgestattet mit korinthischen Säulen, Gesimsen und Gebälken (Abb. 199). Die Gegenstände der bildlichen Darstellungen sind: in der Predella die Kreuzigung, daneben in den Seitennischen Maria und Johannes, an der Kanzelkufe die Apostel Markus, Lukas und Matthäus, im obersten Aufsatz die Himmelfahrt. Anstrich und Vergoldung sind erneuert.

Früher besaß die Kirche eine Bronzetaufe auf einem eisernen Dreifuß, laut ihrer, von Bedmann (Nachlaß) überlieferten Umschrift 1519 von Lorenz Bernede gegossen. Jetzt dient als T a u f e ein kleiner schwarzer ovaler Tisch im Empirecharakter mit vergoldetem Akanthus an Schaft und Füßen.

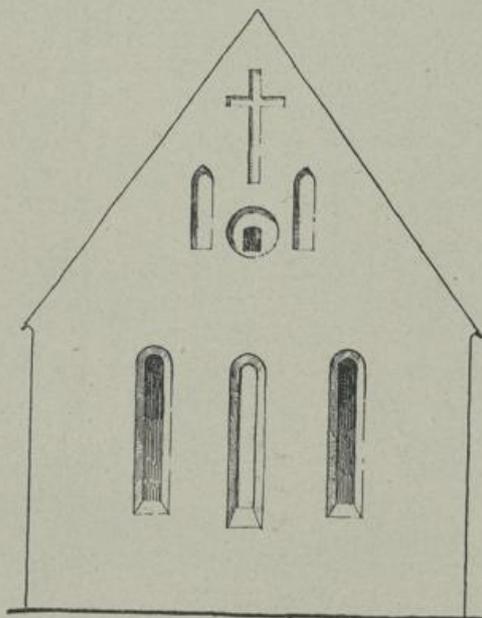


Abb. 197. Prenzlau. Ostgiebel der Sabinenkirche.

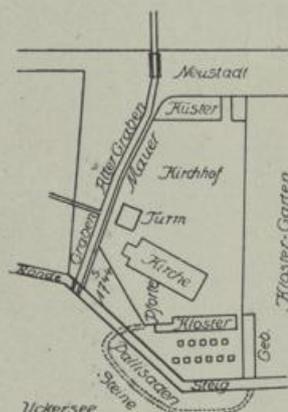


Abb. 198. Prenzlau.
Lageplan der Sabinenkirche mit
Maria Magdalena-Kloster von
1754. (Im Stadtarchiv.)

Zwei einfache hohe Barockkelche, aus Silber.

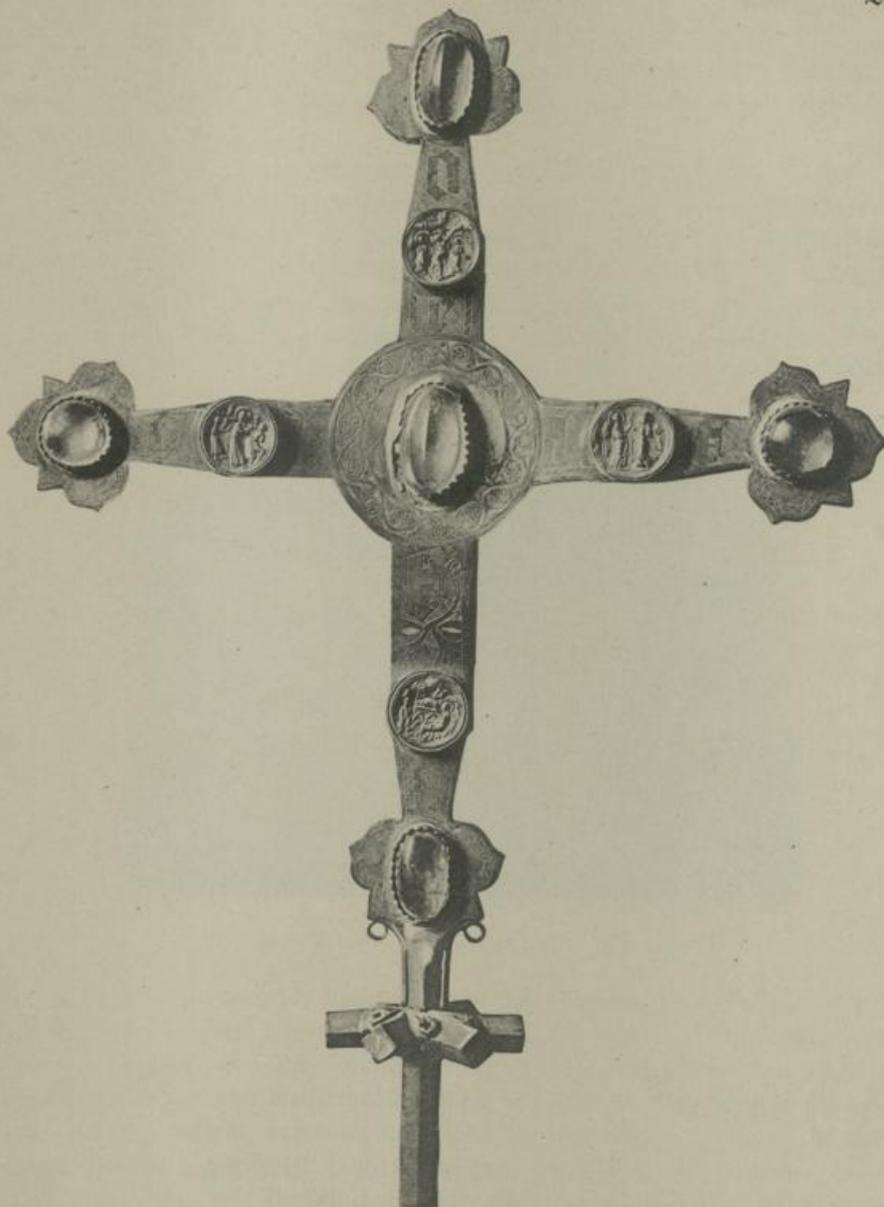
Eine silberne ovale Oblatenbüchse von 1694, mit Kreuzigung in Relief auf dem Deckel, dessen Rand gewellt ist. An der Seitenfläche getriebener Fries aus Blumen und Früchten (Abb. 200).

Ein zierlicher metallener Empirekronleuchter für 8 Kerzen mit Bronzeschmuckteilen (Abb. 201).

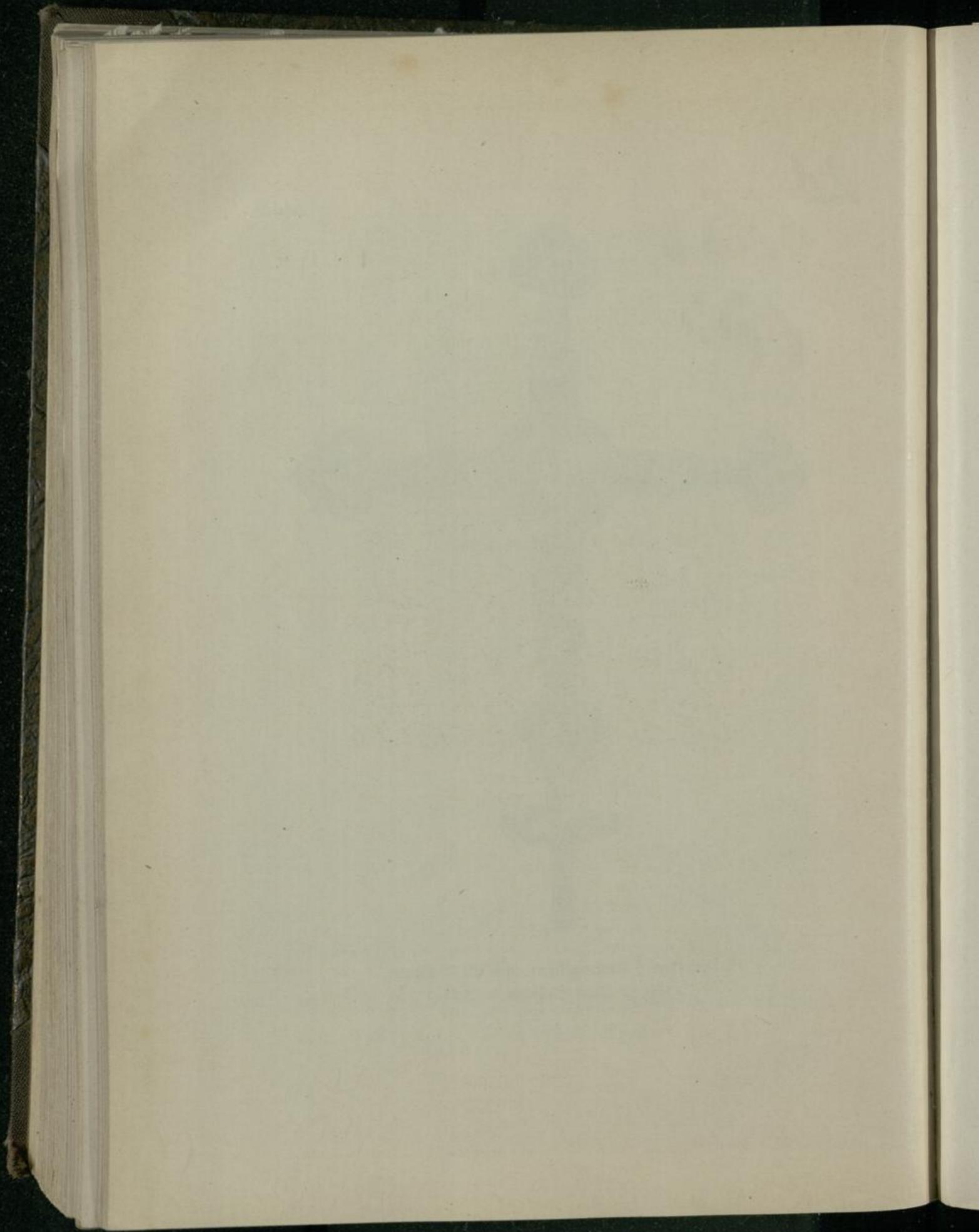
Kleine Bronzekrone für 12 Kerzen mit großer Kugel im unteren Ende des profilierten Schaftes und daran angehängtem Fisch als Zeichen der Fischerinnung,



Abb. 199. Prenzlau. Sabinenkirche. Kanzelaltar.



Prenzlau. Vortragekreuz aus St. Sabinen.
(Jetzt im Märk. Museum in Berlin.)



welche die Krone stiftete; im gleichen Sinne wurde der oben einst befindliche Doppeladler durch einen Schwan ersetzt. Die barocken Kerzenarme nicht vom gleichen Stilcharakter wie der mittlere Schaft; ebenso auch die oberen, in Pferdeköpfen mit Fischschwanz endigenden Verzierungsarne, welche noch dem Anfang des 18. Jahrhunderts entsprechen.

Eine zweite Bronzekrone von neueren und einfacheren Formen.

Ein Vortragekreuz (Tafel 29), das aus dem Kloster in die Sabinenkirche gekommen war, befindet sich jetzt im Märkischen Museum in Berlin. Es ist aus Kupfer, vergoldet, 48 cm hoch (ohne den Rohransatz), 39 cm breit, 4 cm dick. Inmitten und an den blattförmigen Enden der Kreuzarme sind wasserhelle Kristalle angebracht, unter denen sich Pergamentblättchen befinden, auf deren einem — nach Prüfer, Archiv für kirchliche Baukunst, II S. 24 — die Worte: „de sepulero domini lignum“ (Holz vom



Abb. 200. Prenzlau. Sabinenkirche. Oblatenbüchse.

Grabe des Herrn) standen; die Reliquien selbst befanden sich im Mittelteil des Kreuzes, der einen flachen Kasten bildet, dessen Deckel auf der Rückseite durch Lösen von vier Stiften zu öffnen ist. Die Vorderseite ist mit Gravierungen, teils Schrift, teils Ornament, und mit vier Reliefrundschildchen versehen. Die Schrift ist auf den vier Armen derartig verteilt, daß man die Buchstaben abwechselnd im Kreise herum lesen muß und lautet: „**got helst**“ (nicht: here got, wie Prüfer a. a. D. las). Die Rundschildchen enthalten die Darstellungen der Verkündigung, Geburt, Kreuzigung und Kreuztragung. Sie ähneln durchaus den runden Zierschildchen, wie sie sich häufig an Glocken finden, sind auch wie dort zum Teil mit Perlschnur umrahmt. Auch die eingravierte Schrift findet einige Analogien an gewissen Glocken der Zeit um 1500. An den Zapfen des unteren Endes die Buchstaben: „**ihesus**“.

L a u f k a n n e in geschweifter Form aus Zinn von 1854.

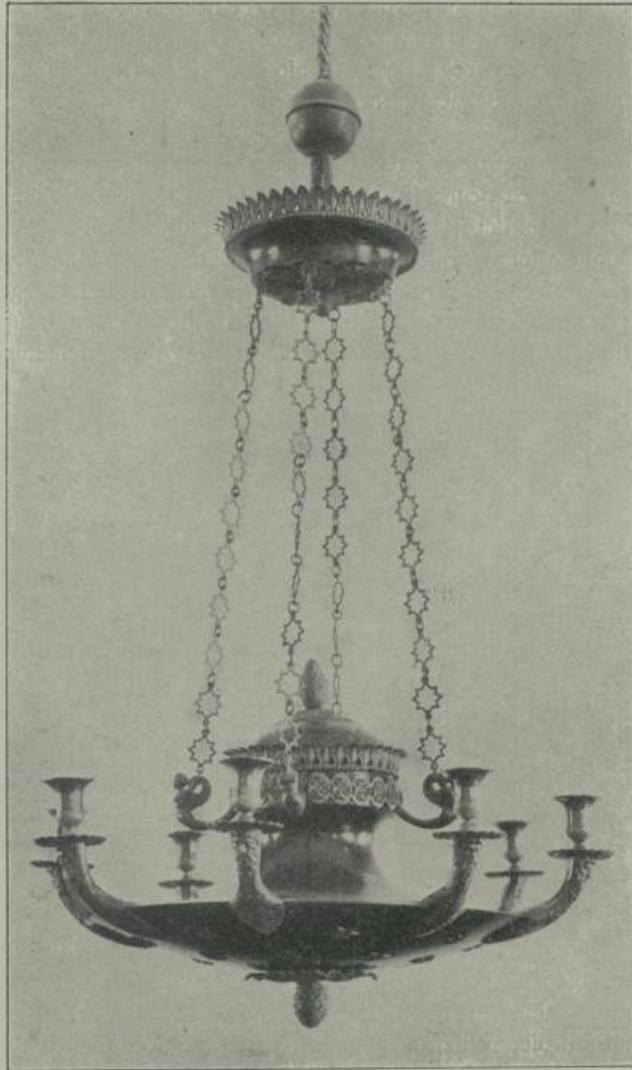
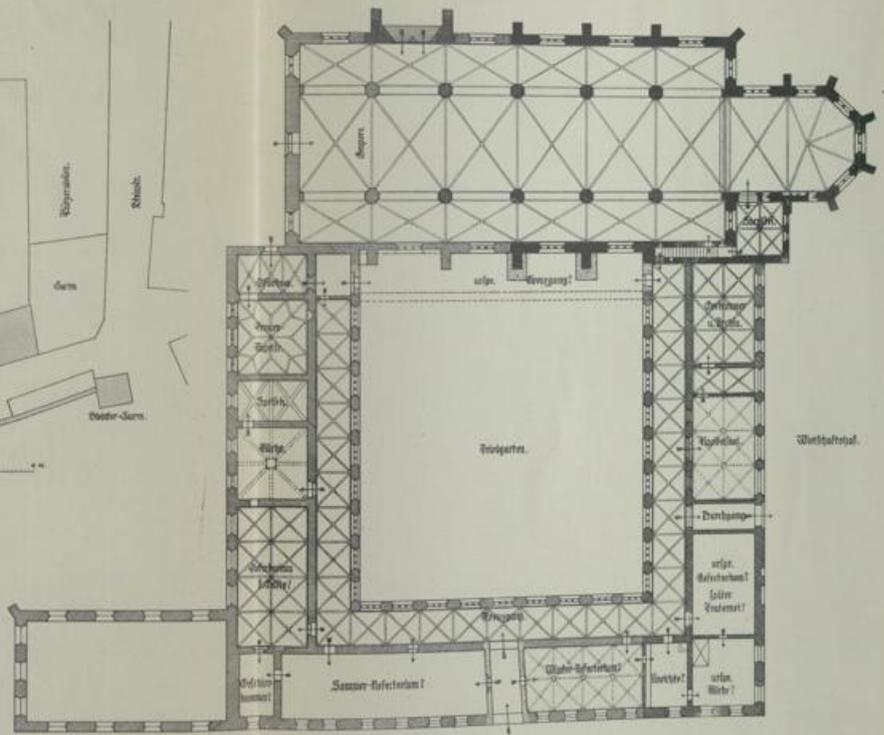
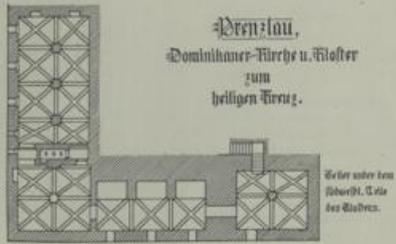
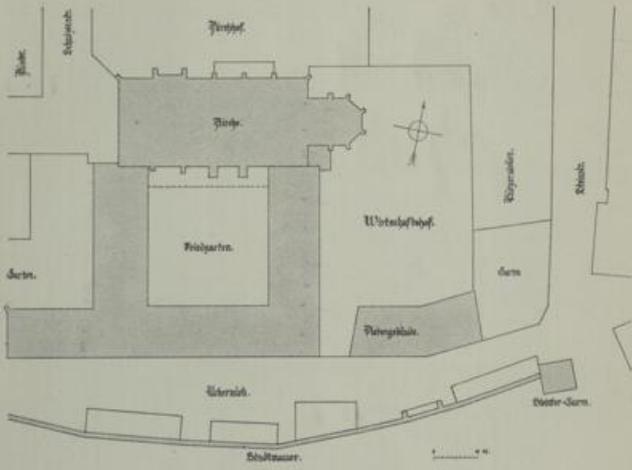


Abb. 201. Prenzlau. Sabinenkirche. Kronleuchter.

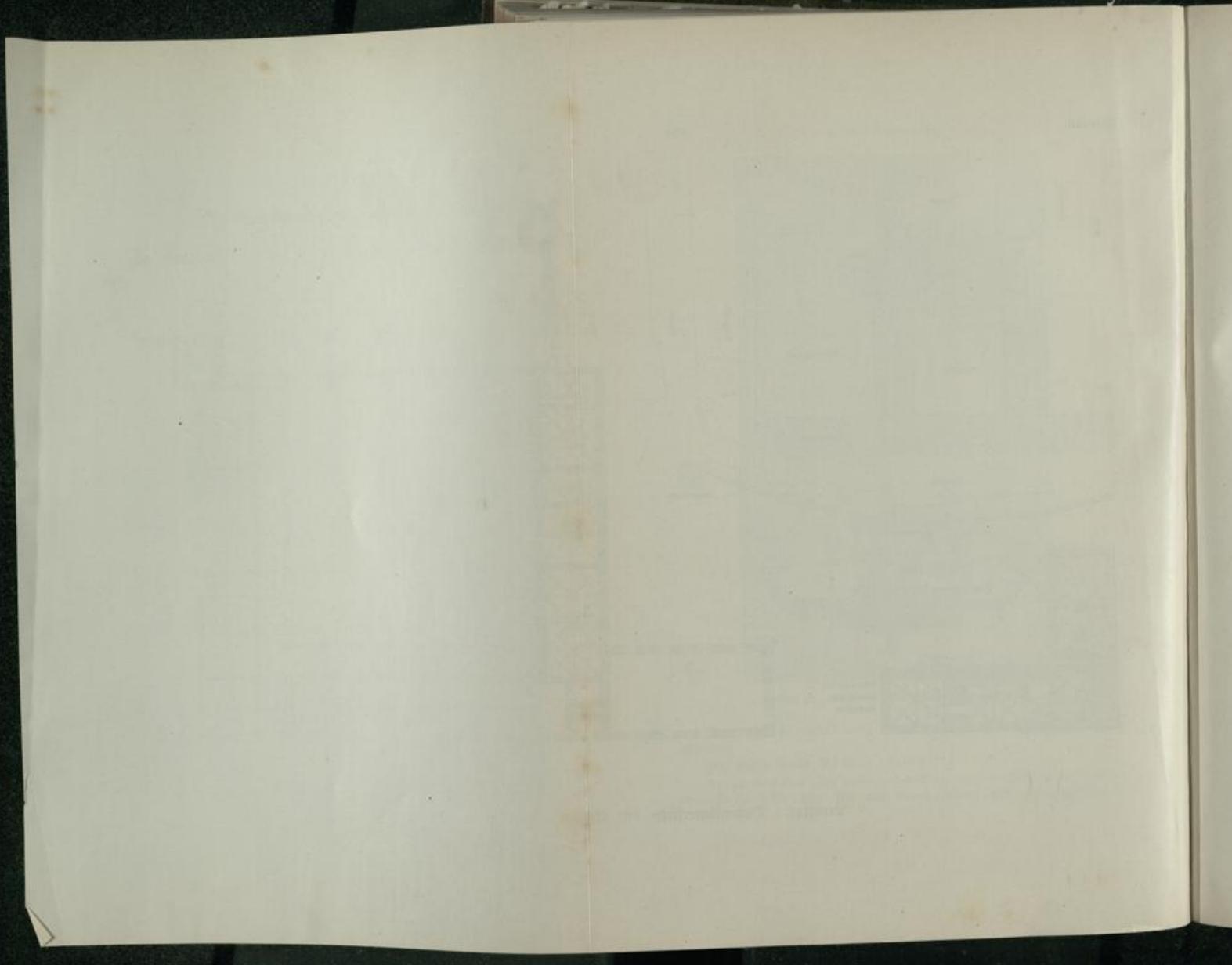
Moderne Glasmalereien in den Fenstern der Langseiten und in den
Ostfenstern.

Eine Anzahl älterer Pastorenbildnisse.

Zwei Glocken. Die große, 1,10 m Durchmesser, mit Inschrift aus gotischen
Minuskeln am Halse: „año . dñi . mo . cccc . lxxxii . dei . ste . xpus . rpte .



Prenzlau. Dominikanerkirche und Kloster. Lageplan und Grundriß.



tuorum“; am langen Felde unter „*anō*“ eine Kreuzigungsgruppe in Relief, etwa 10 cm hoch und breit, darüber die Buchstaben: „*inri*“. — Die kleine, 83 cm Durchmesser, ebenfalls mit der Jahreszahl 1482 und der Inschrift „*ave. maria. gracia. plena.*“ — Nach Beckmann (Nachlaß) wurden beide Gloden in dem angegebenen Jahr von Hans Kule gegossen.

Im Süden der Kirche, dicht am Ufer des Sees, lag das **Maria-Magdalenen-Kloster**. Über die genauere Lage seiner einzelnen Gebäude fehlen alle Nachrichten, sodaß man in dieser Beziehung lediglich auf die in Abb. 198 wiedergegebene dürftige Planskizze aus dem Jahr 1754 angewiesen ist.

Dominikanerkloster.

Das Kloster (jetzt städtisches Krankenhaus) liegt am Südeude der alten Stadt auf einem Gelände, das ihm einst von dem Markgrafen zu seiner Gründung übereignet worden war, am Ende der Hauptstraße, nahe bei der ältesten Pfarrkirche. Die südliche Begrenzung seiner Gebäudegruppe bildet der an der Stadtmauer sich hinziehende Uferweid. Die ehemaligen Klausurgebäude liegen im Süden der Kirche, ostwärts davon lagen ein größerer Ökonomiehof, der sich fast bis an die Steinstraße erstreckte, im Westen hingegen bestanden ausgedehnte Gärten, die sich am sanften Abhang des Sternbergs hinabzogen (Lageplan Tafel 30).

Kirche (jetzt Nikolaikirche).

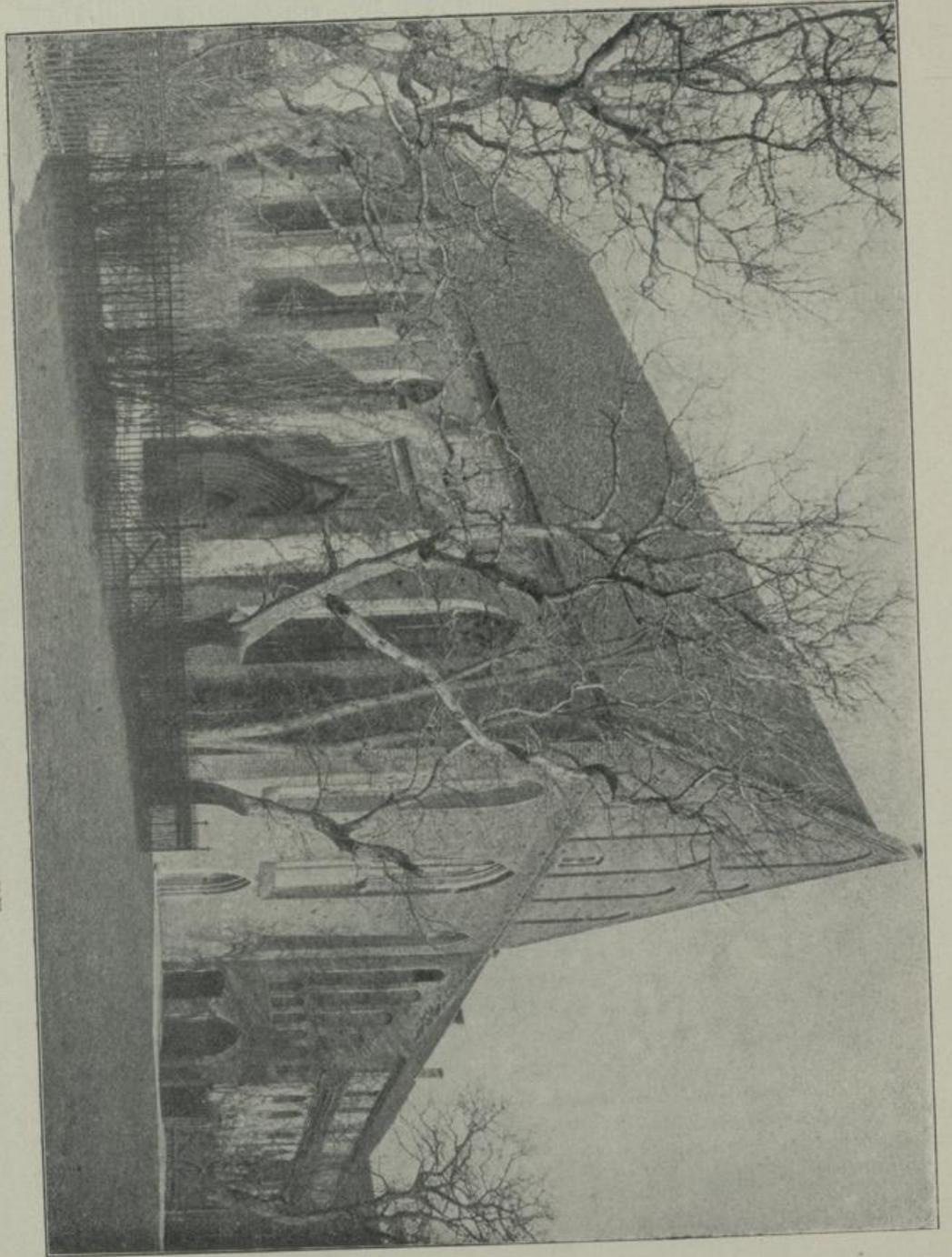
Die turmlose dreischiffige Hallenkirche mit einem Langhause von sechs Foch Länge und ziemlich kurzem, einschiffigem, in $\frac{5}{8}$ geschlossenem Chor, der von jenem wahrscheinlich einst durch einen Lettner getrennt war, ist ein reiner Backsteinbau von edlen Verhältnissen des Innenraumes. Der einzige Anbau ist die Sakristei in der südlichen Ecke von Chor und Schiff (Abb. 202 und Tafel 30).

Baugeschichte.

Erste Bauzeit. Die Kirche wurde nach mehreren, an der Nord- und Südseite des Chores innen angemalten Inschriften ¹⁾ i. J. 1275 begonnen, nachdem die etwa neun Jahre vorher nach Prenzlau gekommenen Dominikaner ihre Rechte bei der

¹⁾ An der Nordseite: „Anno dni 1275 nonas Maji fundata est ecclesia ista in honorem Sancti crucis. Anno dni 1343 in die beati Gregorii Papae cōsecrata est eccl[esi]a et sumu. altare in honorē. S. Crucis. triū. regū. S. Martini Episcop. et decē. Millia Militum factum — Aō. dni. 1275. 4. nonas Junii Fratres praedicatorum ad voluntatem Domorum, Marchionū et cōsulū civitatis renunciaverūt juri suo q. in ecclia Sancti Nicolaj habuerūt et p. eo locū istū recepūt. ac in eodē ecclesiam et claustrum aedificare coeperunt.“ — An der Südseite: „Aō dñi 1281. 4 idus septemb. obiit Marchio Johann. fundator istius conventus. Aō dñi 1287. 5. idus sept. obiit Dña uxor Marchionis Johannis praedicti. quae dedit nobis ortū. Aō dñi 1396 1. nona decēmb. obiit Herman Jago. praefectus hujus civitatis sincerus fratrum fautor et amicus sepultus hic sub lapide quae in ejus memoriam iugitur debet ardere et omni die in summo altare pro ejus memoria missa non debet deficere.“

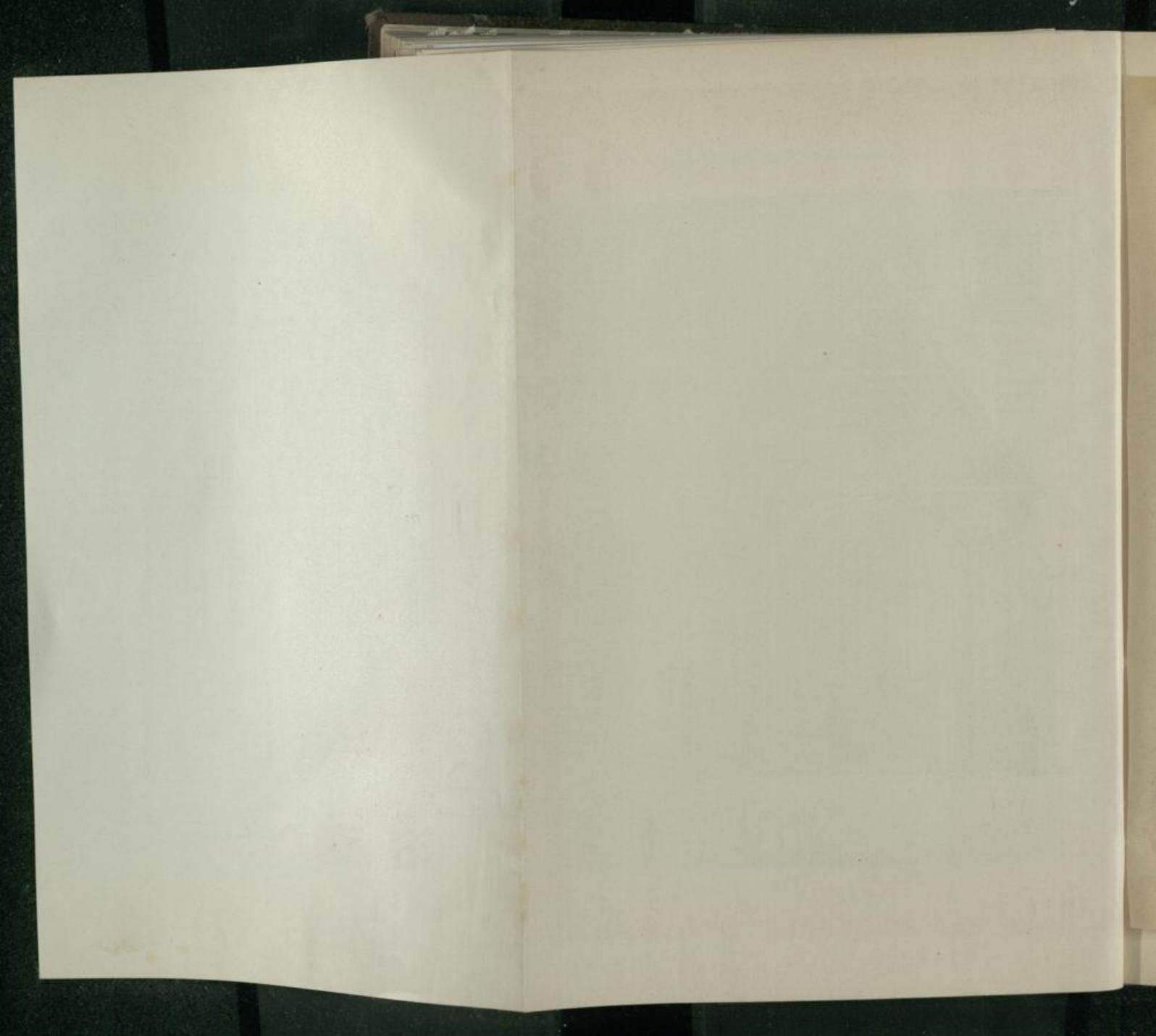
— Diese jetzt durchgehends in Majuskeln, früher in Minuskeln geschriebenen Inschriften sind im Laufe der Zeiten mehrmals erneuert worden. Die dabei offensichtlich untergelaufenen Schreibfehler sind hier berichtet, was geschehen konnte, da der Sinn an keiner Stelle zweifelhaft ist (vgl. Adler S. 86; G. Müller, „Die Dominikanerkloster der Mark Brdbg.“ S. 81 ff.).



Pl. 202. Prenzlau. Dominikanerkirche und Kloster von 1711.

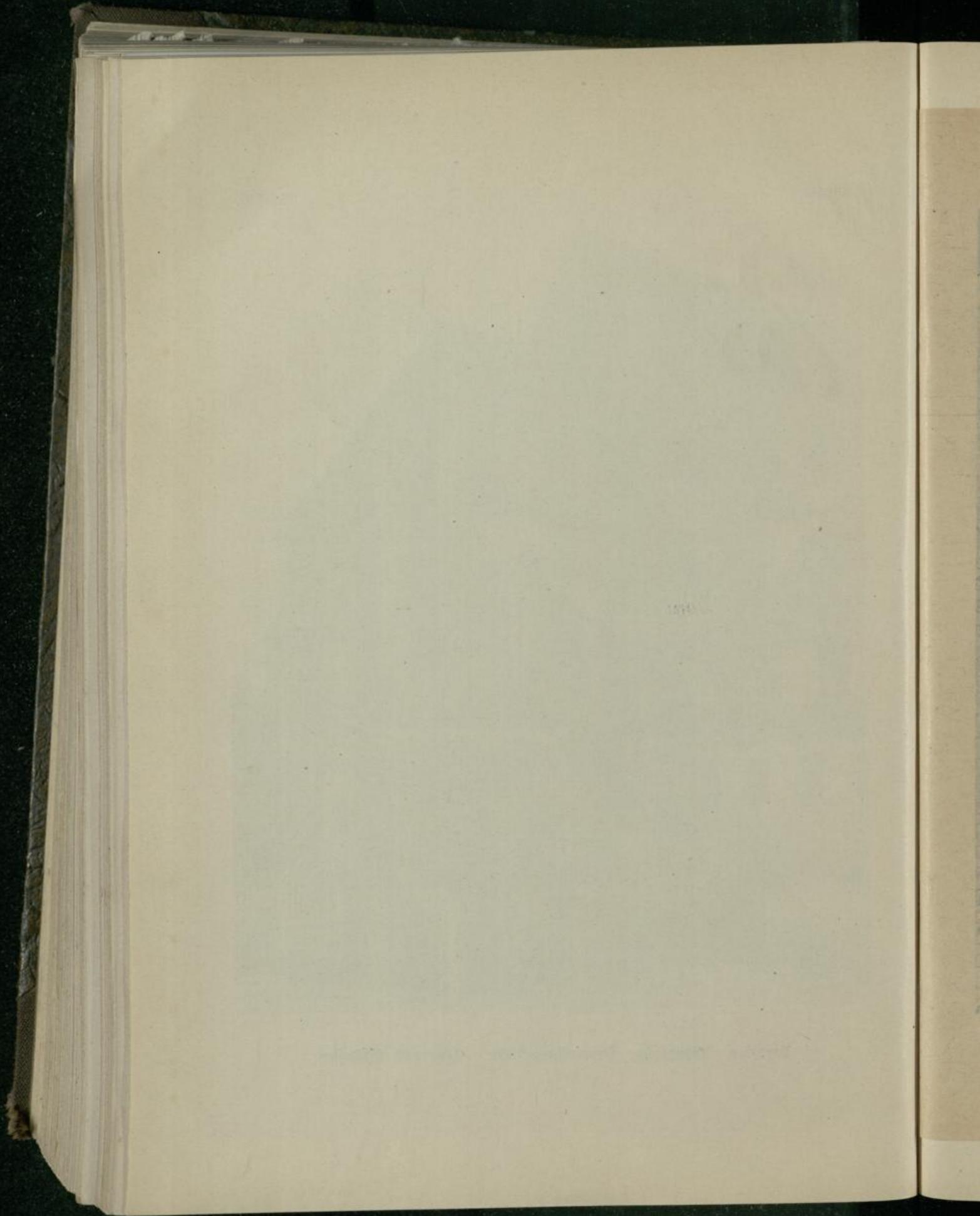


Prenzlau. Dominikanerkirche Ostseite, Querschnitt und Einzelheiten.



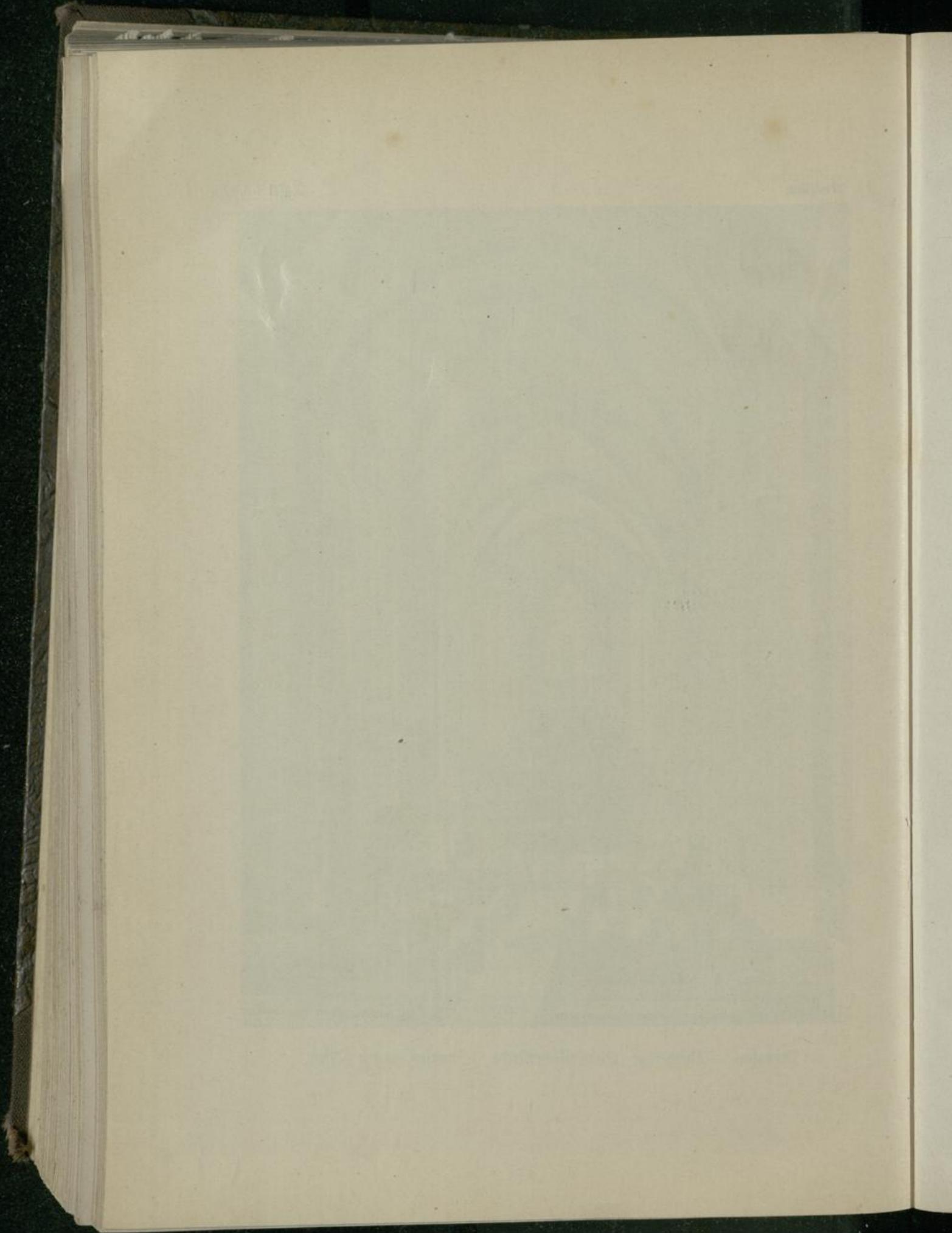


Drenzlau. Ehemalige Dominikanerkirche. Chor von Südosten.





Drenzlau. Ehemalige Dominikanerkirche. Inneres gegen Osten.



Nikolaikirche aufgegeben und vom Markgrafen sowie der Stadt mit dem nötigen Gelände für eine eigene Kirche und ein Kloster beschenkt worden waren. Sie wurde zwar im ganzen nach einheitlichem Plane, doch in mehreren Abschnitten allmählich ausgeführt. Der erste weitaus größte umfaßte den Chor und die drei anschließenden Joche des Langhauses, die wahrscheinlich in wenigen Jahren von 1275 ab vollendet wurden.¹⁾

Das frühgotische Maßwerk der teils drei-, teils zweiteiligen Fenster des Chores (Tafel 31 u. 32) besteht aus Drei- und Vierpässen und ist aus Werkstein gearbeitet. Außen sind alle Fensterbögen mit einer Käuferschicht umrahmt. Die Gewölbe mit ihren ziemlich starkbusigen Rippen ruhen auf schlanken Runddiensten, die etwa 3 m über dem Erdboden mit Konsolen beginnen. Diese sind von verschiedener Ausbildung; nur die augenfälligsten vor dem Altar sind mit frühgotischem Blattwerk, nämlich teils aufrechtstehenden, teils umgeschlagenen Eichenblättern geschmückt; die anderen, zum Teil mit hornartig umgebogenen Endigungen, sind vorherrschend kehlförmig profiliert (Tafel 31). Die Rippen haben ein merkwürdig flau umrissenes Gratstabprofil mit Kehle ohne trennende Plättchen. In der Südseite seitwärts vom Altar ist im Unterteil der Mauer eine Spitzbogennische ausgespart, die durch ein starkes Rundstabpfostenwerk mit schlanken blattlosen Kapitellen in drei Teile gegliedert ist (Tafel 31). Die Teilungssäulen ruhten einst auf einem Steinsokel, der dem amtierenden Geistlichen bei der Messefeier gelegentlich als Ruhesitz diente. Hinter dem Altar in der Achse der Kirche befindet sich eine einfache viereckige Nische, die sich ehemals, als der Fußboden erheblich tiefer lag, in Brüstungshöhe befand und vielleicht als Wandschrank diente. — Die mit dem Chor gleichzeitigen drei östlichen Joche des Langhauses haben wie der Chor an den Wänden Halbrunddienste auf ähnlich gestalteten Konsolen ohne Blattwerk. Die mit Rundstabprofil verzierten Sockel der achteckigen Schiffs Pfeiler stecken zum Teil im Erdboden. Die niedrigen Kämpfer sind glatt profiliert. Die Gewölbe entbehren wie im Chor der Quergurte, sind vielmehr entsprechend den schmalen Wanddiensten nur durch einfache Rippen in Joche geteilt. Nur der Länge nach sind die Pfeiler durch unprofilierte Spitzbogengurte verbunden, die das weiträumige Mittelschiff von den schmalen Seitenschiffen trennen. Die Rippen der Gewölbe wie auch das Maßwerk der Fenster entsprechen denen im Chor (Tafel 31 u. 33). Die südlichen Schiffsfenster waren wie in Brandenburg durch den angebauten Kreuzgang zum Teil verdeckt, wie sich denn die Dominikaner vor solcher Beeinträchtigung des Lichteinfalls grundsätzlich nicht scheuten. —

Die Mauern erheben sich auf einem niedrigen Unterbau von Feldstein, dessen Sockelvorsprung mit feichter Kehle unter den zwei oberen Granitschichten liegt, wie im Innern des Heizungsanbaus erkennbar. Hier sieht man auch, daß der Erdboden sich

¹⁾ Wenn G. Müller (a. a. O. S. 95) entgegen dem Anfangsdatum der Inschrift den Beginn der Ostteile erst Anfang des 14. Jahrh. annimmt, weil die damals gebaute Berliner Dominikanerkirche mit der Prenzlauer in den Abmessungen annähernd übereinstimmt, so kann ich dieser Folgerung nicht beipflichten; denn zunächst wäre es möglich, daß die Berliner Kirche nach dem Vorbild der Prenzlauer angelegt wurde, indes folgt aus einer annähernden Übereinstimmung der Grundrisse überhaupt noch keine genau gleichzeitige Entstehung.

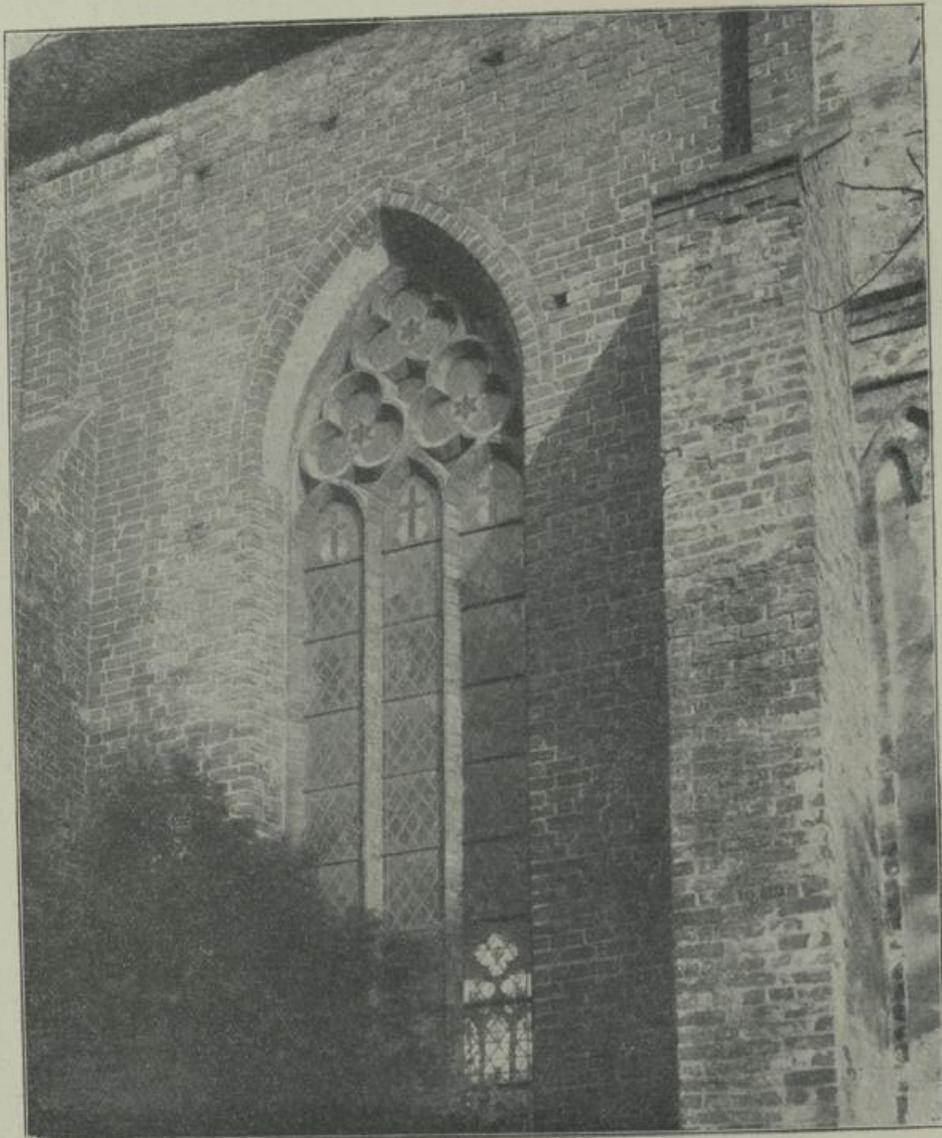


Abb. 203. Prenzlau. Dominikanerkirche. Nordseite, drittes Joch von Westen mit Baunaht.

im Laufe der Jahrhunderte um etwa 6 Stufen erhöht hat. Die mäßig starken Strebe-
pfeiler steigen ohne Absatz bis zur Höhe der Fensterbänke auf, wo sie in Pultdachform
abgedeckt sind und mit einem kleinen, flachen, in Satteldach schließenden Strebe-
pfeilerchen endigen. Das Hauptgesims besteht aus einer Kehle zwischen Rundstäben. Darunter
zieht sich am Langhaus ein vier Schichten hoher Puckstreifen hin. Er war mit einem

aus Kreisen gebildeten Friesmotive in roten Linien bemalt und erweiterte sich jedesmal über dem Scheitel der Fenster zu einer größeren Kreisform. Nach einer kleinen Skizze im Nachlaß v. Quast waren in den Kreisen Brustbilder von Heiligen und dazwischen große aufrechtstehende fünfteilige Blätter gemalt, die ihre Stengel von den benachbarten Kreisen abzweigten. Im Einklang damit war auch die Laibung der Fenster gepußt und entsprechend bemalt.

Die nur wenig später errichtete *Sakristei* ist ein kleiner gewölbter Raum von vier Jochen kuppelförmiger Kreuzgewölbe um eine Mittelsäule. Diese hat niedriges, breit auseinanderfließendes attisches Basisprofil, der jetzt dick überpußte einst sehr schlanke Schaft besteht vermutlich aus Werkstein, das auffallend schlichte gefestigte Achteckkapitell entbehrt jeden Blatt Schmuckes. Das Rippenprofil besteht aus einem von zwei Rundstäbchen begleiteten Birnstab und Kehle. Die Schildrippen ruhen zugleich mit diesen auf einfach gefestigten Spitzkonsolen (Tafel 31). Die runden Schlußsteine sind ohne jeden Schmuck. Die beiden ostwärts befindlichen Fenster mit flachem Spitzbogen entstammen anscheinend neuerer Zeit. Die Sakristei ist nicht überbaut, bildet vielmehr für sich einen niedrigen Verbindungsbau zwischen Chor und Konventgebäude. Sie hatte, wie man aus ihrer hoch hinaufreichenden Dachspur am Chor schließen muß, eine Art Obergeschloß oder nutzbaren Bodenraum.

Zweite Bauzeit. Erst nachdem inzwischen die Konventgebäude mit dem Kreuzgang vollendet waren, ging man an eine Verlängerung der nur vorläufig abgeschlossenen Kirche bis an die Innenflucht des Westflügels. Um dies zu erreichen, steigerte man das Maß der Jochlänge um etwa 15 cm. Auf der Südseite konnte man die Rückwand des nördlichen schmalen Kreuzgangs benutzen (vgl. u. S. 234 und Tafel 37). Die gesamte Ausbildung der Einzelheiten wurde den schon vollendeten Teilen nachgebildet, abgesehen von geringen Unterschieden in der Profilierung der Wanddienste und der Pfeilerkapitelle. An diesen Abweichungen, sowie an der deutlichen Baunaht außen an der Süd- und Nordseite (Abb. 203) und im Innern über den Gewölben erkennt man die spätere Anfügung dieser beiden Joche. Im Innern der Kirche errichtete man — jedenfalls aus Holz — längs der Südseite eine vermutlich nur schmale Galerie, deren Bestand erwiesen ist durch die Spuren von Türen in dieser Höhe der Südmauer im zweiten und fünften Joch von Osten. Von den dadurch in ihrer Wirkung beeinträchtigten Fenstern waren die zwei westlichen ohnehin im unteren Teile durch den äußeren Anbau verdeckt.

Anders lag die Sache im Norden auf der Stadtseite. Die Kirche hatte bisher für die Gemeinde nur ein Portal inmitten der vorläufigen westlichen Abschlußwand gehabt. Dieser Zugang mußte auch beim Bau der beiden neuen Joche frei bleiben. Aus diesem Grunde, zugleich auch zugunsten einer bequemerer Zufuhr von Baustoffen während der Arbeitstage, ließ man das dem genannten Portal zunächst liegende Feld der Nordseite von unten bis zum Hauptgesims ganz offen. Der Schluß dieser Lücke, welcher ziemlich flüchtig ausgeführt ist, bildet den Abschluß der Bauzeit. Die bisher verwendete fremde Steinart war anscheinend nicht mehr zur Hand; so mußte man die in Prenzlau selbst hergestellte, von abweichender häßlicher Farbe dafür verwenden

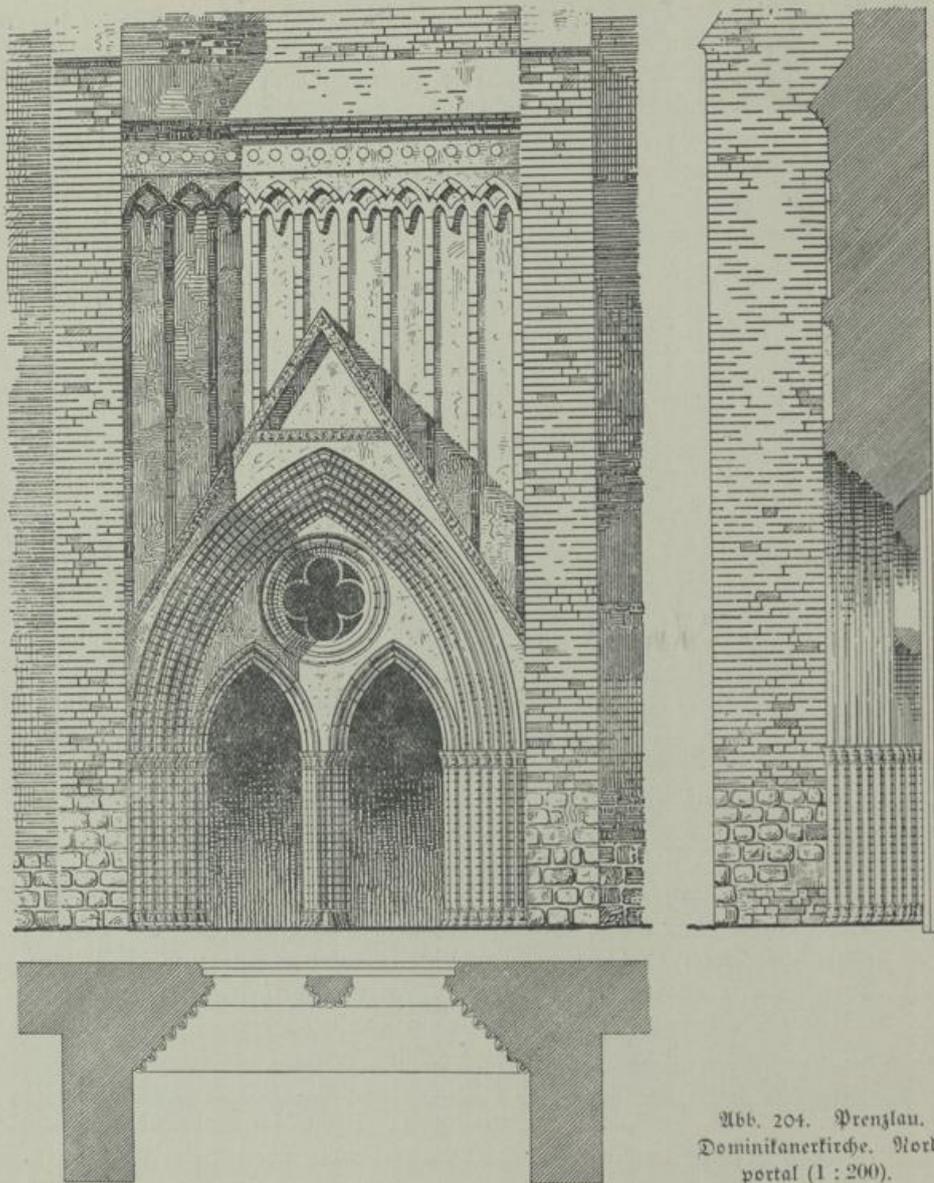


Abb. 204. Prenzlau.
Dominikanerkirche. Nord-
portal (1 : 200).

Die Lässigkeit der Ausführung zeigt sich in dem mangelhaften Anschluß an die Verzahnung neben dem jetzigen Portaljoch, in der geringeren Höhe des Fensterbogens und dem Fehlen des Hauptgesimses, dessen Profilsteine wohl auch schon ausgegangen waren (Abb. 203).

Dritte Bauzeit. Ehe man das letzte Joch im Westen zur Ausführung



Abb. 205. Prenzlau. Dominikanerkirche. Fries am Nordportal.

bringen konnte, mußte man, weil hierdurch der bisherige Eingang wiederum verbaut wurde, der Kirche ein neues Portal an der Nordseite schaffen. Es ist das jetzt daselbst vorhandene, zweitürige Portal, dessen nachträgliche Einfügung im Innern an einem schwachen Absatz in abgetreppter Form leicht zu erkennen ist (Abb. 204). Die beiden Durchgangsöffnungen nebst einem Radfensterchen darüber werden von einem reich profilierten Spitzbogen umfaßt, der die ganze Breite zwischen den Strebepfeilern einnimmt. Zur Ausbildung seiner tiefen Gewände mußte das Portal mit seiner horizontal abschließenden hohen Übermauerung um ein Beträchtliches vor die Mauerflucht gezogen werden. Aus demselben Grunde vergrößerte man auch die Breite und namentlich die Tiefe der beiden anschließenden Strebepfeiler. Die Bogenkämpfer und der Rand des Wimpergs sind mit frühgotischem Blattwerk verziert (Abb. 205). Die ganze Ausführung des Innern wurde wiederum den früheren Teilen in den Einzelheiten angepaßt. Bei Errichtung der Südwand wurde die eine Hälfte vom Nordgiebel des westlichen Konventflügels verbaut.

Der Westgiebel wurde im allgemeinen sehr einfach gestaltet. Das Portal in dreifacher Abstufung mit gebündelten Rundstäben und einfach profilierten Basen und Kämpfern hat auffallend steilen Spitzbogen und erscheint größtenteils neu. Das große Hauptfenster darüber ist dreiteilig, mit kräftigem Profil umrahmt und in eine breite Nische eingebettet. Bei ihm sowie bei den schmaleren zweiteiligen Seitenschiffsfenstern verzichtete man auf die reicheren früheren Maßwerkformen. Sein unterer Teil ist durch eine spätere Änderung entstellt. Das Giebeldreieck wird durch breite Spitzbogenblenden in zwei Reihen übereinander kärglich gegliedert, entsprechend der gesamten sparsamen Gestaltung der Westfront (Abb. 202). —

Als erste Wiederherstellung am Gebäude ist eine Erneuerung des Dachstuhls anzuführen. Er ist im Schiff teils eichen, teils kiefern, hat aber in bezug auf die Konstruktion kein einheitliches Gepräge. Nur etwa zwanzig Gespärre im Südosten haben nicht nur durch die altersgraue Farbe, sondern auch durch die dort allein angewendeten Kreuzstreben im Seitenschiff etwas älteres Aussehen. Indessen fehlen die sonst üblichen kleinen Fußstafeln überall, und beide Arten von Gefüge rühren daher wohl erst vom Ende des Mittelalters her, der ältere Rest etwa aus der Zeit nach dem großen Stadtbrande von 1483, das übrige vielleicht von einer Erneuerung nach dem Klosterbrande von 1519 (Niedel XXI, 391). Der Ehardachstuhl ist sehr einfach und enthält außer den Sparren, wenigen Bänderbalken und zwei Mittelpfosten nur eine Keilbalkenlage (Tafel 31). Einen Dachreiter scheint die Kirche, wenn man nach Merian urteilen soll, nie besessen zu haben.

Infolge der Reformation und des Verfalls der alten Nikolaikirche wurde die Klosterkirche fortan als Pfarrkirche der Nikolaigemeinde benutzt; insolgedessen ging der Name jener auf sie über. 1740 wurde sie „ausgeputzt und mit neuen Fenstern versehen“ (Weckmanns Nachlaß). Bei der Erneuerung von 1874—76 wurden das Innere sowie das Stab- und Maßwerk wiederhergestellt (Adler, Nachtrag S. 76) und die Emporen beseitigt; noch später fügte man an der Nordseite einen Raum für die Zentralheizung an.

Ausstattungsgegenstände.

Der sehr hohe Altaraufbau (Tafel 34) ist ein Prunkstück in reichen Spätrenaissanceformen, laut Inschrift vom Jahre 1609, anscheinend aus der gleichen Bildhauerschule wie jener der Stadtkirche zu Schwedt a. D. Der zunächst über der

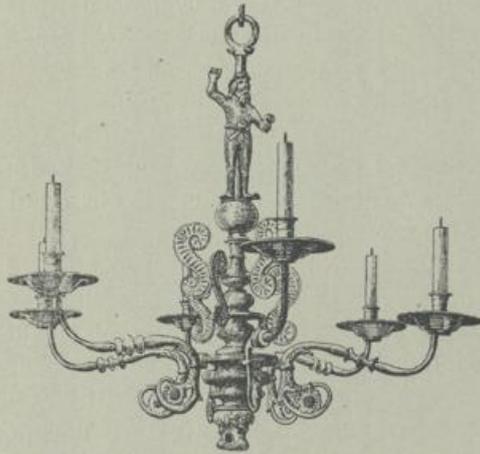
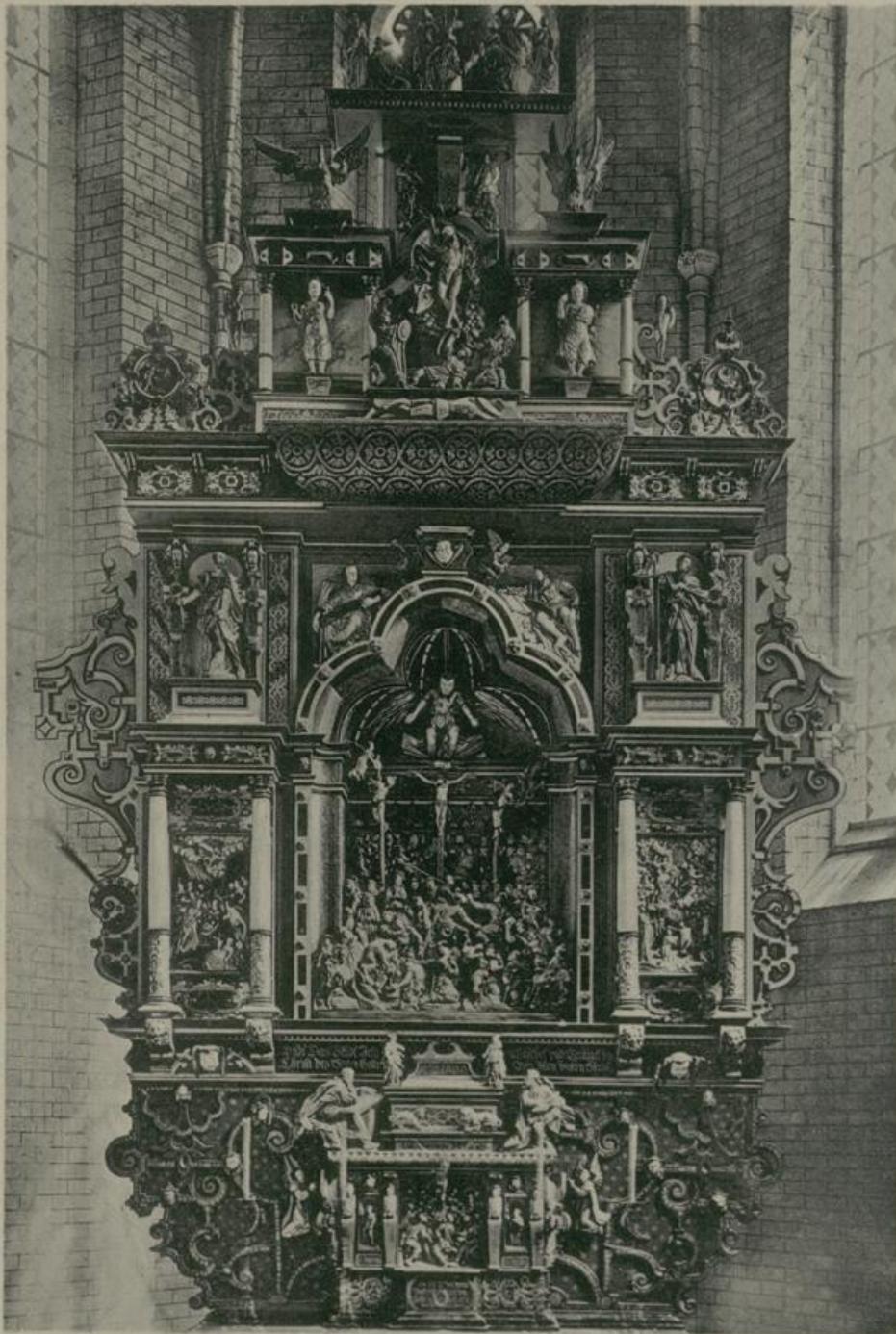


Abb. 206. Prenzlau. Dominikanerkirche.
Messingtronleuchter.

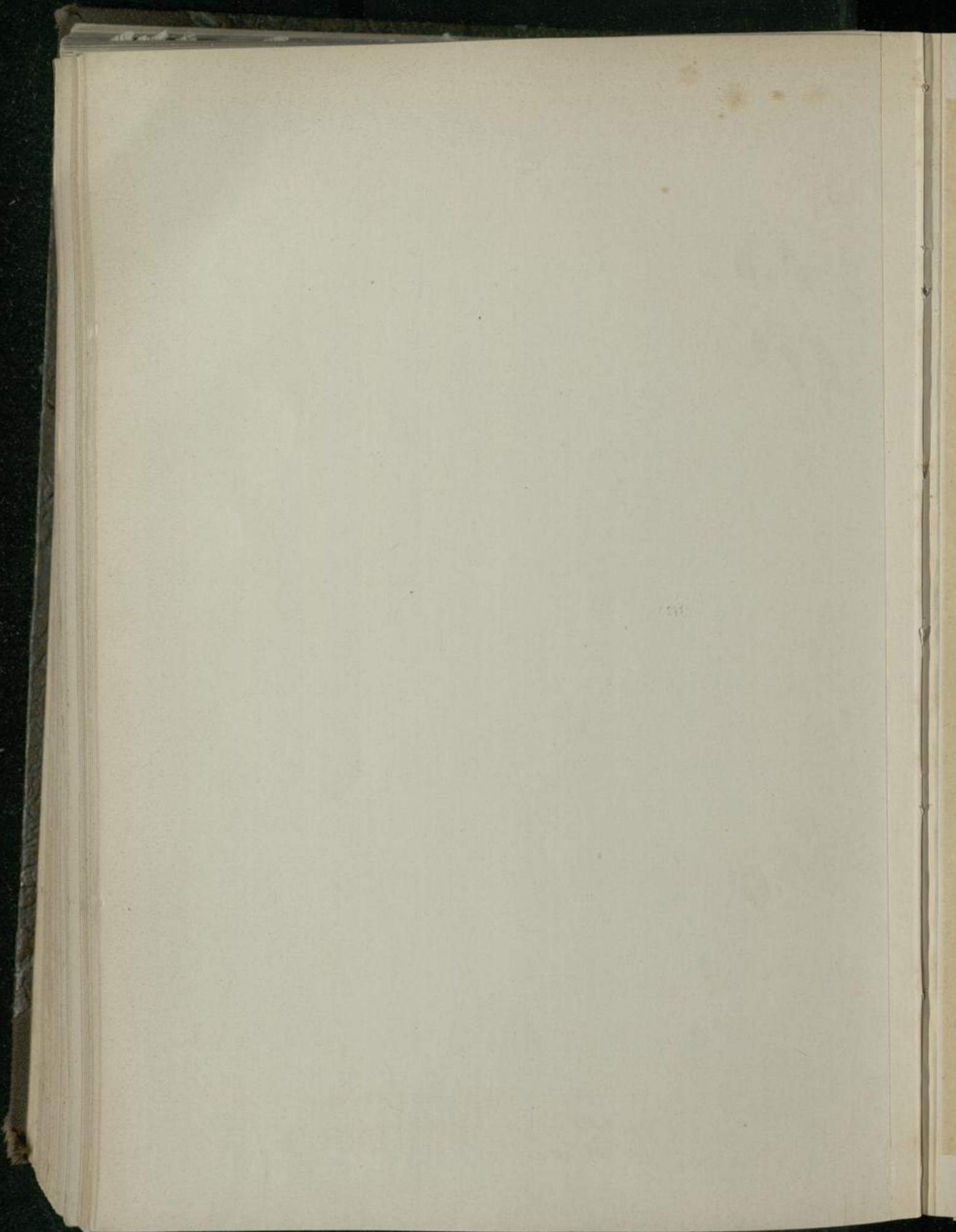
Mensa sich erhebende nach oben verbreiterte Unterfaß ist mit vergoldetem Wandornament überzogen und in der Mitte mit einem Vorbau in Form eines reichen Ziergehäuses versehen, das außer den Figuren zweier Evangelisten und mehrerer Kardinaltugenden in der Mitte eine kleine Darstellung des Abendmahls enthält. In dem folgenden Hauptgeschoß des Aufbaues bildet den Hauptgegenstand eine figurenreiche Darstellung der Kreuzigung in einer Kleeblattarkade (Tafel 35), zu deren beiden Seiten sich Säulenpaare auf Konsolen erheben, zwischen denen links die Geburt Christi und rechts die Taufe im Jordan mit den musizierenden Heerschaaren darüber dargestellt sind. Über dem Gebälk dieser Säulenpaare stehen Petrus und Paulus zwischen Karyatiden. Im obersten Aufsätze die Auferstehung Christi. Der reich ornamentierte und vergoldete Altar wurde 1843 wiederhergestellt.

Ein Kelch, silbervergoldet, 18 cm hoch. Der Fuß in Sechspassform, der Schaft sechseckig, unter dem breiten flachen, melonenartig geriffelten Knauf die Buchstaben: „*Idinri*.“ Über dem Knauf: „*ihesus*.“ Die Kupa erneuert in breiter, niedriger, bauchiger Form. Am Fuß ein kleiner plastischer Kreuzifixus als Signakulum. Auf der Unterseite des Fußes die Widmunginschrift, nach welcher i. J. 1598 die Kirchenvorsteher den Kelch verfertigen ließen. — Dazu eine Patene mit eingraviertem Kreuz auf dem Rande.

Ein großer silberner Kelch, 25 cm hoch, in einfachen Barockformen, der Fuß in Sechspassform, Schaft sechseckig, Knauf rundlich dick, reich gefeibt, Kupa hoch in

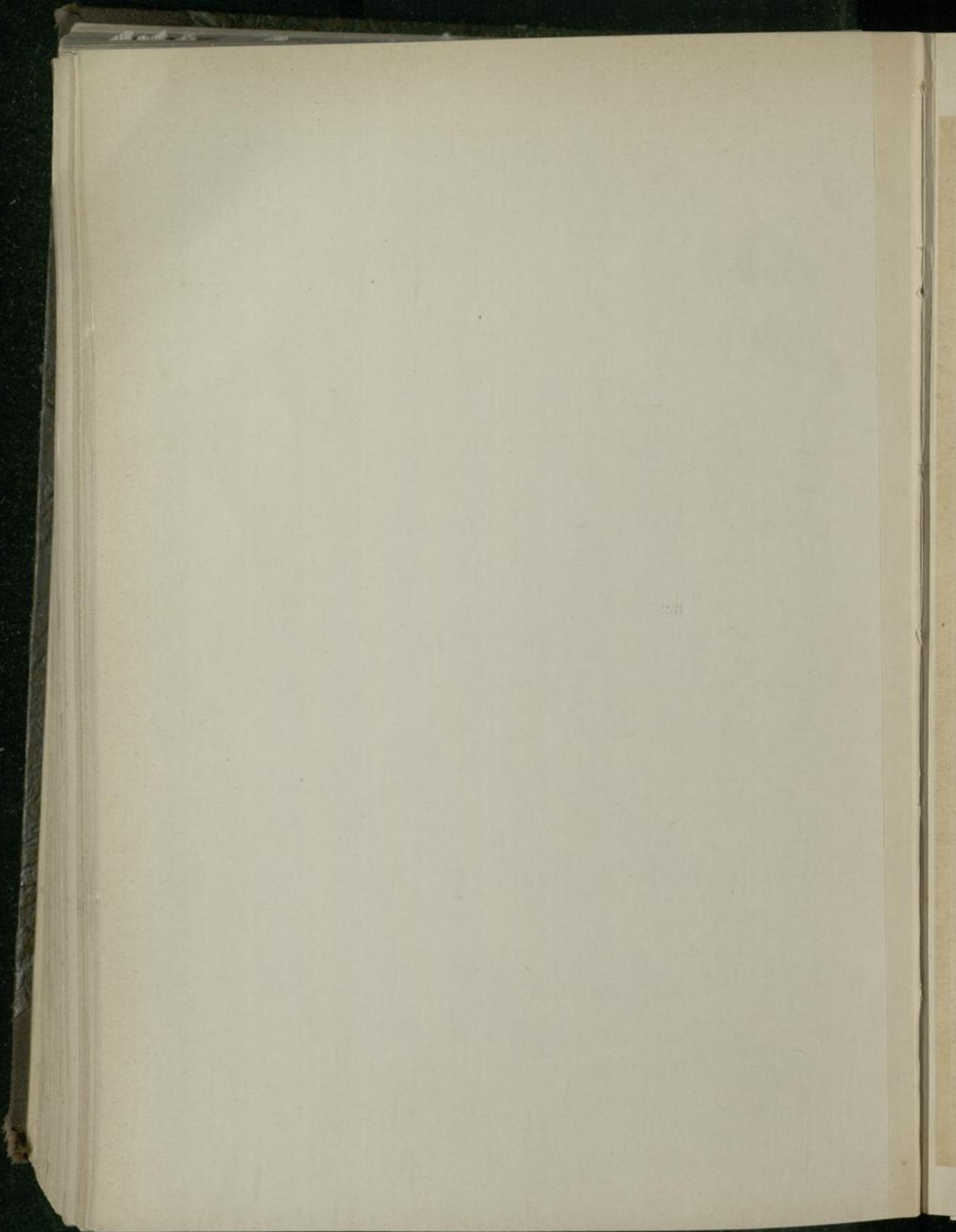


Prenzlau. Ehemalige Dominikanerkirche. Altar.



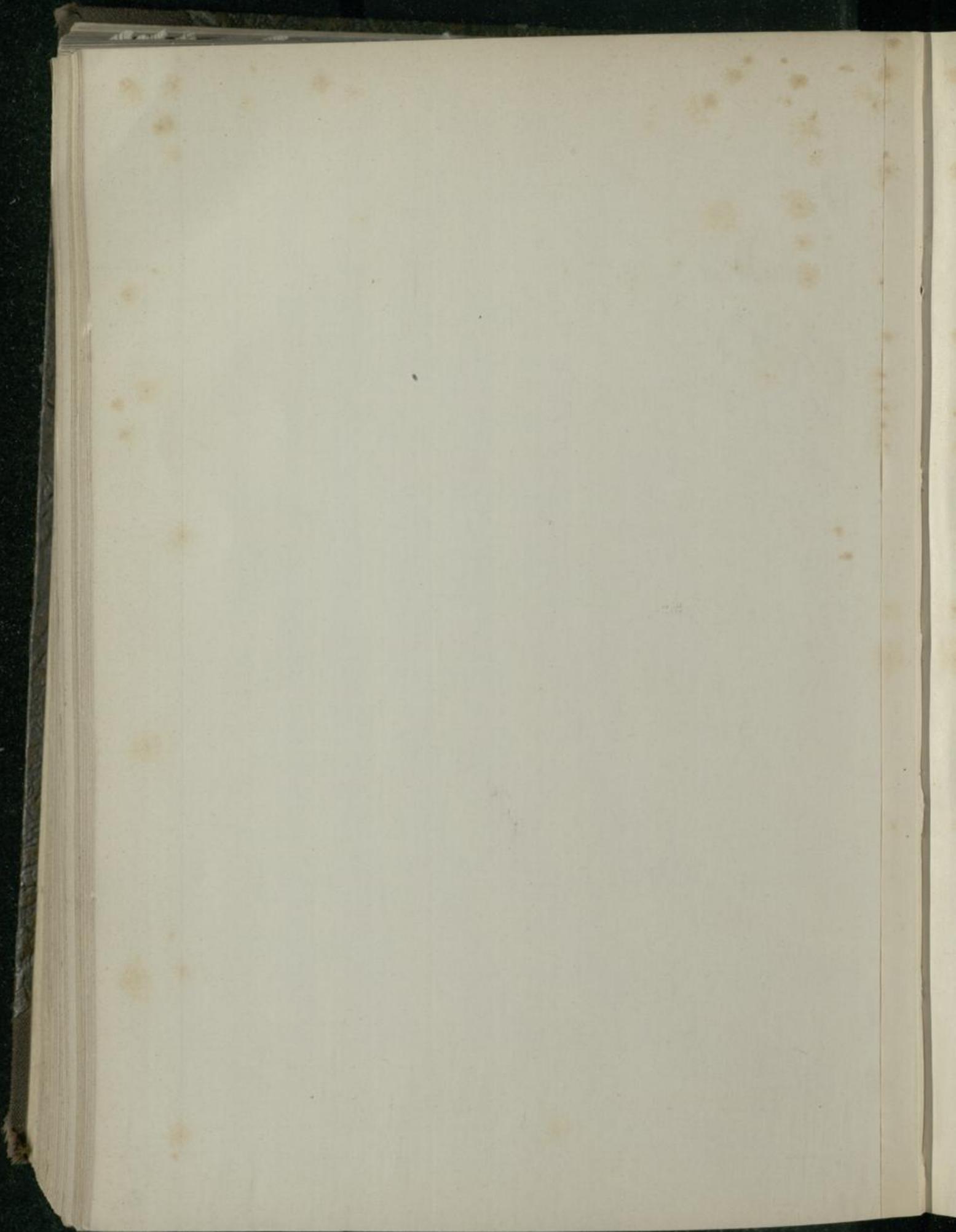


Drenzlau. Ehemalige Dominikanerkirche. Mittelteil des Altars.





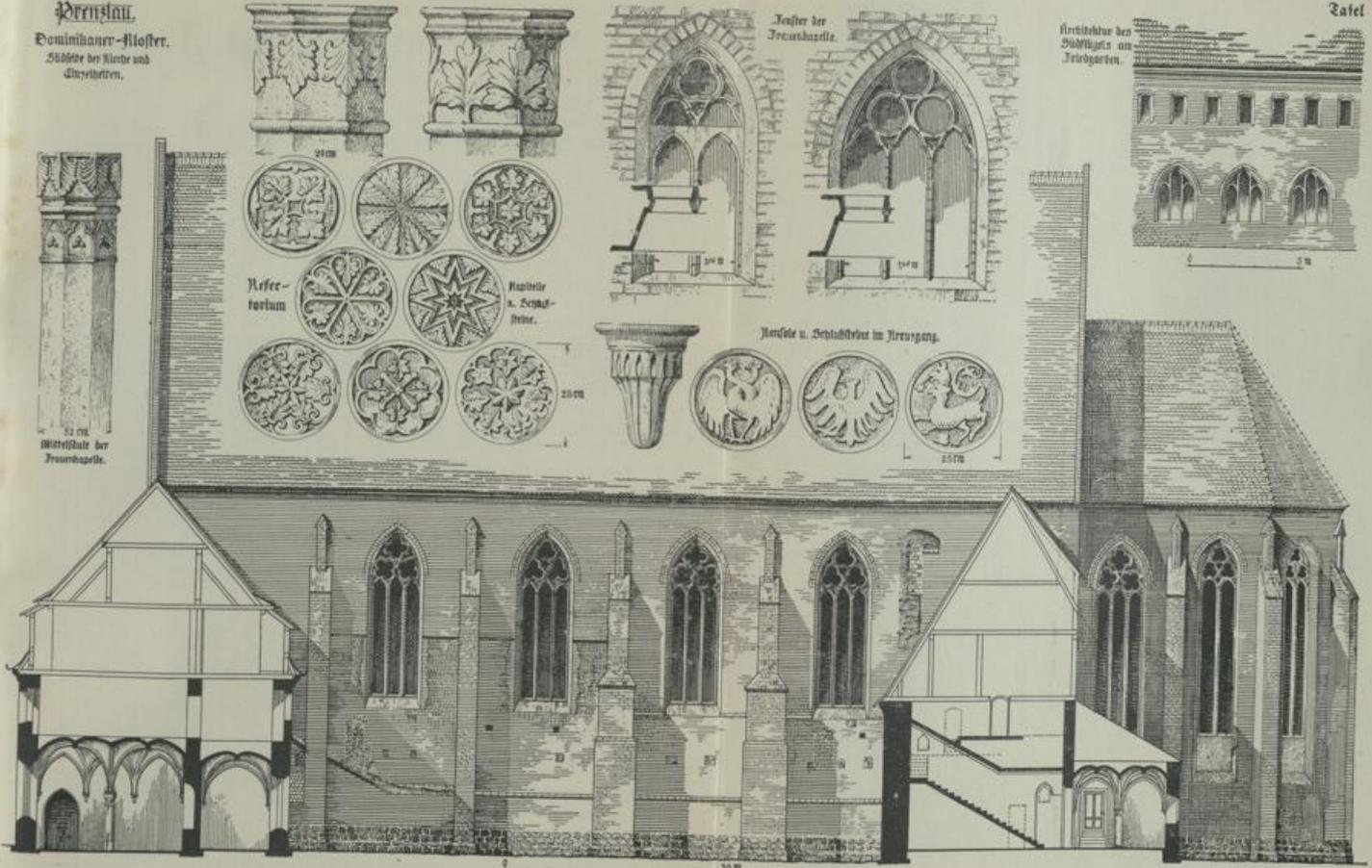
Prenzlau. Stoffmuster in der ehemaligen Dominikanerkirche.



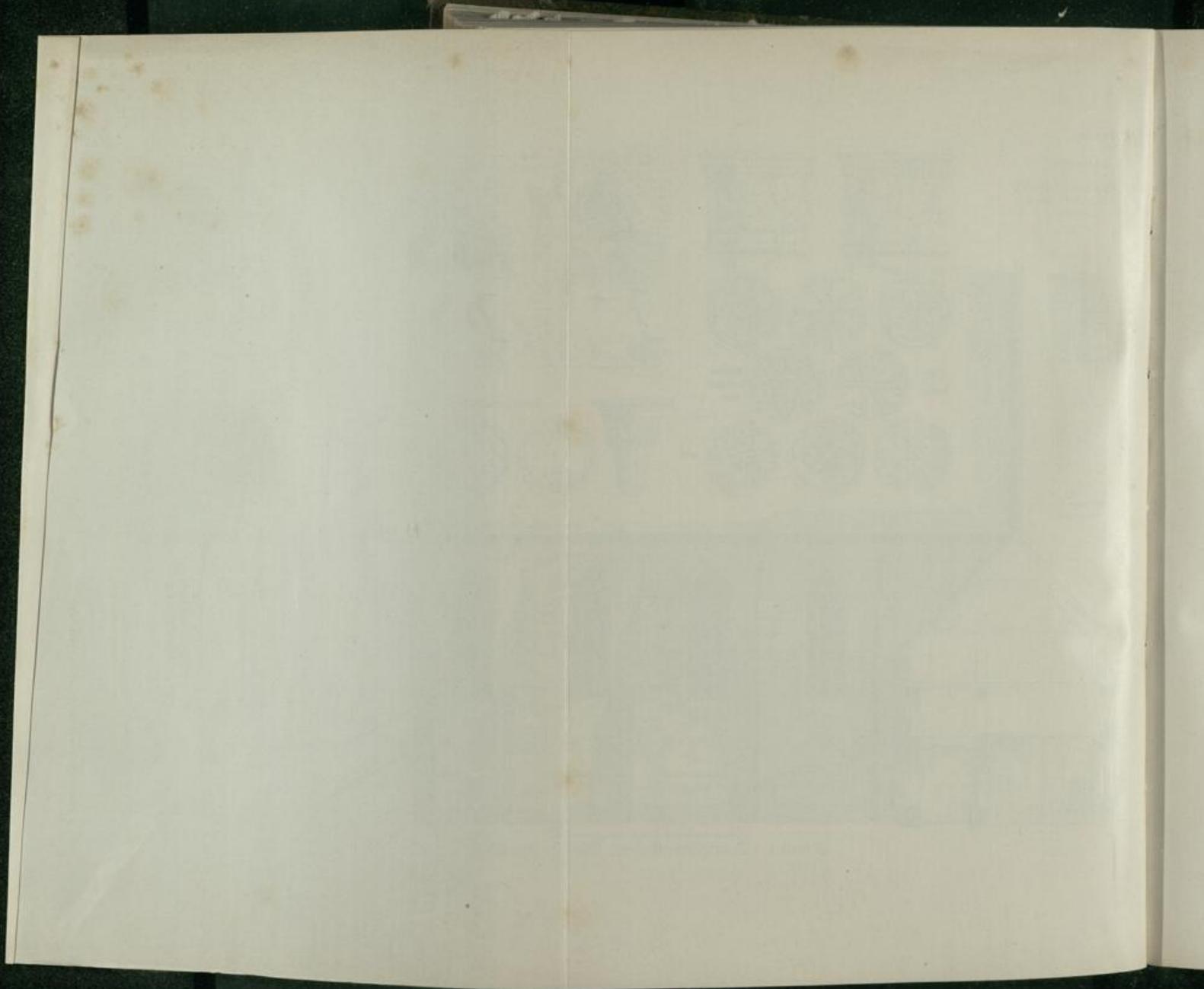
Frenslau.

Frenslau.
Dominikaner-Kloster.
Südseite der Kirche und
Einzelheiten.

Tafel 37.



Frenslau. Dominikanerkloster. Südseite der Kirche und Einzelheiten.



straffem Kontur, gestiftet 1704. Auf der Unterseite des Fußes das Berliner Beschauzeichen und die Buchstaben des Meisters CFW. Dasselbe auch an der Kuppel.

Zwei kräftige gotische Bronzeleuchter, 38 cm hoch, in schwerer Profilierung.

Zwei Bronzeleuchter, 40 cm hoch, im Renaissancecharakter. Der Fuß glatt rund, die Schäfte des einen in zierlicher, des anderen in kräftiger Balusterform. 17. Jahrhundert (der eine datiert 1662).

Fünf Messingkronleuchter aus dem 17. und 18. Jahrhundert nach verschiedenem Modell, einer in Abb. 206 wiedergegeben.

Vier schwarze gußeiserne, teilweise bronzierte Altarleuchter mit je drei knienden Engeln am Fuße, nebst einem ebensolchen Kreuzifixus aus der Zeit von etwa 1830, vielleicht aus der Staatlichen Eisengießerei in Berlin.

Eine zinnerne Weinkanne in einfacher Zylinderform mit Henkel, Gänche und Deckel. Ohne Inschrift. 17. oder 18. Jahrhundert.

Altarbehang aus einem roten gemusterten Seidendamast; Anfang des 18. Jahrh. Es sind zwei Bahnen von der Länge der Mensabreite, die i. J. 1736 querlaufend und entgegen dem Sinn des Ornaments zu dem Altarbehang verwendet und am unteren Rande mit einem kleinen Agnus dei im Kranz befestigt wurden (Tafel 36).

Tafelgemälde, Kreuzigung mit Ansicht der Stadt Prenzlau im Hintergrund, vorn die kniende Familie des Stifters. 17. Jahrhundert.

Einige künstlerisch nicht bedeutende Pastorenbildnisse.

In der Südostecke des Schiffes der Grabstein des 1759 verstorbenen Prenzlauer Arztes Gotthold Struve und seiner Gattin. Eine von zwei Engeln gehaltene Draperie dient zur Aufnahme der Grabinschrift.

In der Nordostecke der aus weißem Marmor gearbeitete Grabstein des Oberstleutnants Karl Schrötter († 1849), im Stile der Romantik.

Die Glocken hängen im Turm der alten Nikolaiikirche (siehe daselbst).

Klostergebäude.

Die zweistöckigen Klostergebäude liegen im Süden der Kirche um den annähernd quadratischen Friedgarten gruppiert (Tafel 30). Ihre im allgemeinen äußerst einfachen Architekturformen (Tafel 37) zeigen fast durchgehends gleichen Stilcharakter, doch beweist die etwas verschiedene Ausbildung der kleinen Obergeschosfenster am Friedgarten, welche im Ostflügel scheinrecht, im Süd- und Westflügel im flachen Stiehbogen geschlossen sind, daß jener zunächst allein entstand und zwar in unmittelbarem Anschluß an die Ostteile der Kirche, während die beiden anderen erst etwas später, jedoch vor Errichtung der drei westlichen Kirchenjoche, vermutlich um die Mitte des 14. Jahrhunderts, erbaut wurden. Da der Westflügel als Gesims ein anderes Profil und kein deutsches Band besitzt, darf man wohl schließen, daß er seinerseits wiederum etwas später als der Südflügel vollendet wurde. Seit Mitte des 16. Jahrhunderts dienen die Gebäude als Armenhaus, Hospital und Gefängnis und wurden mehrfachen inneren

Umbauten unterzogen, wodurch die Erkennung der Zweckbestimmung der Räume zum Teil erschwert wird.

Der Kreuzgang war ursprünglich nur an drei Seiten in der jetzigen Breite vorhanden. Die Anbauten auf der vierten Seite längs der Kirche hatten folgende Anordnung (Tafel 37): In der Tiefe der Strebepfeiler war zunächst ein mittels schmaler Öffnungen durch diese hindurchführender, in flacher Strebogentonne überwölbter Gang angelegt, der vermutlich einen ebenfalls nur schmalen, aber gedeckten Obergeschossgang aus Holz trug. Dieser sollte zwar zur unmittelbaren Verbindung der Obergeschosse des Ost- und Westflügels dienen, wurde aber unter möglichster Einschränkung der Höhenmaße samt dem Erdgeschossgang soweit herabgedrückt, daß sein Dach die Kirchenfenster nicht verdeckte. Infolgedessen mündete er an seinen Enden auf geradläufige Treppen aus, die zur Obergeschosshöhe hinaufführten. Von der westlichen dieser Treppen sind die Anzeichen und Spuren noch deutlich sichtbar, namentlich die geringere Stärke ihrer Hinterwand im Vergleich zu der größeren der später aufgemauerten Kirchenwand. Die Treppe bestand aus etwa 12 Stufen, die von einer steigenden Strebogentonne getragen wurden. Ungefähr von ihrem unteren Teile führte die bei der Kirche bereits erwähnte Tür zu der Empore an der Südseite. Dies konnte freilich erst nach Abschluß der zweiten Bauzeit geschehen, da bis zu ihr dieser schmale Bau mit der Treppe nordwärts noch freistand, wie ein kleines, jetzt vermauertes Fenster unter der Treppe bezeugt. — Gleichzeitig mit der Verlängerung der Kirche (zweite Bauzeit) unternahm man eine Umgestaltung dieses Verbindungsganges. Sie wurde wohl zum Teil veranlaßt durch üble Erfahrungen an den durch die Durchgangsöffnungen stark geschwächten Strebepfeilern, die deswegen in der Folge bedeutend verstärkt werden mußten, wie sie es noch heute sind. Man verzichtete also im Westteile der Kirche auf einen die Pfeiler durchbrechenden Gang und konnte diese infolgedessen in geringerem Querschnitt anlegen. Im Ostteil mußte der Erdgeschossgang jetzt neben den Strebepfeilern hinführen und deshalb dieser Teil breiter werden. Man gab ihm die Breite der anderen Kreuzgänge, mußte aber, um mit dem dadurch höher werdenden Dache nicht die Kirchenfenster zu verdecken, auf den oberen Gang verzichten. Im Westen blieb die Treppe vermutlich bestehen, wahrscheinlich wurde sie verbreitert und erhielt einen unteren Lauf, der im Erdgeschosß begann. Inretwegen mußte dieser Teil notgedrungen zweistöckig werden, und eine beträchtliche Einschränkung der Höhe der beiden westlichen Kirchenfenster war unvermeidlich; diese wurden erst im 19. Jahrhundert bis zur Sohlbankhöhe der übrigen abwärts verlängert. Alle diese Vorgänge sind aus den Spuren (Deckleisten, Balkenlöchern u. dergl.) auf der Südseite noch ersichtlich.

Der Kreuzgang in den drei anderen Flügeln zeigt breite dreiteilige Spitzbogenfenster, die freilich zum großen Teil vermauert sind. Er ist durchweg mit Kreuzgewölben auf Birnstabrippen überwölbt. Die runden Schlüsselsteine sind vorherrschend mit frühgotischem Blattwerk geschmückt, die Konsolen in der damals beliebten Spitzform ausgebildet (Tafel 37).

Daß der Ostflügel, wie oben bemerkt, vorerst allein allen Bedürfnissen der Brüder genügen mußte, läßt auch die Anordnung seiner Räume erkennen. Ihre

einzigste Bestimmung ist trotz der vielfachen Umbauten noch mit einiger Sicherheit festzustellen.

Der Kirche und Sakristei zunächst lag ein dreiachsiger gewölbter Raum. Er erhielt sein Licht von Osten durch drei nicht eben große Spitzbogenfenster mit unprofilirten, zur Zeit größtenteils vermauerten Gewänden. Der durch Zwischenräume jetzt vielfach unterteilte Raum dient heute als Gefängnis. Daß es einst der Kapitelsaal war, wie G. Müller (S. 99) annimmt, erscheint ausgeschlossen, da die Türen gegen den Kreuzgang fehlen, vielmehr werden wir in ihm eher ein Archiv oder einen Raum zur Aufbewahrung des Kirchenschatzes, der in unsrer Gegend häufig die Bezeichnung „Berkammer“ trägt, vermuten dürfen. Dementsprechend war die Wand gegen den Kreuzgang ganz geschlossen gehalten, um hier Schränke aufstellen zu können.

Der südlich anstoßende kleine einachsige, mit dem vorhergehenden durch eine Tür verbundene Raum ist in gleicher Weise gewölbt, erhält aber durch ein bedeutend größeres Fenster reichliches Licht und diente vielleicht als Schreibstube.

Den Kapitelsaal kann man hingegen mit voller Sicherheit in dem südlich anschließenden dreiachsigen Raume erkennen. In erster Linie sprechen für diese Bestimmung ein breites Portal am Kreuzgang in der Mittelachse, das vom Verfasser durch Freilegung eines Teiles des Gewändes nachgewiesen wurde und mit reichem, mehrfach abgestuftem Profil aus Bündelstäben umrahmt war. Ferner die sonst stets neben dem Portal in den beiden seitlichen Achsen befindlichen Fenster, die jetzt durch zwei achsial zu dem Kreuzganggewölbe und symmetrisch zum Portal liegende Türen ersetzt werden, und deren einstige hohe Spitzbogenform durch Abklopfen wenigstens wahrscheinlich gemacht wurde. Außerdem die großen breiten Spitzbogenfenster an der Ostwand und schließlich die beobachtete mittlere Lage des Saales im Verhältnis zum Friedgarten, die so genau innegehalten ist, daß das Portal in das mittelfte der neun Kreuzgangjoche zu liegen kam. Die höchstwahrscheinlich einst vorhandenen Gewölbe des Saales bestehen nicht mehr.

Der nun folgende, von zwei $1\frac{1}{2}$ Stein starken Wänden eingeschlossene schmale Raum bildete wohl einen Durchgang vom Kreuzgang nach dem Hofe und trennte die mehr oder weniger zur Kirche gehörigen Räume von den profanen. Die südliche seiner Seitenwände wurde erst durch eine Änderung in neuester Zeit entfernt, ist aber noch in den älteren Plänen gezeichnet. Die Durchgangsöffnung nach dem Hof bestand in einer breiten Tür, deren Spitzbogenumrahmung noch erhalten ist und denen der Kapitelsaalfenster gleicht.

Darauf folgte ein Raum von der Größe des Kapitelsaales, der in der ersten Zeit, solange der Ostflügel allein bestand, unzweifelhaft als Refektorium, später dann als Auditorium, Fraternei oder Tagesraum der Brüder diente. Er scheint drei Spitzbogenfenster gehabt zu haben; seine Gewölbe gingen verloren.

Den Eckraum am Südende des Flügels bildete die älteste Küche des Klosters. Ihr Rauchfang ist noch, wenn vielleicht auch nicht ganz in der alten Form, so doch an alter Stelle erhalten und als sehr frühe Anlage besonders durch einen gewaltigen Schornstein von länglichem Grundriß gekennzeichnet, der noch in den westlich benachbarten

Raum, vermutlich die Speisekammer oder Anrichte, übergreift und in dieser Größe nirgends weiter im Kloster vorkommt. Die Küche ist auch äußerlich durch ihre zwei Stichbogenfenster auf jeder Seite in Spitzbogenblenden ausgezeichnet ¹⁾.

Die Westwand der vermutlichen Speisekammer ist auf ihrer Ostseite durch einen breiten halbkreisförmigen Gurtbogen verstärkt, der in der Flucht der Hofmauer des Südflügels liegt und sich aus dem einstigen vorläufigen Abschluß des Konventgebäudes an dieser Stelle erklärt.

Das Obergeschoß des Ostflügels nahm nach uraltem klösterlichen Brauch ein großer Schlaßaal ein und zwar in der ganzen Breite des heutigen Obergeschosses, von dem jetzt an der Friedgartenseite ein Gang abgeteilt ist. Das wird u. a. dadurch bestätigt, daß auf beiden Langseiten kleine Rechteckfenster sitzen, die in gleichen Abständen mit etwas erhöhter Brüstung angebracht waren, wie dies bei Dormitorien üblich war. Wäre der Korridor schon ursprünglich vorhanden gewesen, so würden wir nach dem Friedgarten größere Fenster finden. Einen weiteren Beweis bilden die noch erhaltenen Kanten der Gruppe dreier großer Fenster am Südende, also an gleicher Stelle wie in Brandenburg und Gransee. Sie erhellen den Raum, namentlich den Mittelgang zwischen den Bettverschlügen der ganzen Länge nach. Ohne Zweifel befand sich hier ein Siebel, in den sie hineinragten, wie der Schlaßaal selbst nach althergebrachter Weise in den Dachstuhl hineingereicht haben wird.

Durch eine in der Kirchenmauer liegende Treppe stand der Saal mit der Sakristei in Verbindung, wodurch es den Mönchen ermöglicht war, auf kürzestem Wege zu den frühen Horen zum Chor zu gelangen. Die Treppe erhielt ihr Licht durch zwei kleine Fenster von der Kirche her. In derselben Wand etwas weiter östlich, führte von einer zweiten Tür aus ein kurzer Gang über einige Stufen ostwärts und mündete nach der Kirche zu höchstwahrscheinlich auf eine Kanzel oder einen Lettner, der hier, wie in anderen Dominikanerkirchen, später meist als Trennung zwischen Mönchschor und Laienkirche angelegt wurde. Ebenfalls in der Grenz wand zwischen Kirche und Ostflügel, und zwar in dessen Nordwestecke, lag eine Wendeltreppe, mittels derer man zum Bodenraum des Kirchenschiffes gelangen konnte. Ist auch ihr oberer, über Dach ragender Teil jetzt zerstört, so sieht man doch noch seinen Ansaß an der Kirchenmauer und die vermauerte Tür darin gerade über der Westmauer des Flügels. Jetzt liegt die Verbindung mit dem Kirchendache weiter ostwärts im oberen Dachteil.

Bei dem oben erwähnten großen Erdgeschoßbogen in der Flucht der südlichen Ostflügelmauer schließt der annähernd parallel zur Stadtmauer laufende Südflügel (Tafel 37) an. Etwa in seiner Mitte liegt jetzt der Haupteingang zum Krankenhause in Gestalt einer breiten Durchfahrt. Von den beiden sie einschließenden Mauern scheint nur die östliche alt zu sein. Der jetzt mehrfach geteilte Erdgeschoßraum östlich von ihr war nach einem Plane aus dem 18. Jahrhundert noch gewölbt und vermutlich das Winterrefektorium, während der von der Durchfahrt sich westwärts

¹⁾ Außer anderen Beispielen zeigt auch dieser Fall, daß die Annahme eines Refektoriums und einer Küche an dieser Stelle beim Pauliskloster in Brandenburg, gegen welche G. Müller a. a. O. S. 135) Bedenken erhebt, durchaus berechtigt ist.

erstreckende große Raum als Sommerrefektorium anzusprechen ist. Im vierten Kreuzgangjoch von Westen bemerkt man dicht unter der Gewölbekappe eine kleine kreisrunde Öffnung mit einmal abgestuftem Gewände. Sie diente vielleicht als Durchlaß für das Seil, mit welchem man vom Refektorium aus die vor der Öffnung aufgehängte Glocke zog, um die Brüder zur Tafel zu rufen.

Die Räume über dem Refektorium enthielten wohl in erster Linie ein geräumiges Vestiarium zur Aufbewahrung von Kleidervorräten für die Brüder.

Westwärts vom jetzigen Hauptportal beginnen auch erst die ausgedehnten Keller des Klosters, während die östlich davon belegenen Teile, wie auch alle Kreuzgänge, nicht unterkellert waren. Die Kellergewölbe haben durchweg annähernd quadratische Joche und etwa 30 cm breite, unprofilierete schwere Rippen, die schon etwa 1 m über Fußboden auf kurzen quadratischen Pfeilern ansetzen. Bemerkenswert im Keller ist zunächst eine 2,74 m starke Scheidewand, welche den Raum unter dem Sommerrefektorium durchquert und nur von einem niedrigen 1,20 m breiten tunnelartigen Durchgang durchbrochen wird; er liegt beim vierten Gewölbejoch des Kreuzgangs von Westen gerechnet, also gerade an der Stelle, wo oben das kleine Rundfenster ist. Ferner sei bemerkt, daß von hier westwärts im hinteren Teil des Kellerraumes die Kreuzgewölbe in drei Achsen durch sehr breite Spitzbögen ersetzt sind, welche Nischen von 1,60 m Tiefe bilden. Ob in dem hinter den Nischen übrigbleibenden Räume von 1½ m Breite etwa eine Kellertreppe lag, muß dahingestellt bleiben. Außerdem fällt noch auf ein kleiner frei in den Keller gebauter Raum, auf dessen Zweck im Zusammenhang mit dem gleich zu erwähnenden dritten Refektorium zurückzukommen ist.

Der südlichste Raum des Westflügels wird heute nach der Überlieferung als Refektorium bezeichnet. Der in acht Jochen überwölbte Raum ist einer der wenigen, deren architektonische Ausstattung ihren alten würdigen Charakter größtenteils noch heute bewahrt hat (Tafel 37). Die gurtenlosen Gewölbe ruhen an den Wänden auf Konsolen der mehrfach besprochenen Art, in der Mitte auf drei schlanken Achtecksäulen, deren Kapitelle die frühgotische Ornamentik, welche von den Dominikanern noch lange beibehalten wurde, in etwas steifer, verkümmelter Fassung zeigen. Die Fenster besitzen zwar noch ihre alte Spitzbogenform, haben aber ihr sicher einst vorhandenes Pfosten- und Maßwerk längst eingebüßt. Wie auch sonst bei Refektorien üblich, war der Raum ringsum mit Malereien geschmückt, deren Spuren bei einer Erneuerung des Anstrichs im Mai 1915 zutage traten. Deutlich erkennbar war nur noch die Darstellung einer Kreuzigungsgruppe an der westlichen Hälfte der Nordwand. Der Charakter der Malerei war spätgotisch, er zeigte sich namentlich in den beiden über der Figurengruppe von Christus, Maria und Johannes angebrachten überkreuzten Zweigen mit gekräuseltem Blattwerk.

An der schmalen Südseite des Refektoriums befindet sich eine Zwillingennische, von zwei ungleich breiten Stüchbögen, deren Zwischenpfeiler nicht am Fußboden beginnt, sondern erst in Höhe von etwa 1,50 m treppenförmig vorgekragt ist, anscheinend um einen Tisch darunter aufzustellen und über ihm etwa eine Durchreiche anzubringen, an der Stelle, wo sich jetzt eine Tür befindet. Hier in der Südwestecke liegt nämlich ein kleinerer Raum, der anscheinend von jeher von dem benachbarten südlichen Refek-

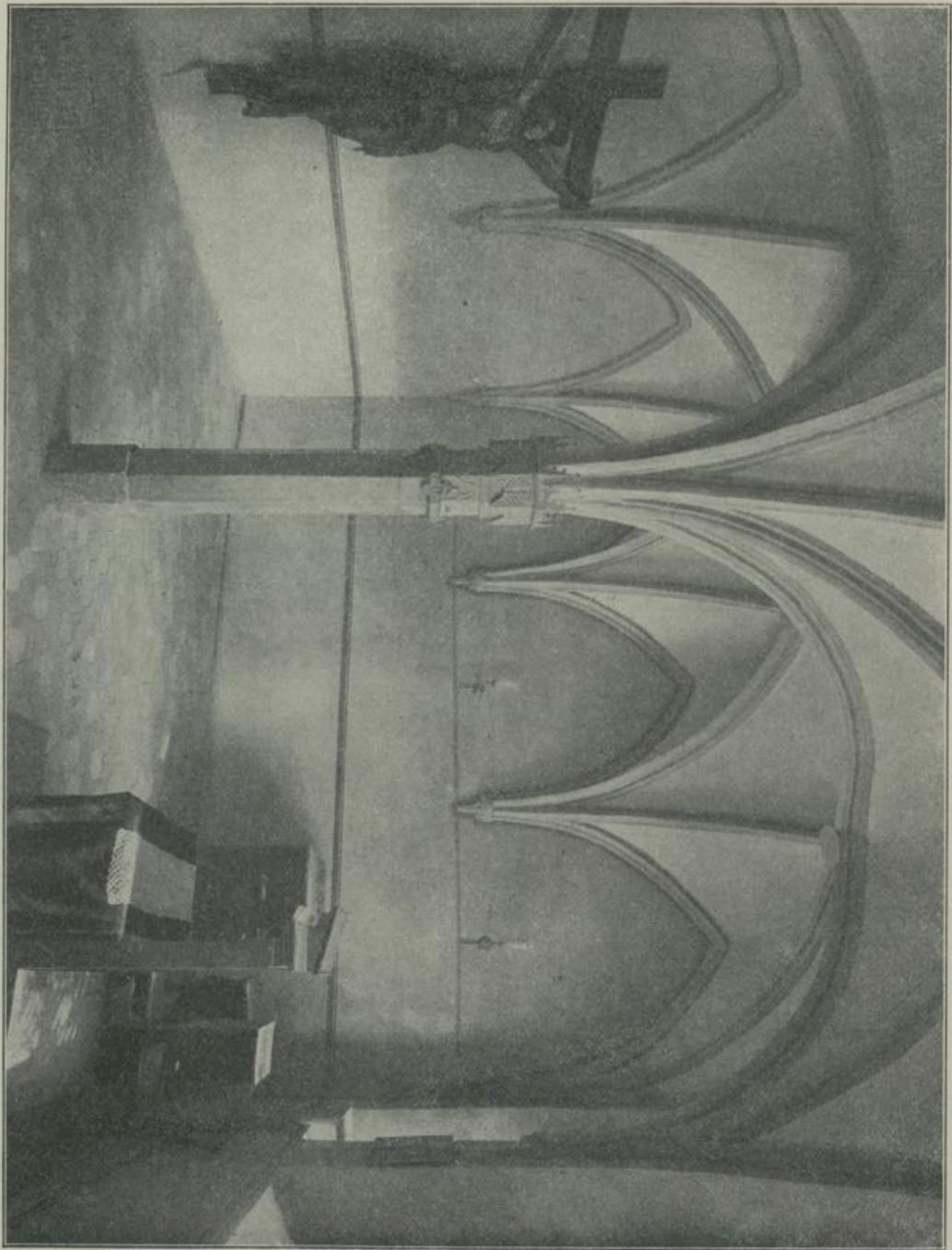


Abb. 207. Prenzlau. Dominikanerkloster. Frauenkapelle im Westflügel.

torium abgetrennt war und vielleicht für dieses wie für jenes als Geschirrkammer gedient hat. Dadurch würde der eben erwähnte Tisch die Bedeutung einer Kredenz erhalten, eine Deutung, die noch durch folgenden besonderen Umstand eine Unterstüßung findet. Es ist nämlich gerade unter diesem Südende des Refektoriums der oben erwähnte kleine Kellerraum angelegt. Er zeigt in seinem Stichbogentonnengewölbe in annähernd gleichmäßiger Verteilung unterwärts durch Auskrägung ausgesparte, oben freisrund endigende Öffnungen, die im Fußboden des Refektoriums mündeten, und zwar genau vor der Zwillingsnische, und allem Anschein nach für eine Hebevorrichtung bestimmt waren, zur unmittelbaren Beförderung der Getränke aus den darunter gelagerten Fässern nach der darüberstehenden Kredenz.

Nördlich schließt sich die zum Refektorium gehörige Küche an, die mit ihm noch heute mittels einer Durchreiche verbunden ist. Ihre Fenster sind leider bei der jüngsten Erneuerung unnötigerweise ihrer alten Bögen beraubt worden. Der zweiachsige Raum kennzeichnet seinen Zweck außerdem durch eine bedeutende alte Rauchfanganlage in der Nordostecke. Die vielleicht einst vorhandenen Gewölbe fehlen heute. Nördlich benachbart ist ein kleiner mit unprofilirten breiten Kreuzrippen gewölbter Vorratsraum, der noch jetzt ebenso wie die Küche seiner alten Bestimmung dient.

Die nordwärts anschließenden Räume erklären sich nur in Beziehung zu dem in der Nordwestecke des Klosters und unmittelbar neben der Südwestecke der Kirche belegenen Klostereingang. Er führte zunächst in einen größeren gewölbten Vorraum, der zugleich zum Aufenthalt des Pförtners diente. Unmittelbar gegenüber dem Klostereingang war der Eingang zu einer Kapelle für Frauen und solche Personen, die von der Klausur ausgeschlossen waren (Abb. 207 u. Tafel 37). Die Priestertür ist noch als eine kleine Spitzbogentür mit kräftiger Gewändeprofilierung im Nordteil der Kreuzgangmauer erhalten. Die Kapelle ist als solche nicht nur durch ihr reizvoll gebildetes Sterngewölbe und die mit zierlichem Maßwerk ausgefüllten Fenster im Westen, sondern auch durch die Kredenznische bezeichnet, welche neben der Mitte der Ostwand, d. h. an der Stelle, wo einst der Altar stand, erhalten ist. Der Mittelsäule des Raumes fehlt die Deckplatte des Kapitells und es liegt der Gedanke nahe, daß hier vielleicht eine hölzerne Lichterkrone an ihre Stelle getreten war.

Welchem Zwecke die Räume im Obergeschoße des Westflügels dienten, läßt sich mit Bestimmtheit nicht mehr sagen; die neben dem Pförtneraum von Osten her heraufführende, in Spuren noch erhaltene alte Steintreppe führte vermutlich zur Schule, die gewöhnlich im Obergeschoß untergebracht war und auch in dem Brandenburger Dominikanerkloster in diesem Flügel lag.

An die Südwestecke der Konventgebäude schließt sich eine Verlängerung des Südflügels an, das jetzige *Pastorenhaus*, dessen äußere Architektur allerdings von jenem abweicht, insofern die Umfassungsmauern mittels hoher, durch beide Stockwerke reichender Spitzbogenblenden gegliedert sind, wie dies bei hochgotischen Bauten öfter vorkommt (Abb. 208). Trotz dieser, durch die ganze Höhe durchreichenden Gliederung, war der Bau höchstwahrscheinlich von jeher in zwei Stockwerke geteilt, deren nähere Bestimmung allerdings nicht mehr möglich ist. Nur soviel läßt sich mit



Abb. 208. Prenzlau.
Teil des ehemaligen Dominikanerklosters, jetzt Pastorenhaus.

Sicherheit sagen, daß man in dem Hause nicht eine Kirche sehen darf, wie noch G. Müller (a. a. O. S. 103) nach einer älteren, aber sicher irrtümlichen Annahme vermutet. Die Bedeutung als Kirche ist schon dadurch ausgeschlossen, daß der ganze Bauteil unterkellert ist, und zwar im Zusammenhang mit dem Kellerraum der Konventgebäude und in den gleichen Formen wie diese. Am wahrscheinlichsten ist es, daß der Bau im Obergeschoß die Bücherei und im Erdgeschoß eine Marienkapelle enthielt, gerade wie der ebenfalls vom Kloster abgezweigte Bau der Bücherei im Nordwesten des Paulsklosters in Brandenburg.

Von Nebengebäuden des Klosters ist nur eines noch in ganz veränderter Gestalt

erhalten, nämlich im Südosten der ganzen Anlage und durch eine breite Torfahrt von ihr getrennt. In ihm waren höchstwahrscheinlich die Bäder und Aborte des Klosters untergebracht, deren Wasserablauf unter der Straße und Stadtmauer hindurch dem Graben zugeführt war, wie man noch an einer Durchbruchstelle unweit des Steintores gegenüber der Waschküche der Korrigendenanstalt sehen kann.

Ein zweites Nebengebäude, das ähnlich wie das Pastorenhaus durch hohe Mauerblenden gegliedert gewesen zu sein scheint, ist auf der Pekoldschen Ansicht von etwa 1715 gegenüber dem Westgiebel der Kirche erkennbar.

Franziskanerkloster.

Topographie.

Das Gebiet des Grauen Klosters erstreckte sich von der heutigen Klosterstraße etwa zwischen der jetzigen Töchterschule und der Wasserstraße in westlicher Richtung bis an die Stadtmauer und den dahinter fließenden Mittelgraben sowie noch weiter darüber hinaus bis an den Mühlenstrom (Urkunde von 1324, Niedel XXI S. 135, ähnlich auch schon die Urf. von 1270, Niedel XXI S. 401, und die wahrscheinlich unechte von 1223, Sedt I S. 147). Die Klostergebäude lagen innerhalb der Mauer und zwar im nördlichen Teile, während der südliche vom Laienfriedhof eingenommen wurde. Dieser wurde im Norden begrenzt von der Kirche, dem einzigen erhaltenen Überrest des Klosters. Die alten Klostergebäude im Norden der Kirche lagen vermutlich um einen Friedgarten herum (Abb. 209). Nach Bedmann (Nachlaß) erstreckte sich der Kreuzgang durch drei Flügel — offenbar im Westen, Norden und Osten des Friedgartens, da an der Kirche selbst keine Spuren eines solchen ersichtlich sind. Die Anschlussspur am Westende der Nordseite in Gestalt eines großen Bogens bezeichnet die Stelle, wo der Westflügel der Konventgebäude mit der Kirche in Verbindung stand, der nach weiteren Spuren sicher zweistöckig war, und so auch noch zu Bedmanns Zeit an der Seite der „Gasse“, also wohl im Norden, bestand. Vom Ostflügel andrerseits sind noch verschiedene Keller mit mittelalterlicher Überwölbung in Tonnenform erhalten in der jetzigen an der Stelle dieses Flügels stehenden Stadtschule. Die Gebäude des Klosters waren schon 1735 abgebrochen worden. Auf dem Gebiet des Laienfriedhofes wurde 1833 die Töchterschule errichtet.

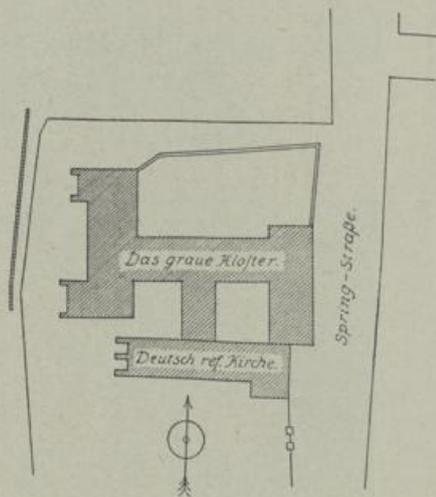


Abb. 209. Prenzlau. Franziskanerkloster. Lageplan (nach einem älteren Plane im Stadtarchiv).

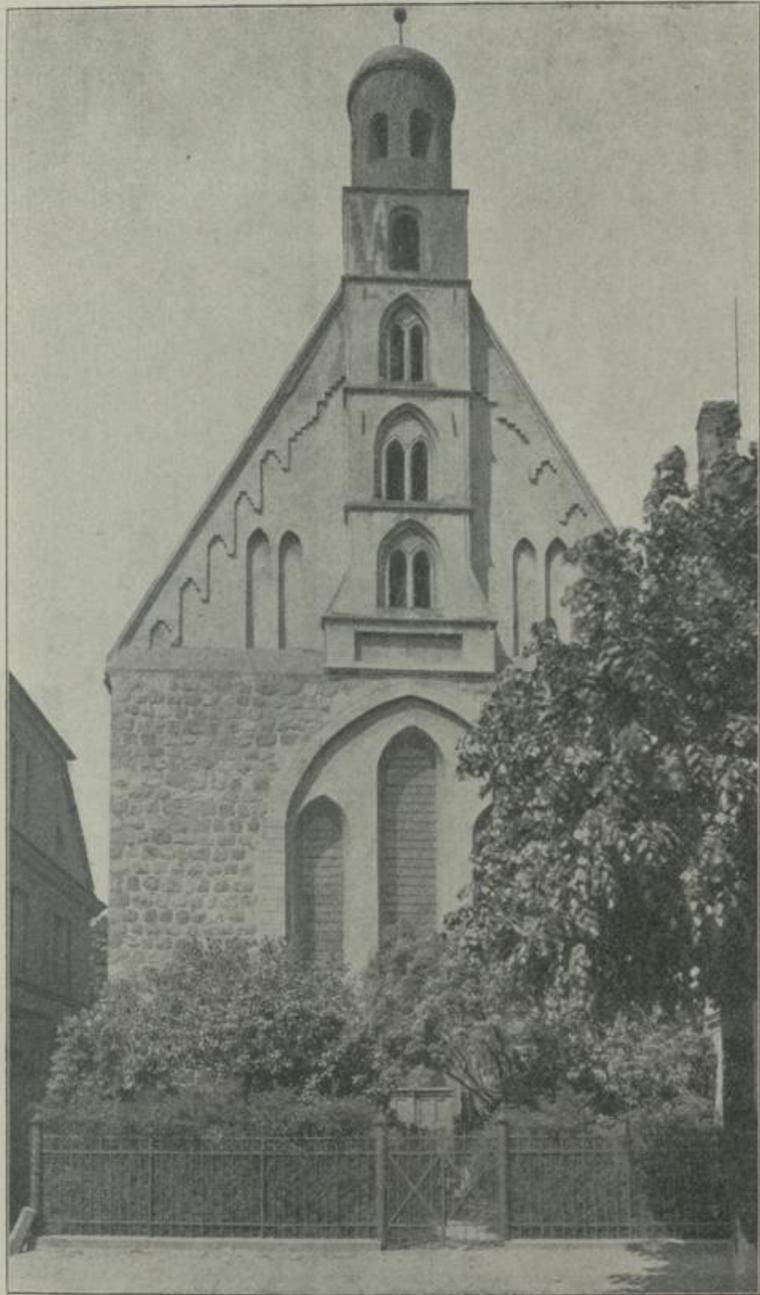


Abb. 210. Prenzlau. Ehemalige Franziskanerkirche.

Kirche (jetzt Dreifaltigkeitskirche).

Die Kirche des Franziskanerklosters (Abb. 210), ehemals St. Johannes Baptista geweiht, entstand wohl schon vor Mitte des 13. Jahrhunderts; jedenfalls war sie 1253 vollendet, denn damals wurde der Bischof von Kamin im Prenzlauer Franziskanerkloster beerdigt (Pommersch. u. B. I S. 454) und zwar kann er nach dem damaligen Brauche seine Ruhestätte nur vor dem Altar der Kirche gefunden haben. Da die Kirche aber in einem Guß gebaut ist, muß sie damals als Ganzes vollendet gewesen sein.

Sie ist ein einschiffiger Gewölbeklosterbau (Abb. 211 u. 212) von fünf Achsen Länge aus gemischtem Material, bei dem indessen Granit vorwaltet und Backsteine nur für die Kanten und feineren Architekturformen verwendet sind (Format 28 × 12—13 × 8—9 cm). Der Bau ist in der üblichen Weise orientiert, hat aber in Rücksicht auf die am Ostgiebel vorbeistreichende Klosterstraße einen auf diesem aufgefaltelten kleinen Glockenturm. Die Gewölbe ruhen auf kräftigen dreiviertelsäulenartigen Wandvorlagen mit Trapezkapitellen, mit denen sich seitwärts kleine Konsolen für die Schildbögen verbinden; die Basen stecken fast ganz im Fußboden. Die Rippen bestehen aus einer einfachen Vereinigung von undeutlichem Rundstab und Schräge. Die halbsteinstarken Kappen haben schon Rippen. Die Schlusssteine sind mit verschiedenartigen frühgotischen Blattmotiven verziert. Im Dach sieht man sehr deutlich, daß die Zwickel der Außenmauer zwischen den Gewölbekappen nie verputzt waren, woraus mit Sicherheit zu schließen ist, daß (entgegen Adlers Meinung) die Kirche nie eine gerade Decke hatte, sondern die jetzigen Gewölbe die ursprünglichen sind. Von alten Portalen findet sich noch auf der Südseite eine größere Spitzbogentür mit abgestuftem Granitgewände, die nur auf der Innenseite vermauert ist und so jetzt eine Nische bildet; ferner sind Spuren von kleinen Granittüren nach dem Klosterhof auf der Nord- und dem Friedhof auf der Südseite erkennbar, sowie am äußersten Westende der Nordseite die Spur einer kleinen Tür, die vermutlich von den Klostergebäuden nach einer Empore führte. Die schmalen Spitzbogenfenster sind nicht nur wie üblich am Westgiebel, sondern durchweg zu dreien durch einen gemeinsamen Bogen in breite Gruppen zusammengefaßt; die Gewände haben einfache Schmiegenform. Der Westgiebel zeigt über seinem Dreifaltigkeitsfenster noch einige schmückende Spitzbogenblenden in Verbindung mit einem eingetieften Kreuz. Unten stützen ihn wegen des abgestuften Gesändes zwei mächtige geböschte Strebepfeiler. Die Schauseite der Kirche bildet der an der Klosterstraße stehende Ostgiebel, dessen Portal allerdings erst von der Erneuerung der Kirche i. J. 1846 her stammt, während seine oberen, reich mit gekuppelten Blenden und Maßwerk verzierten Teile nebst dem im Mittel herausgehobenen Turm alt sind; nur die oberste Endigung des Turmes, nämlich von da an, wo der getreppte Fries aufhört, ist nicht mehr ursprünglich, das andere teilweise durch Überputzen verdorben (Abb. 210). Daß die Kante beider Giebel einst mit Zierpfeilern besetzt war, zeigt die Vegoldsche Ansicht (Tafel 11). Zu den späteren Ergänzungen der 1597 für die lutherische Gemeinde eingerichteten, 1735 als baufällig aufgegebenen und erst in den Jahren 1846—65 wiederhergestellten Kirche gehören außer dem Dachstuhl die eine Sakristei abtrennende Scheidewand am Westende, sowie die Vorhalle am Ostende. Der nicht



Abb. 211. Prenzlau. Ehemalige Franziskanerkirche. Inneres gegen W.

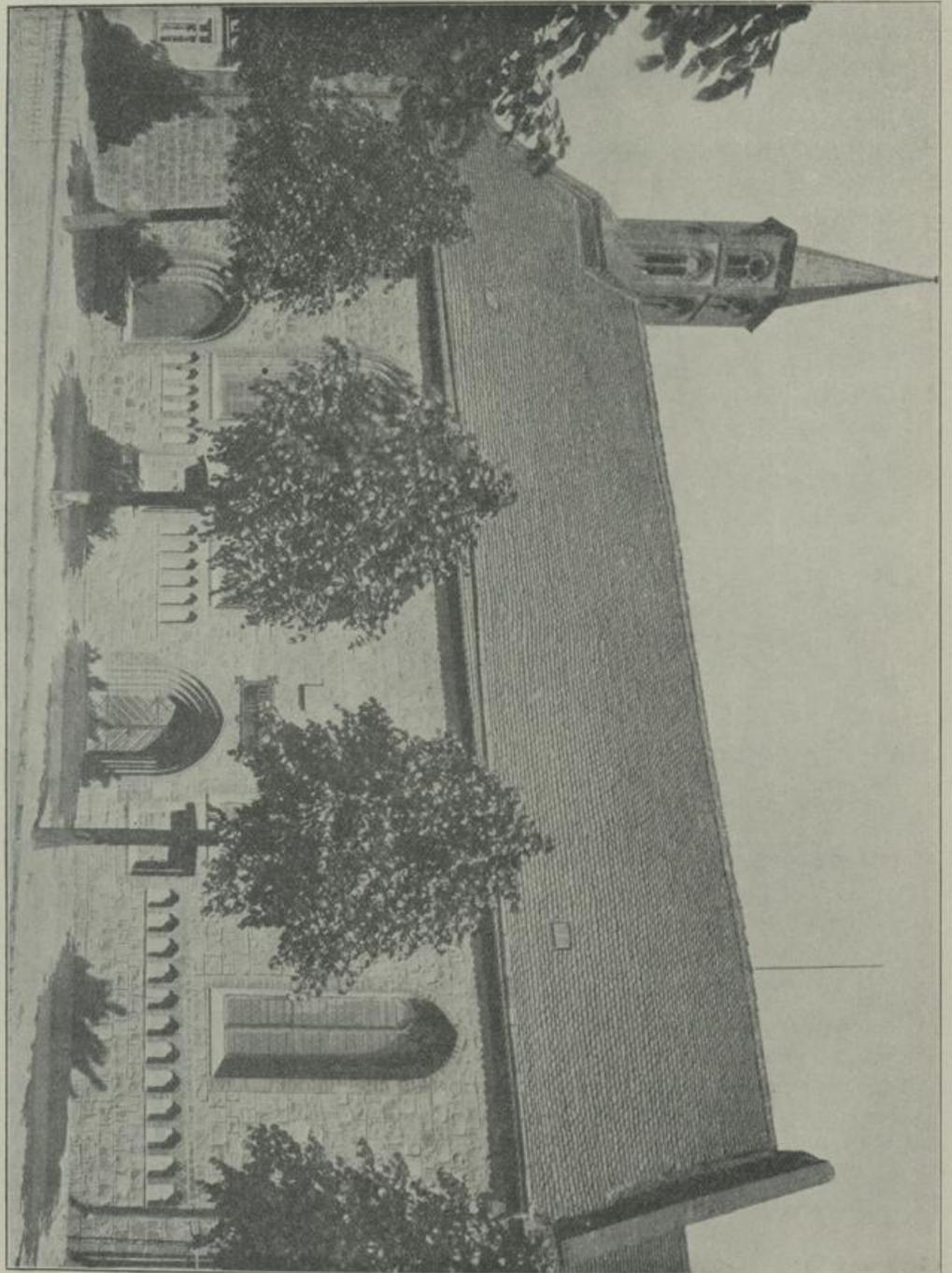


Abb. 213. Prenzlau. Heiliggeistkapelle.

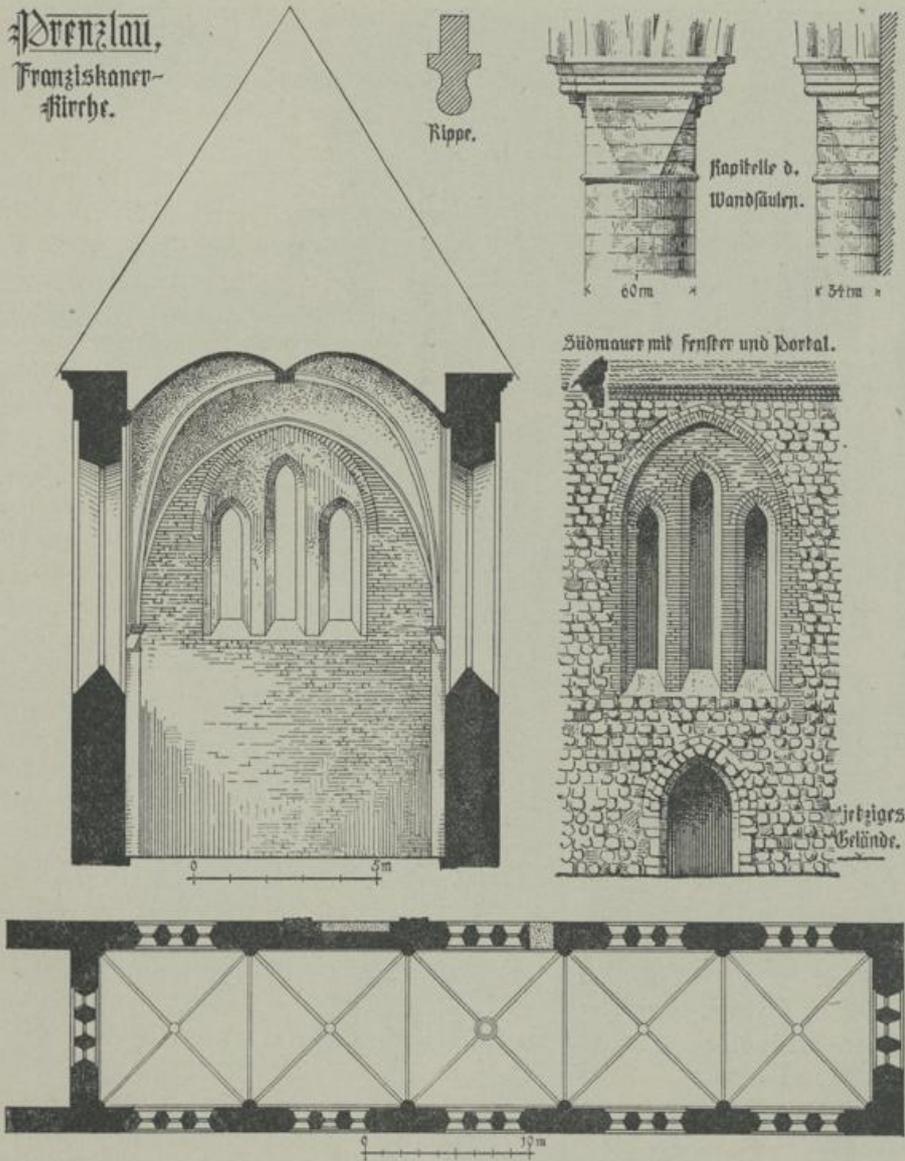


Abb. 212. Prenzlau. Ehemalige Franziskanerkirche. Grundriß, Schnitt und Einzelheiten.

unschöne Raum der Kirche (Abb. 211) mit seinen maßvollen Verhältnissen und seiner schlichten Haltung entspricht sehr wohl den Grundsätzen der reformierten Gemeinde, der die Kirche seit der letzten Wiederherstellung unter dem Namen „Dreifaltigkeitskirche“ dient.

Altar, Kanzel und Taufe entstammen der Wiederherstellung von 1846. Ein großer Kelch, 25 cm hoch, silbervergoldet, Fuß und Kuppel schlicht rund,

Knauf birnförmig und durch Rippen verziert. Datiert 1705. Dazu *Patene* und viereckige *Weinkanne*, silbervergoldet. Auf allen dreien das Monogramm König Friedrichs I. eingraviert.

Glocke von 1846, unzugänglich.

Heiliggeistkapelle.

Die Heiliggeistkapelle in der Wittstraße, ein im Grundriß rechteckiger Granitquaderbau (Abb. 214) mit Backsteinkanten und einem Backsteintürmchen auf dem etwas abgewalmten Westgiebel, gehörte zum Hospital gleichen Namens, das wir zuerst i. J. 1321 erwähnt finden. Es lassen sich an dem Bau zwei, wenn auch nicht allzuweit voneinander liegende Bauzeiten unterscheiden, die sich in erster Linie durch das Springen der Lagerfugen, etwa $\frac{1}{2}$ m links vom östlichen Straßenportal, kundtun (Abb. 213).

Erste Bauzeit. (Etwa Anfang des 14. Jahrhunderts.) Sie umfaßt die kleinere östliche Hälfte des Bauwerks. Der mit grünglasierten Steinen abgedeckte

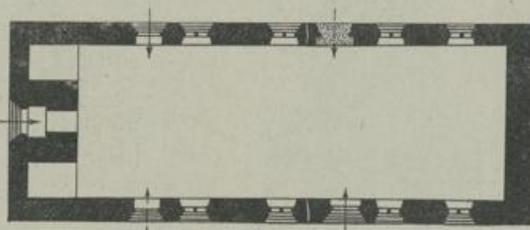


Abb. 214. Prenzlau. Heiliggeistkapelle. Grundriß.

Ostgiebel ist an der Kante mit doppeltem deutschen Bande verziert und durch ansteigende Spitzbogenblenden mit eingeschriebener Kleeblattform gegliedert. Den unteren Teil der Straßenfront schmückt eine Arkatur aus schlanken Blenden, die gleichfalls in Kleeblattform schließen; zu beachten ist, daß diese Bögen aus drei Formsteinen gebildet sind (Abb. 215). Die Gewände der beiden Fenster bestehen in schlichten Schmiegeln, das Maßwerk in zwei Kleeblattbögen und einer Paßform darüber im Bogensfelde. Das Portal hat ein viermal abgestuftes Gewände, dessen einzelne Teile abwechselnd mit Rundstäben und Gratstäben an der Vorderkante profiliert sind (Abb. 215). Die Rückseite zeigt ein vermauertes Feldsteinportal, auch ist das Maßwerk der Fenster etwas einfacher gehalten.

Zweite Bauzeit. (Um 1350.) Sie paßt sich in der Ausbildung der Fronten im allgemeinen der ersten Bauzeit an. Zu beachten ist indessen, daß sowohl die Arkatur

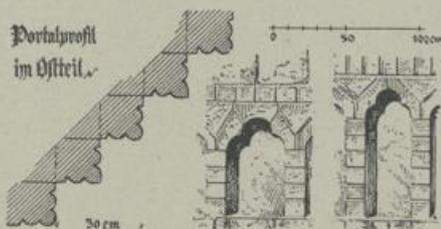


Abb. 215. Prenzlau. Heiliggeistkapelle. Einzelheiten.

wie auch das Straßenportal dieses Teiles um eine Feldsteinschicht höher liegen als im Ostteil. Auch die Architektur weicht im einzelnen von der östlichen mehrfach ab. So sind die kleinen Blenden der Arkatur schlanker und ihre Bögen nur aus zwei Formsteinen gebildet. Das Portal sowie die Fenster haben am Gewände die denkbar einfachsten Profilformen, nämlich Fasen und abgerundete Ecke im Wechsel. Westlich

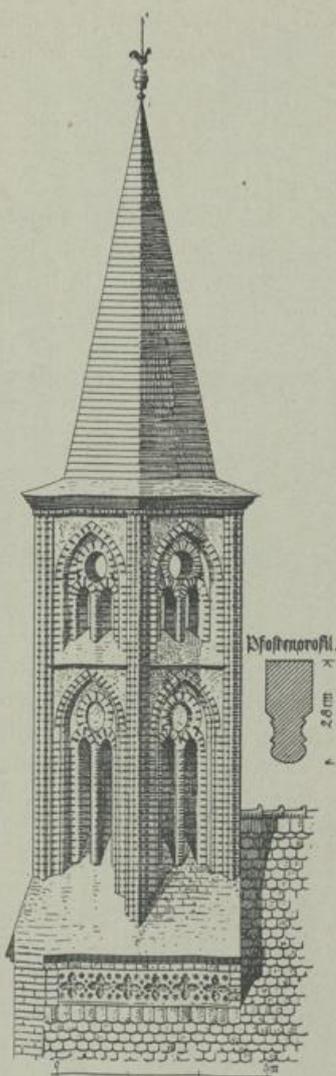


Abb. 216. Prenzlau.
Turm der Heiliggeistkapelle.

und über dem Portal ist die fast ganz geschlossene Mauer nur durch zwei kleine Fenster unterm Gesims durchbrochen, die zur Erhellung des Emporenraumes dienen. Auch hier zeigt die Rückseite ein einfaches Granitportal und Fenster von der gleichen Form wie im Ostteil. — Der Hauptschmuck des ganzen Gebäudes ist das zierliche, zweigeschossige, sechseckige Backsteintürmchen (Abb. 216). Als Basis dient ihm die ein wenig abgewalmte grün glasierte Spitze des Westgiebels, die durch einen Maßwerkfries von eigentümlich krauser Zeichnung, ähnlich dem an der zweigeschossigen Südvorhalle der Marienkirche (Abb. 145), abgetrennt ist. Das Türmchen ist in beiden Geschossen von Maßwerkblenden durchbrochen und endigt mit schlankem, glasiertem Helm.

Die gerade Decke des jetzt dem Udermärkischen Museum dienenden Raumes ist in neuerer Zeit durch Malereien belebt worden.

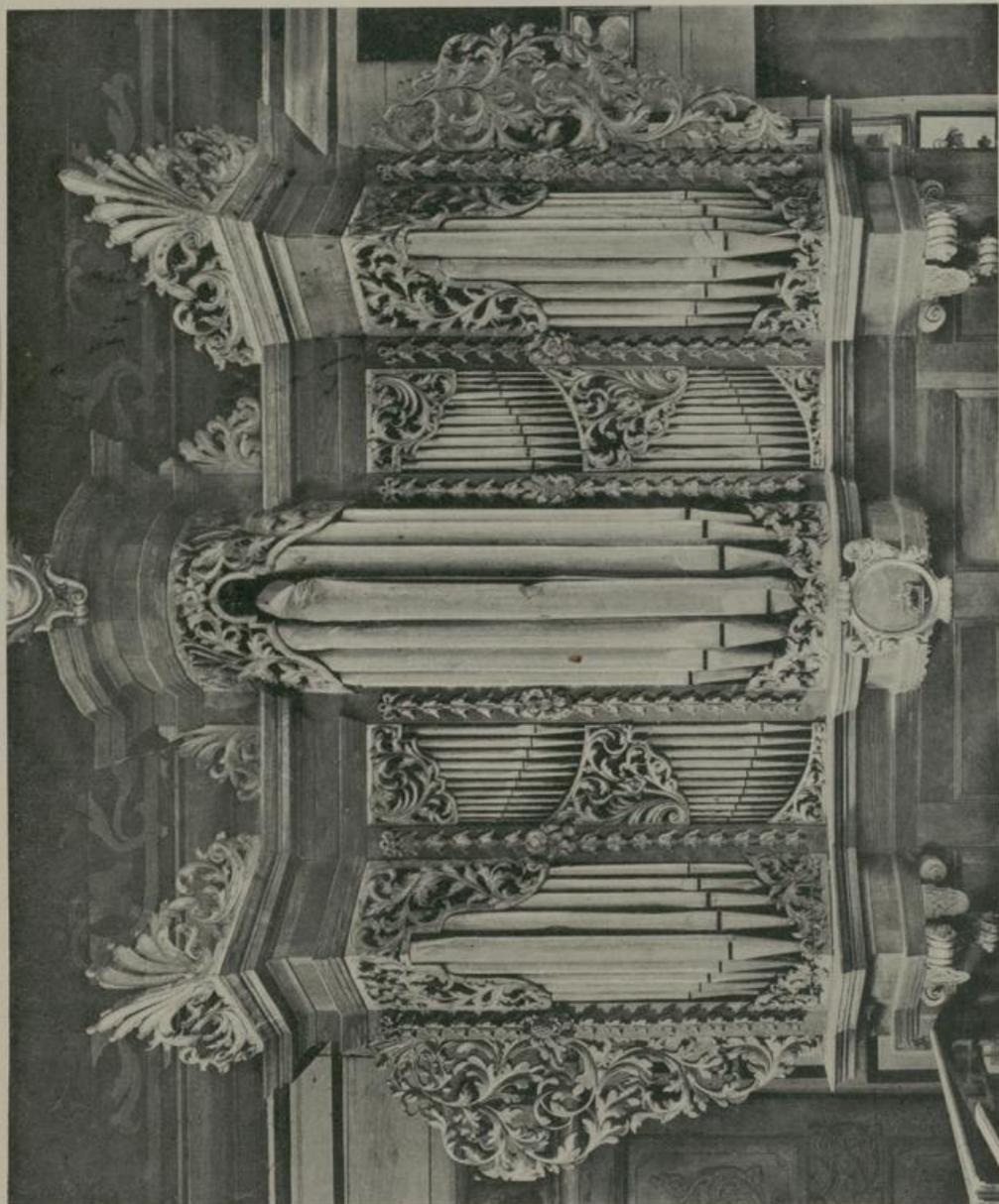
Unter den Gegenständen des Museums entstammen der Kirche selbst:

Der Altaraufbau in reicher Spätrenaissance, in den eine Kanzel nachträglich eingefügt ist (Abb. 217). Statt der Säulchen am Altare sind Karyatiden verwendet, die Ecken der Kanzelkufe hingegen mit Säulchen besetzt. Alle Flächen sind reich mit Ornament verziert. In den Nischen des Aufbaues Propheten (?), in der Kanzel Evangelisten, handwerksmäßig geschnitten. In der Predella das Abendmahl; das Hauptrelief des Aufbaues ist durch die Kanzel verdrängt (vielleicht war es eine Kreuzigung); an der Treppenbrüstung zur Kanzel Apostelfiguren. Die Farbengebung bei beiden Teilen vorherrschend Weiß mit teilweiser Vergoldung und einigen farbigen Gründen.

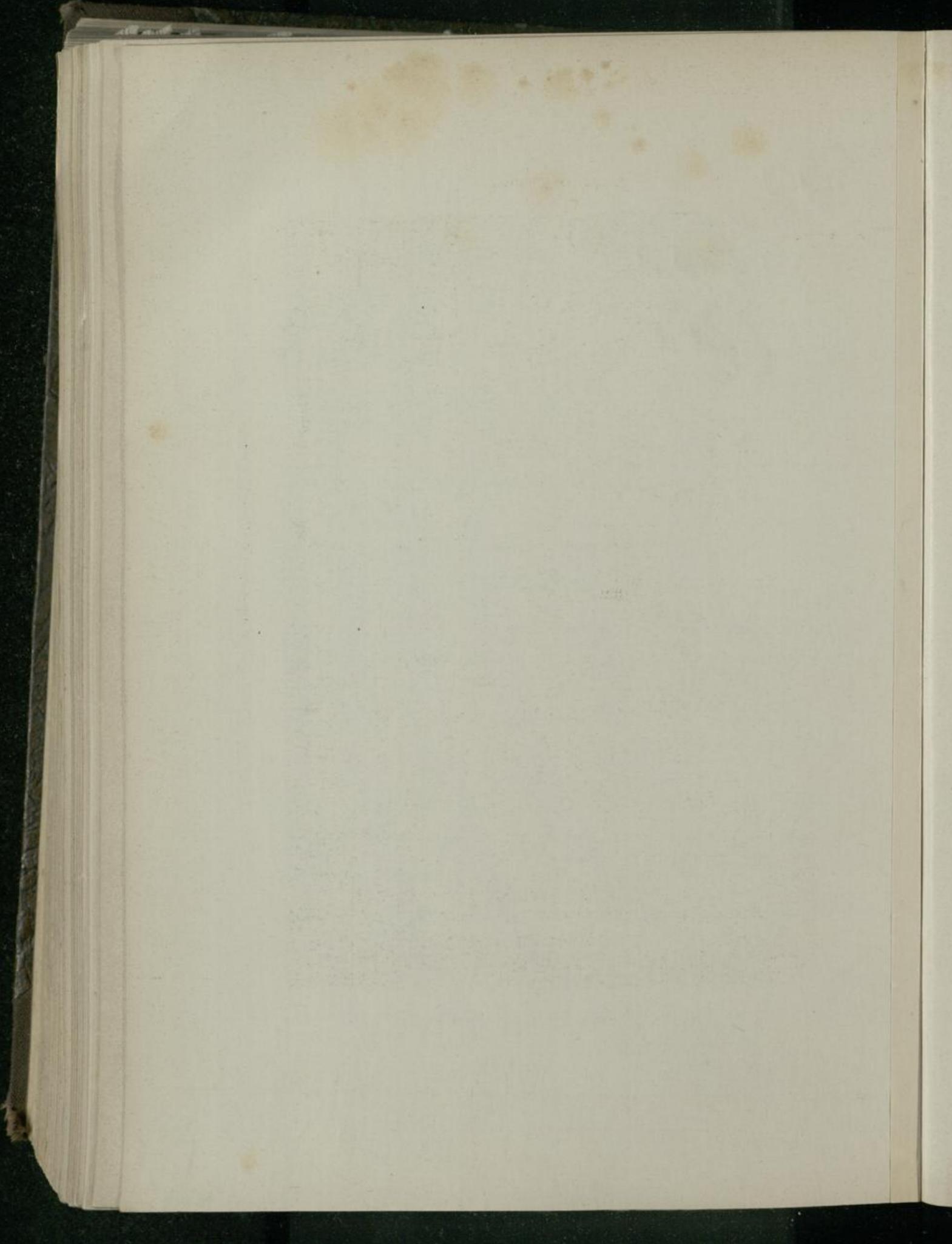
Die hübsche Orgel mit reichem Barockgehäuse von 1744 (Tafel 38).

Ferner ein messingnes Laufbeden von 1685 und ein Reliquienbehältnis vom Altar (1744 gefunden).

Im Türmchen zwei Glocken. Die große, 61 cm Durchmesser, von besonders schlanker Zuckerhutform, der Hals nur von drei glatten Linien eingeschlossen, sonst ohne Verzierung. Die kleinere, 55 cm Durchmesser, ohne Inschrift und Verzierung.



Drenslau. Orgel der ehemaligen Heiliggeistkapelle.



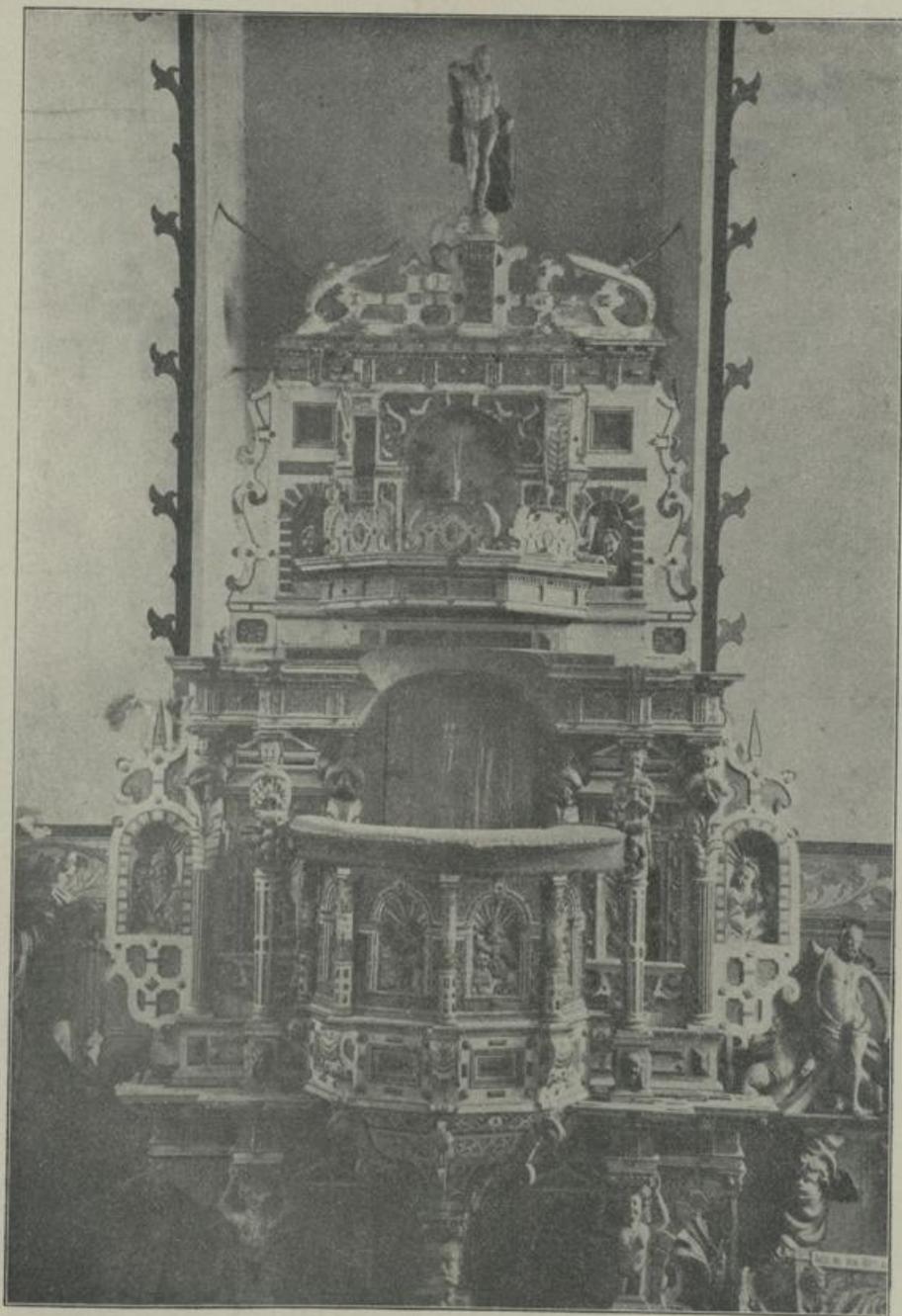


Abb. 217. Prenzlau. Kanzel in der Heiliggeistkapelle.

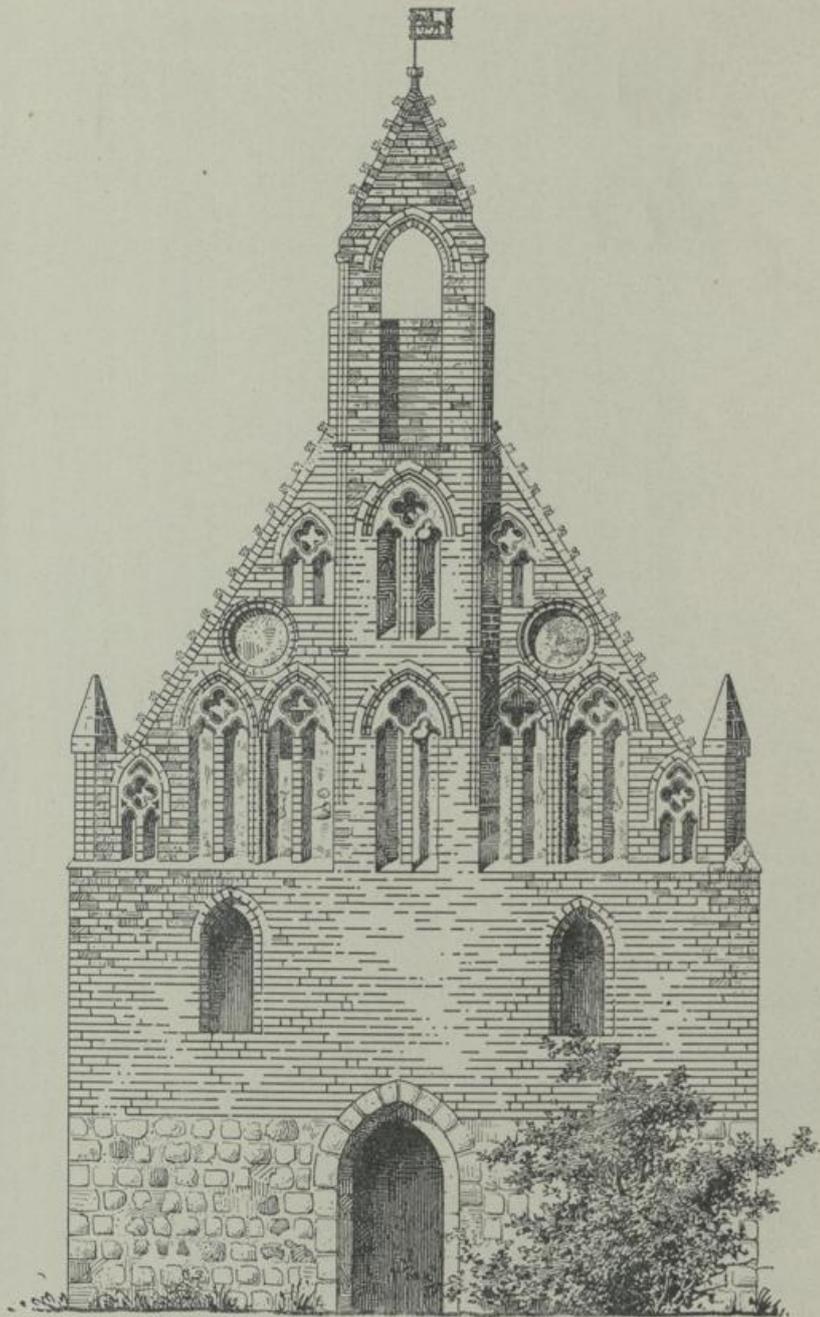


Abb. 218. Prenzlau. Georgskapelle. Westgiebel.
(Unter Benutzung einer Zeichnung im Denkmalarchiv der Provinz.)

Georgskapelle.

Die Georgskapelle an der Schwedter Landstraße vor dem Steintor, ein rechteckiger Backsteinbau (Format 28×12—13×9—10 cm) mit hohem Feldsteinunterbau, ist durch einen schönen, reich gegliederten Westgiebel ausgezeichnet, über welchem sich ein galgenförmiger Aufbau zur Aufnahme der Glocke erhebt; er ist schon vom Giebelfuß her vorbereitet und, wenn auch sein oberer Teil erst um 1907 in der jetzigen Form hergestellt ist, doch ganz entsprechend dem ursprünglichen Zwecke als Glockengalgen ausgebildet (Abb. 218; vgl. die abweichende Rekonstruktion bei Adler Taf. 97 Fig. 3). Die Wetterfahne mit der Silhouette des heiligen Georg in der mittleren stark durchbrochenen Fläche ist noch die alte. Der Ostgiebel hatte drei gleichhohe Spitzbogenfenster mit unprofilierten Abstufungen der Gewände; die Giebelskante hat anscheinend nicht mehr ihre alte Fassung, ist vielmehr bei der Wiederherstellung erneuert. An beiden Langseiten sind die Spitzbogenfenster mit abgestuften Gewänden teils noch erhalten, teils aus den Spuren erkennbar. Die Kapelle hat zwei Portale, von denen das westliche ein ganz in Granit gearbeitetes und einmal abgestuftes Gewände hat, während das inmitten der Nordwand in ähnlicher Form, aber aus Backstein ausgeführt ist. Das Innere hatte ursprünglich gerade Decke, jetzt ist es für mehrere kleine Wohnungen eingerichtet und zu diesem Zwecke in zwei Geschosse geteilt. — Von den anschließenden Gebäuden des 1325 zuerst erwähnten Georgshospitals war schon zu Merians Zeit nichts mehr vorhanden.

Die **Synagoge** (bei der Wasserpforte, Ecke Tempelstraße) ist ein einfacher Empirebau von 1832 mit hohen geteilten Rundbogenfenstern. Dazwischen äußerst flache Pilasterpaare, beginnend an der Fenstersohlbank, die als kräftiges Sockelprofil den Bau umzieht.

Befestigung.

Stadtmauer.

Von der Befestigung der Stadt hören wir zuerst i. J. 1287, wo der Markgraf den Bürgern die Erlaubnis erteilte, sich und die Stadt mit einer steinernen Mauer zu umgeben (Niedel XXI, 97); doch ist wahrscheinlich eine solche schon vordem begonnen worden, da sie in dem Vertrag zwischen der Stadt und den Franziskanern von 1270, wenigstens auf der Westseite, als vorhanden vorausgesetzt wird.

Im Jahre 1433 schaffte die Stadt sich eine Kanone an, die von den Städtgießern Joh. v. Lavedo und Joh. Panzermeyer gegossen wurde (Niedel XXI, 421). Vermutlich begann man damals mit einer Verstärkung der Befestigung, im besonderen mit einer Umgestaltung der Türme für den Gebrauch von Feuerwaffen. Für diese Verstärkung der Befestigungsanlage schenkte Kurfürst Friedrich II. i. J. 1465 der Stadt einige Dörfer (Niedel XXI, 331).

Abgesehen von der S. 165 genannten Landwehr und den jetzt eingeebneten Wällen, ist die Befestigung im ganzen noch leidlich gut erhalten. (Über ihren Verlauf vgl. Tafel 12 — Stadtplan von Euchler — und die abgewinkelte Ansicht des jetzigen

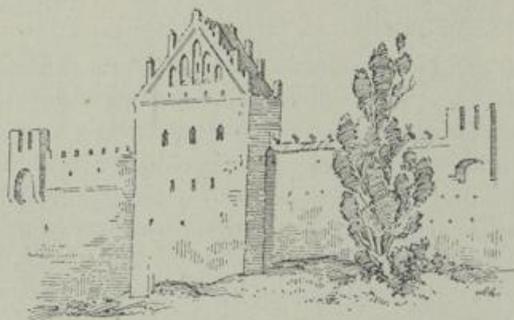


Abb. 219. Prenzlau.
Weichhaus an der Stadtmauer (nach Adler S. 89).

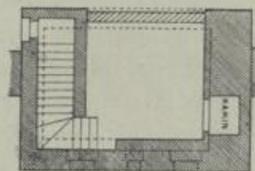


Abb. 220. Prenzlau. Grund-
riß des Weichhauses nördlich
vom Walltor („Seilerturm“).

Zustandes im Stadtarchiv.) Die ursprünglich etwa 9 m hohe Mauer zeigt fast durchweg Feldsteinunterbau von $1\frac{1}{2}$ –3 m Höhe; der Oberbau, namentlich die Weichhäuser, sind vorherrschend aus Backstein (Format etwa $29 \times 14 \times 9\frac{1}{2}$ cm). Nur an einer Stelle, südlich von der Nordwestecke der Stadt, wo der Mittelgraben der

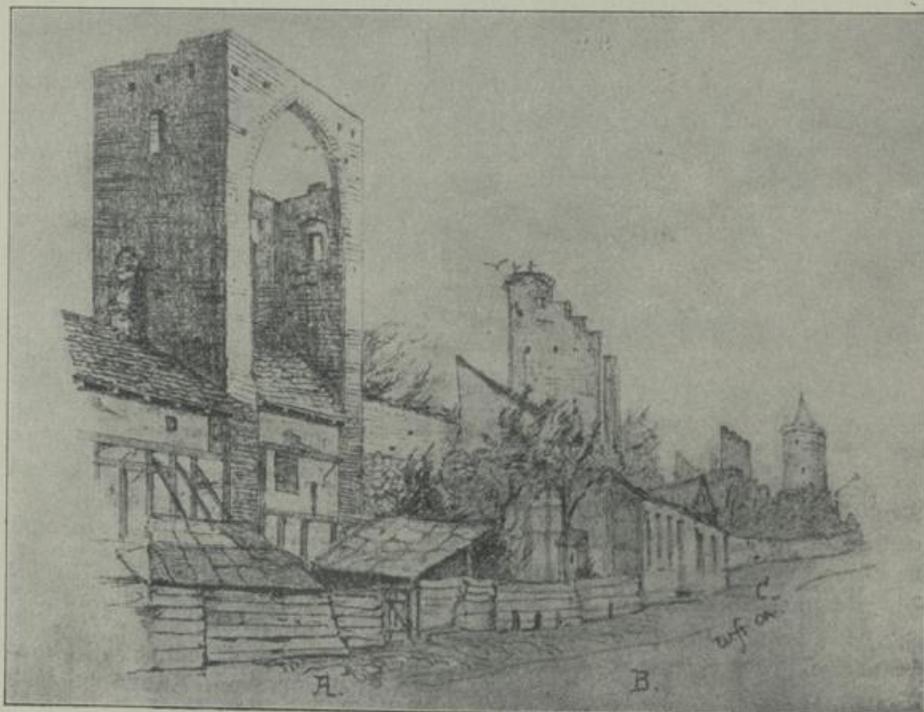


Abb. 221. Prenzlau. Weichhäuser an der Nordseite der Stadtmauer. (Aus „Burgwart“ Bd. 7, S. 85.)

Lohmühle wegen in die Stadt geführt ist, besteht die Mauer auf eine kurze Strecke ganz aus Feldsteinen. — Die einstige Höhe der Mauer ist noch vielfach durch die Anschlußspuren an den Weichhäusern erkennbar, ebenso die Abdeckung ihrer Krone in Satteldachform; erhalten ist diese freilich nur noch auf eine kurze Strecke am Mittelgang südlich der Wilhelmstraße — man erkennt daraus, daß die Mauer weder Zinnen noch Wehrgang hatte. — Von dem bei Merian gezeichneten Bogenfries ist nirgends mehr eine Spur zu finden, ebensowenig von den vier Erkern, die er auf der Strecke östlich von der Jakobikirche zeichnet; doch hat sie Stüler noch in einer Skizze von 1831, die in Abb. 219 nach Adler wiedergegeben ist (vgl. auch Abb. 228). Es ist wohl das einzige Mal, daß derartige Pechnasen in regelmäßiger Wiederkehr zwischen den Weichhäusern an märkischen Stadtmauern nachweisbar sind; sie sind wohl kaum lediglich als Zierstücke aufzufassen, setzen aber, falls sie wirklich praktischen Wert hatten, wenn nicht einen durchlaufenden Wehrgang hinter sich, so doch mindestens ein besonderes, mittels Leiter besteigbares hölzernes Podest voraus. — Durchlässe durch die Mauer, wie wir sie für den Mühlenbetrieb in der Nähe des Kuhtores finden, sind in breiten Stichbögen überwölbt und auf dem Gebiet des Lohhofes noch gut erhalten. — Vielfach kommen Strebe- Pfeiler vor, z. B. vier am Südende der Ostseite, die dicht nebeneinanderstehen. Sie sind meist nicht gebösch, sondern steigen gerade an und scheinen demnach wohl ursprünglich zu sein.

Weichhäuser waren nach Süring ursprünglich etwa 60 vorhanden; besonders zahlreich waren sie an der Ostseite, an der Westseite dagegen konnte man sie wegen der schützenden Flußläufe sparsamer verteilen. Am besten erhalten sind mehrere an der Nordseite, aus denen man auch das typische Bild am klarsten gewinnen kann. Darnach war ihre Grundrißform durchgehends rechteckig, ihr Vorsprung vor die Mauer und nach innen indessen verschieden. Die Einrichtung des nach der Stadtseite immer offenen Innenraumes stimmt ganz überein mit der in Gransee. Wie dort liegt eine Treppe zum ersten Obergeschoß meist in der linken Seitenmauer (Abb. 220 u. 223). Im ersten Obergeschoß ist die selbwärts gefehrte Frontmauer mit drei schmalen Schließfenstern in breiten Stichbogennischen versehen. Fast dieselbe Anordnung wiederholt sich im zweiten, bei einem Weichhause sogar im dritten Obergeschoß. Die für die einzelnen Zwischenböden dienenden Balkenlöcher sind überall noch deutlich

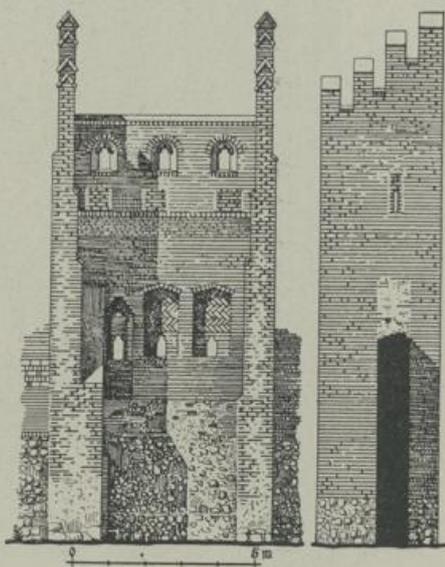


Abb. 222. Prenzlau.
Weichhaus westlich vom Stettiner Tor.

erkennbar. In der Stadtseite sind die beiden Seitenmauern öfters durch einen großen Spitzbogen untereinander verbunden (Abb. 221), der diesen Halt gibt und mit den andern eine geschlossene Mauerkrone herstellt, um das Haus durch ein Walmdach schützen zu können. In andern Fällen fehlt dieser Bogen; dann sind die Seitenmauern staffelförmig nach der Stadtseite hin abgestuft (Abb. 221 u. 222) und die Bedachung nimmt die Form eines Vultdaches innerhalb der Umfassungsmauern an.

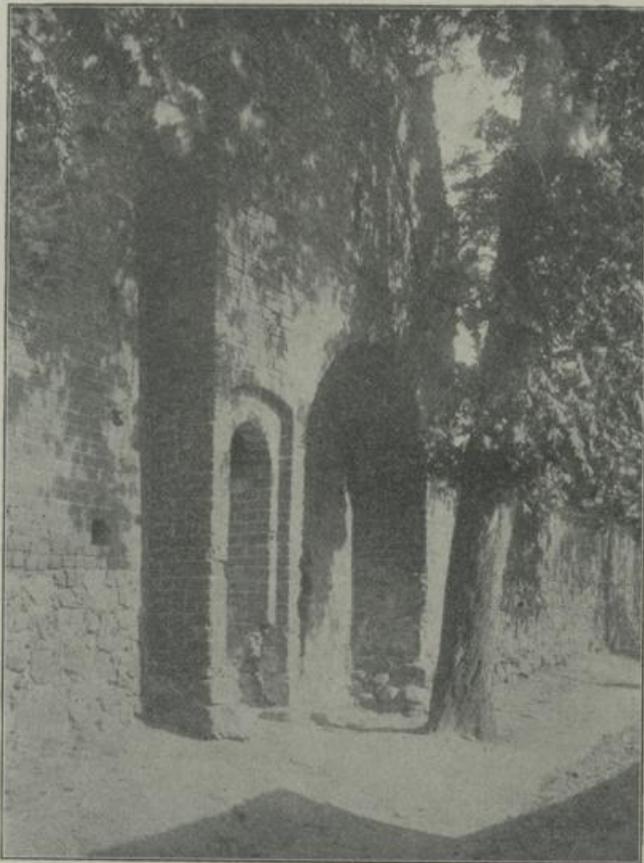


Abb. 223. Prenzlau. Stadtmauer. Weichhaus im Ostteil der Mauer.

Eine runde Grundrißform ist bei zwei Türmen auf der Strecke zwischen Stettiner und Steintor auf der Ostseite der Stadt vertreten. Der dem Stettiner Tor zunächst liegende heißt bei Cüring „Roter Turm“, später „Pulverturm“, diente aber wohl schon ursprünglich zur Aufstellung von Feuerwaffen. Die Lagerfugen seines Mauerwerks (Format $29 \times 14 \times 9$ cm) sind steilschräg abgestrichen und waren einst mit weißen Linien bemalt. Der Eingang liegt 1,80 m über dem Erdboden. Im Erdgeschoß ist ein

Verließ mit Kuppelwölbung; die Treppe zum ersten Obergeschoß liegt in der Mauer. Dieses hat ebenfalls Kuppelgewölbe und drei Schießscharten, das zweite Obergeschoß Balkendecke. Der obere Mauerkranz ist neu, mit Ausnahme von zwei Schießscharten, sowie einer Rundbogentür an der Stadtseite. Den Abschluß bildet ein einfaches Kegeldach.

Etwa in der Mitte der Ostseite steht ein zweiter, nach Süring 1494 errichteter, besonders hoch angelegter Rundturm für Feuerwaffen, der früher auch „Pulverturm“ hieß und jetzt „Herenturm“ genannt wird (Abb. 225). Er ist fast vom Erdboden an aus Backsteinwerk vorzüglicher Güte ausgeführt, dessen volle Lagerfugen mit feinen Nitzlinien geziert sind (Format $28 \times 9 \times 14$ cm). Wenige Schließfenster geben Licht ins Innere, dessen Eingang, etwa 4 m über dem Erdboden gelegen, nur mittels Leiter zu erreichen ist. Es enthält ein etwa 8 m tiefes Verließ sowie drei, durch in der Mauer ausgepartete Treppen zugängliche, mit Kreuzgewölben versehene Geschoße (Abb. 224). Das erste Obergeschoß, von 3,30 m Höhe bis zum Scheitel des Kreuzgewölbes und 5,35 m lichter Weite, hatte Rundstabrippen, das zweite von 4,30 m Scheitelhöhe ebenfalls. Das dritte, mit einem sechsteiligen, von einer mittleren Ringöffnung im Scheitel durchbrochenen Gewölbe von 4,15 m Höhe und mit den gleichen Rippen, hatte zwei Kamine und vier Fensterhöfen mit Stichbögen. Auch das vierte Obergeschoß hatte vier Fenster und ist von einem helmartigen spitzen Kuppelgewölbe überdeckt. Der obere Zinnenkranz, zum Teil wohl erneuert, ist mit Wappen geschmückt, die Endigung bildet ein Kegeldach mit einem Adler auf der Spitze (Abb. 224). Der Turm wurde nachträglich der Mauer eingefügt, die beiden Anschlußstücke zwischen ihm und den alten Mauerenden ruhen auf Erdbögen.

Der unweit davon stehende sogen. Seilerturm weicht von den genannten durch seinen quadratischen Grundriß ab (Abb. 220 u. 226).

Endlich findet sich auf der Ostseite in der Nähe des Steintores am Ende der Baustraße (Haus Nr. 359 b) noch ein in verputztem, stumpfem Massiviegel endigender Mauerturm von besonders interessantem, aus Rechteck und Kreisform zusammengesetztem Grundriß (Abb. 227). Er ist als Verbindung der alten Weichhausform mit der der neuen Rundtürme aufzufassen und vereinigte die Vorzüge beider, indem er es

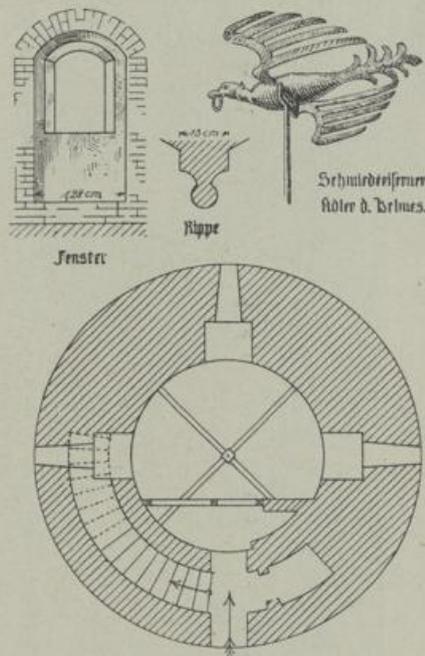


Abb. 224. Herenturm.
Grundriß des Erdgeschosses und Einzelheiten.

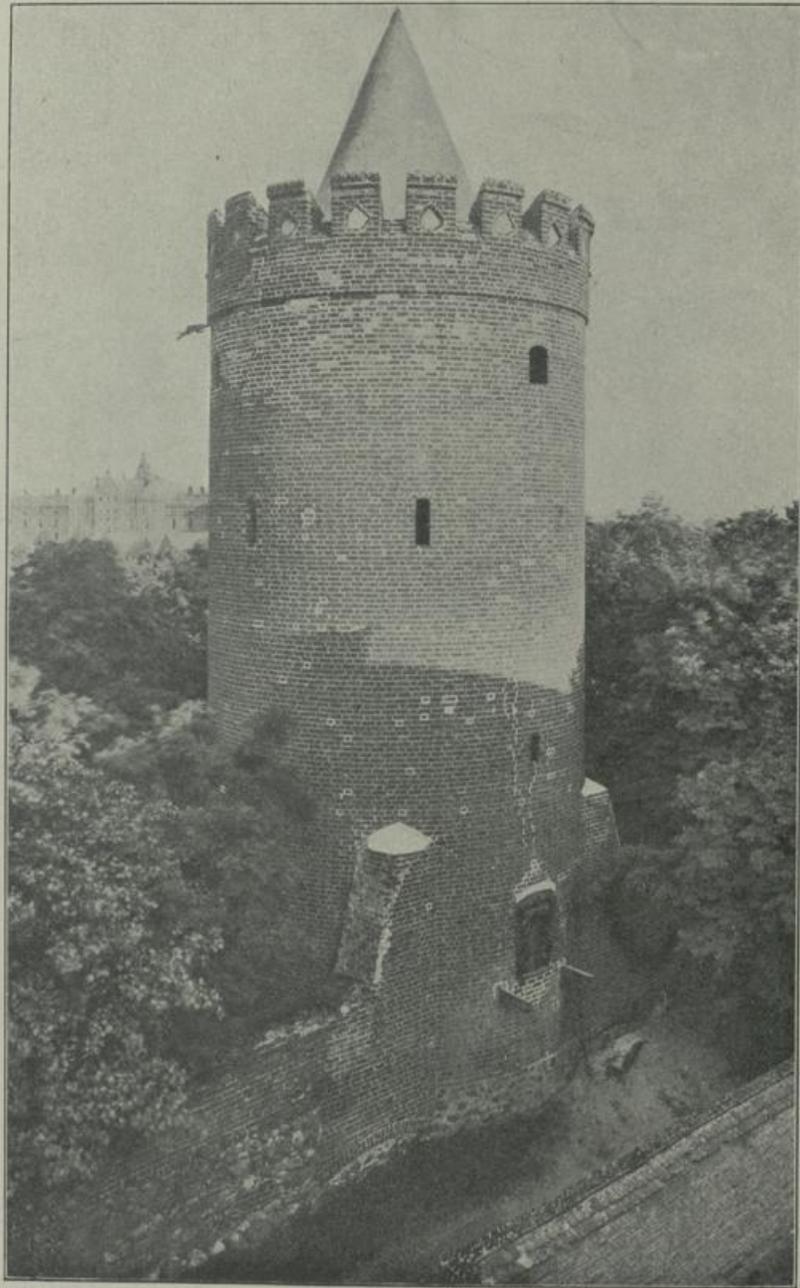


Abb. 225. Prenzlau. Hexenturm.

ermöglichte, unten durch seitliche Schließfenster die Mauer zu bestreichen, oben aber bei größerer Festigkeit für die weittragenden Feuerwaffen einen hohen Standpunkt zu gewinnen. Wie der Herenturm ist er der Mauer später eingefügt, die Ansätze beiderseits von ihm in dieser sind noch deutlich erkennbar. Das Format der schön hellroten Backsteine ist $30 \times 14 \times 9$ cm. Im obersten Geschoss steht der halbrunde Teil durch einen Halbkreisbogen mit dem übrigen in Verbindung und ist mit einem Halbkegelgewölbe gedeckt, unter welchem sich unmittelbar drei kleine Schießscharten befinden.

Stettiner Tor.

Von dem Stettiner oder Blindower Tor (Abb. 228 u. 229) ist nur noch der Turm selbst erhalten, der in seinem unteren Teile rechteckigen, im oberen runden Grundriß hat und durch den gegenwärtig der Bürgersteig führt (Abb. 230).

Erste Bauzeit. (Mitte des 13. Jahrhunderts.) Der nicht genau quadratisch angelegte Turm ist aus gemischtem Baustoff errichtet, wobei das in sorgfältigen Schichten durchgeführte Feldsteinmauerwerk fast ausschließlich auf die Flächen entfällt, die Kanten und feineren Architekturteile aber vorherrschend in Backstein (Format $26,5 \times 21,5 \times 9$ cm) hergestellt sind. Er bildete ursprünglich die Tordurchfahrt, die sich in breiten spitzigen Backsteinbögen öffnete. An ihren Seitenwänden zeigen sich innen die Spuren von jederseits drei Blenden. Im Obergeschoss wiederholte sich diese Form der Öffnung auf der Stadtseite, auf der Feldseite dagegen nur als Blende (vielleicht für ein Fallgatter), in deren Rückwand sich die innen noch sichtbaren beiden Schießfenster befanden. Nächst den Ecken sind Feld- und Stadtseite durch schlanke Blendenpaare gegliedert, in deren beiden westlichen sich eigentümliches, aus Backstein gemauertes Liniengerüst von unbekannter Bedeutung zeigt. An der Feldseite sind die Blenden an ihrem Fuße durch ein doppeltes deutsches Band verbunden, auf der Stadtseite ihre Kämpfer

Kunstdenkm. d. Prov. Preußg. III. 1. Prenzlau.



Abb. 226. Prenzlau. Weichhaus nördlich vom Walltor („Seilerturm“).

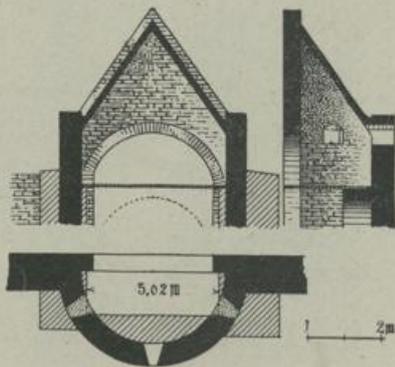


Abb. 227. Prenzlau. Weichhaus am Südende der Baustraße.

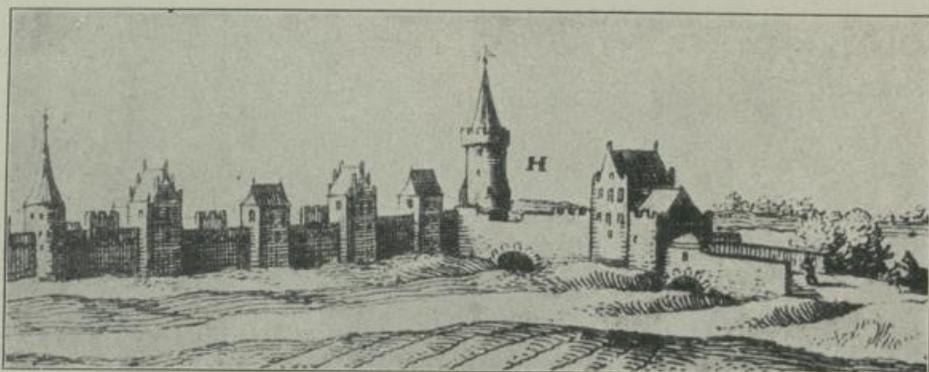


Abb. 228. Prenzlau. Teilansicht des Stettiner Tores um 1650 nach Merian.

durch ein ebensolches einfaches. Die Umfassungsmauern des Turmes sind im Innern über dem Erdgeschoß abgesetzt und die Absätze mit einer großen Schräge gedeckt. Die jetzt vermauerte Tür, etwa inmitten der Ostseite, war der ursprüngliche hochgelegene Zugang zum Turme in dieser Zeit; er war nur durch eine Leiter zugänglich und durch die Stadtmauer neben dem Turme gedeckt. Gegenüber auf der Westseite zeigt sich eine Öffnung zur Bestreichung der Mauer. Man endigte diesen niedrigen Bau mit einem Kranze von Zinnen aus besonders gut gebranntem Material, deren Kanten zum Teil noch deutlich erkennbar sind. Ob über diesem ziemlich stumpfen, würfelförmigen Grundkörper sich damals etwa schon ein kurzer Aufbau erhob, ist wegen der völligen Veränderung nicht mehr festzustellen.

Zweite Bauzeit. Nicht allzulange darnach, vielleicht zu einer Zeit, als

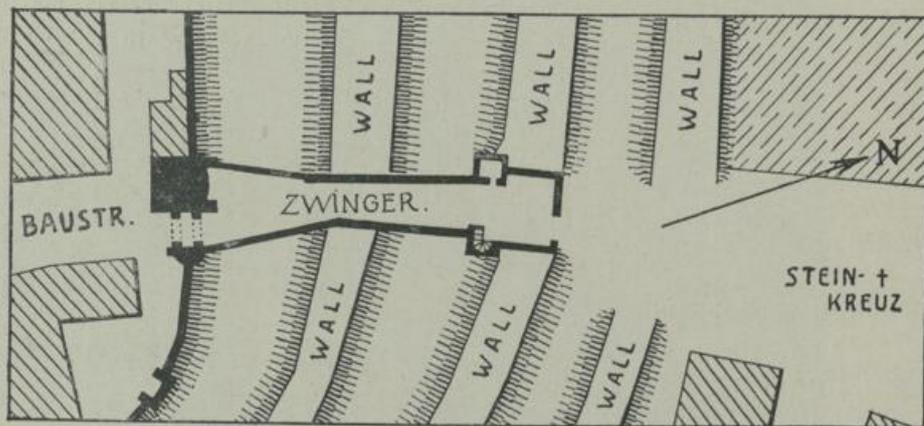


Abb. 229. Prenzlau. Lageplan des Stettiner Tores von 1722.
(Vergrößerung aus dem Suchlerischen Plane nach Dobbert, Geschichte von Prenzlau S. 19.)

ein Krieg in Sicht war, legte man im Oberteil des Turmes statt der Zinnen eine vorgekragte Holzgalerie an, wobei jene vermauert werden mußten. Der Fußboden der Galerie ist noch heute auf kurze Strecken durch eine Art Fries aus hochgestellten Steinen mit gepußten Zwischenfeldern bezeichnet. Auch für diese Bauzeit ist die Endigung des Turmes unbekannt.

Dritte Bauzeit. Die Einführung der Feuerwaffen im 15. Jahrhundert führte wie anderwärts so auch in Prenzlau zu einer Umgestaltung der Torbauten. Man bevorzugte aus diesem Grunde die nach allen Seiten gleichmäßig gewölbte Kreisform, die ihrer Natur nach widerstandsfähiger war als die geraden Mauern der eckigen Türme. In dieser Art wurde auch der Stettiner Torturm umgebaut und dabei stark erhöht. Man wählte für den kreisförmigen Grundriß die größere Ausdehnung des alten Rechteckbaus zum Durchmesser. Er berührte den alten rechteckigen auf drei Seiten, trat aber auf der Feldseite segmentförmig über die alte Flucht hinaus. Das ältere Verteidigungsmittel des Fallgatters kam dadurch in Wegfall und der Torbogen mußte um das Maß der Dicke des Segments nach außen verstärkt werden, wie noch heute auf der Laibungsseite erkennbar. Auf eine ästhetisch befriedigende und sorgfältige Überführung der Rechteckform in die runde im Außern konnte man verzichten, weil die beibehaltene Holzgalerie die Übergangszone verdeckte. Im Innern bewerkstelligte man die Überführung im ersten Obergeschoß durch die Anlage kleiner schräger Eckpfeiler, die man im nächsten durch vorgelegte Spitzbogen zunächst zur regelmäßigen Achteckform überleitete. Wegen der größeren Belastung der alten Mauern verschloß man in diesen alle überflüssig gewordenen Öffnungen. Das erste Obergeschoß wurde mit einem gratigen Kreuzgewölbe überspannt, im zweiten hören die Reste des ursprünglichen Baues ganz auf. Das hier von Osten nach Westen streichende Sonnen-

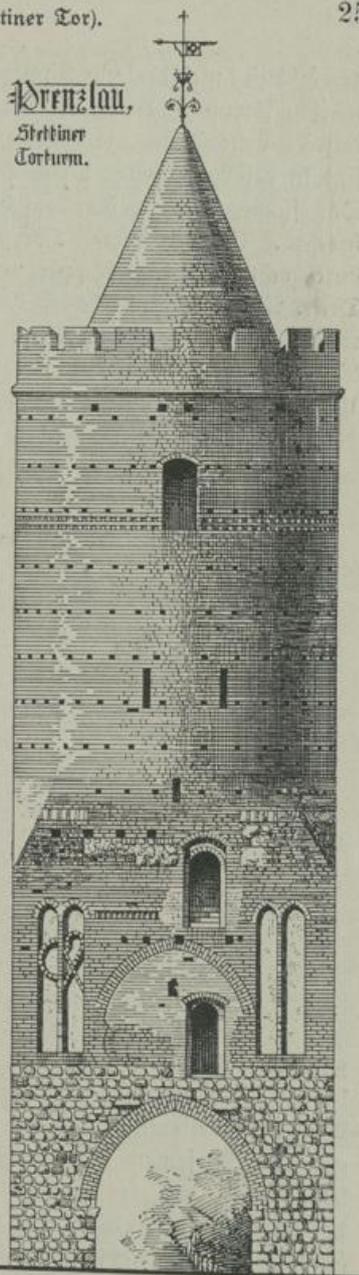


Abb. 230.
Prenzlau. Stettiner
Torturm. Stadtseite
und Grundriß des
ersten Obergeschoßes.

gewölbe ist durch drei Gurtrippen verstärkt. Im südlichen Viertel des Gewölbes ist eine massive Treppe nachträglich eingebaut, die einzige im ganzen Turm, der sonst nur mittels Leiter durch die runden Mittellächer besteigbar ist. Im dritten Obergeschoß sind in den Achteckseiten breite Stichbogennischen mit schmalen Schießscharten angelegt. Das flache Kreuzgewölbe auf Graten ist von einer runden Durchsteigöffnung durchbrochen. Erst im vierten Obergeschoß wird der Grundriß kreisförmig. Der offene, durch acht vierkantige Rippen verstärkte steinerne Helm des Turmes bildet zugleich die Decke. Auch hier sind Schießscharten in breiten Stichbogennischen angelegt, im Nordwesten ist ein Abort ausgebaut. Der schmale Umgang um den Helm ist von einer Brüstung mit Zinnenkranz umgeben. — Für die genauere Datierung der beschriebenen Umgestaltung des Turmes finden wir einen Anhaltspunkt in der von Sedt gebrachten Nachricht, daß der Turm bei der Belagerung durch die Pommern i. J. 1425 von

diesem besetzt und durch die Bewohner der Stadt von der Baustraße aus beschossen wurde. Die von Sedt bereits erwähnten Schusspuren sind noch heute im oberen Teile auf der Stadtseite sichtbar und beweisen, daß der ganze runde Aufbau zu dieser Zeit schon bestand, also wohl am Anfang des 15. Jahrhunderts entstanden ist.

Der gleichzeitig mit der Erhöhung des Turmes angelegte Zwinger führte vom Torturm aus in

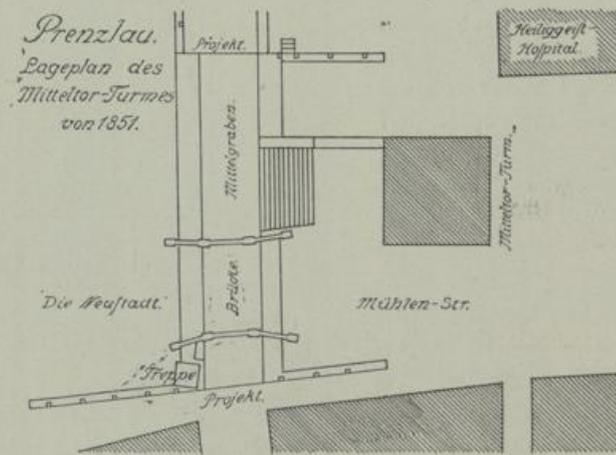


Abb. 231. Prenzlau. Lageplan des Mittelortturms von 1851. (Stadtarchiv Prenzlau.)

gerader Richtung über zwei Gräben hinweg bis zum äußeren Walle, wo er in einem breiten Torhause mit Vortor endigte) (vgl. Grundriß Abb. 229 und Ansicht Abb. 228). Nach der Merianschen Ansicht war das Torhaus durch ein querliegendes Satteldach gedeckt. In seinem Erdgeschoß lag auf der einen Seite der Durchfahrt die kleine Wachtstube, auf der andern die Treppe zum Obergeschoß mit den Wohnräumen der Wache. Nach außen war das Vortor noch durch ein besonderes Vorhaus verstärkt, wie es sich sonst selten findet.

Vierte Bauzeit. Unbekannt zu welcher Zeit, jedenfalls jedoch erst nach Anlegung des Zwingers und Erhöhung des Turmes wurde die Torfahrt durch diesen geschlossen und ein breiteres Tor östlich seitwärts von ihm angelegt. Es bestand in zwei nahe hintereinander angeordneten Spitzbögen, die sich gegenüber dem Torturm

¹⁾ Vgl. Dobbert, „Das Stettiner Tor“ in Mitt. d. Uckerm. Gesch. Ver. III S. 146.

auf einen kleinen Treppenturm stützten. Dieser vermittelte den Zugang zu dem Wehrgange, welcher über das Tor hin und durch eine zu diesem Zwecke in den alten Torturm eingebrochene Lür in den Turm führte. Die neue Toranlage hatte zur Folge, daß der zunächst liegende Teil der östlichen Zwingermauer mittels eines Knickes eine andere Richtung erhielt, um das neue Tor mit in den Zwinger einzuschließen. Dies seitliche Tor wurde i. J. 1842 samt dem Zwinger beseitigt und an seine Stelle trat, wie sonst meist schon in der Barockzeit, eine Art Torbau aus Pfeilern neugotischer Form für Kzisezwecke, der aber bald wieder beseitigt wurde. Ende der fünfziger Jahre wurde auch die alte Torfahrt durch den Turm wieder geöffnet.

Mittelort.

Der Mittelortorturm steht zwar noch innerhalb der Wittstraße, aber seitwärts nach Norden verschoben (Abb. 231 u. 232). Aus dieser Stellung sowohl wie aus der Anlage des Erdgeschosses mit seinen dicken, ganz öffnungslosen Feldsteinmauern und der Form seines Innenraumes ist zu entnehmen, daß dieser Bau niemals die Durchfahrt enthielt. Sie lag vielmehr immer nebenan im Zuge der jetzigen Straße und war von einer Nebenpforte, der sog. „Hundepforte“ (Süring) begleitet.

Ob in dem unteren Teile des Feldsteinmauerwerks noch ältere Reste stecken, muß dahingestellt bleiben. Im übrigen scheint der höchst eigenartig gegliederte Turm in einem Zuge errichtet und zwar, wie aus seiner vorherrschend runden Form, aus der reichen Gruppierung und der monumentalen Ausführung der Galerie zu schließen ist, in verhältnismäßig später Zeit (15. Jahrhundert). Der Erdgeschosstraum ist jetzt stadwärts in seiner ganzen Breite geöffnet, im Westen aber halbkreisförmig geendigt und mit (vermutlich nachträglich eingespannter) Lonne überwölbt. Das darauf folgende Geschoß von kreisförmigem Grundriß ist in beträchtlicher Höhe durch ein Kuppelgewölbe geschlossen, das im Scheitel von einer kreisförmigen Öffnung durchbrochen ist. Erst darüber befindet sich auf der Stadtseite auch der einzige Zugang zum Oberteil des Turmes, der nur mittels hoher Leiter zugänglich ist. Der nächste Boden liegt in Höhe der auf mächtigen Granitkonsolen vorgekrachten, massiv umbauten Galerie. Schon in Höhe des Zugangs ist die quadratische Grundform durch Abkantung der Ecken in eine unregelmäßige Achteckform übergeführt, die durch einen ehemals wohl mit Maßwerk ausgelegten Puffries und ein schwach vortretendes Gesims an dieser Stelle gegurtet ist. Gleich darüber beginnen die Konsolen aus zwei Schichten; über ihren Köpfen schwingen sich von Stein zu Stein flachgesprengte Stiehbögen, welche die von kreisrunden Schießscharten durchbrochene Schutzmauer freischwebend tragen. Der Boden zwischen den Konsolen, der einst durch starke Bretter hergestellt war und nach Bedarf entfernt werden konnte, um die Löcher als Wurflöcher zu benutzen, fehlt jetzt ganz. In Höhe des Dachbeginns der Galerie dringen dicht gereihte Balkenlöcher durch die starke Mauer. Die darin ruhenden Hölzer unterstützten offenbar einst das Galeriedach, dessen Last jetzt die Auskragung beschwert. Die Galerie steht durch eine Rundbogentür mit dem Innern des Turmes in Verbindung. Zu dem obersten Stockwerk und dem von Zinnen geschützten Wehrgang kann man wiederum nur mittels Leiter gelangen,

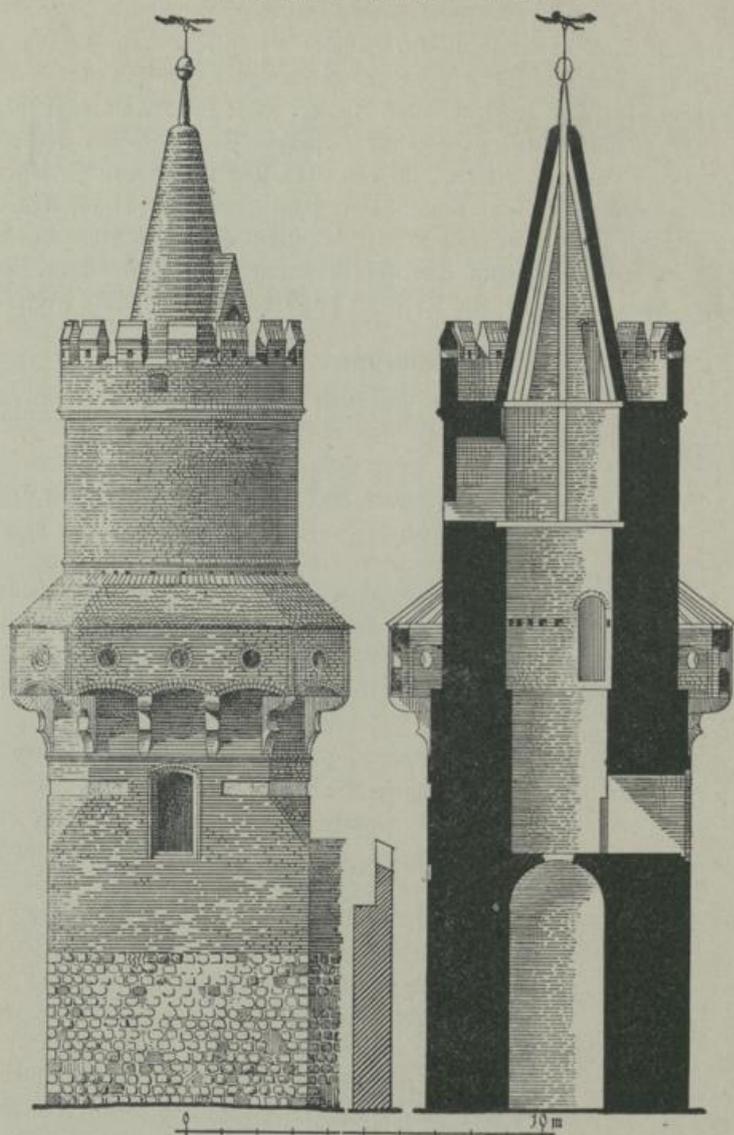
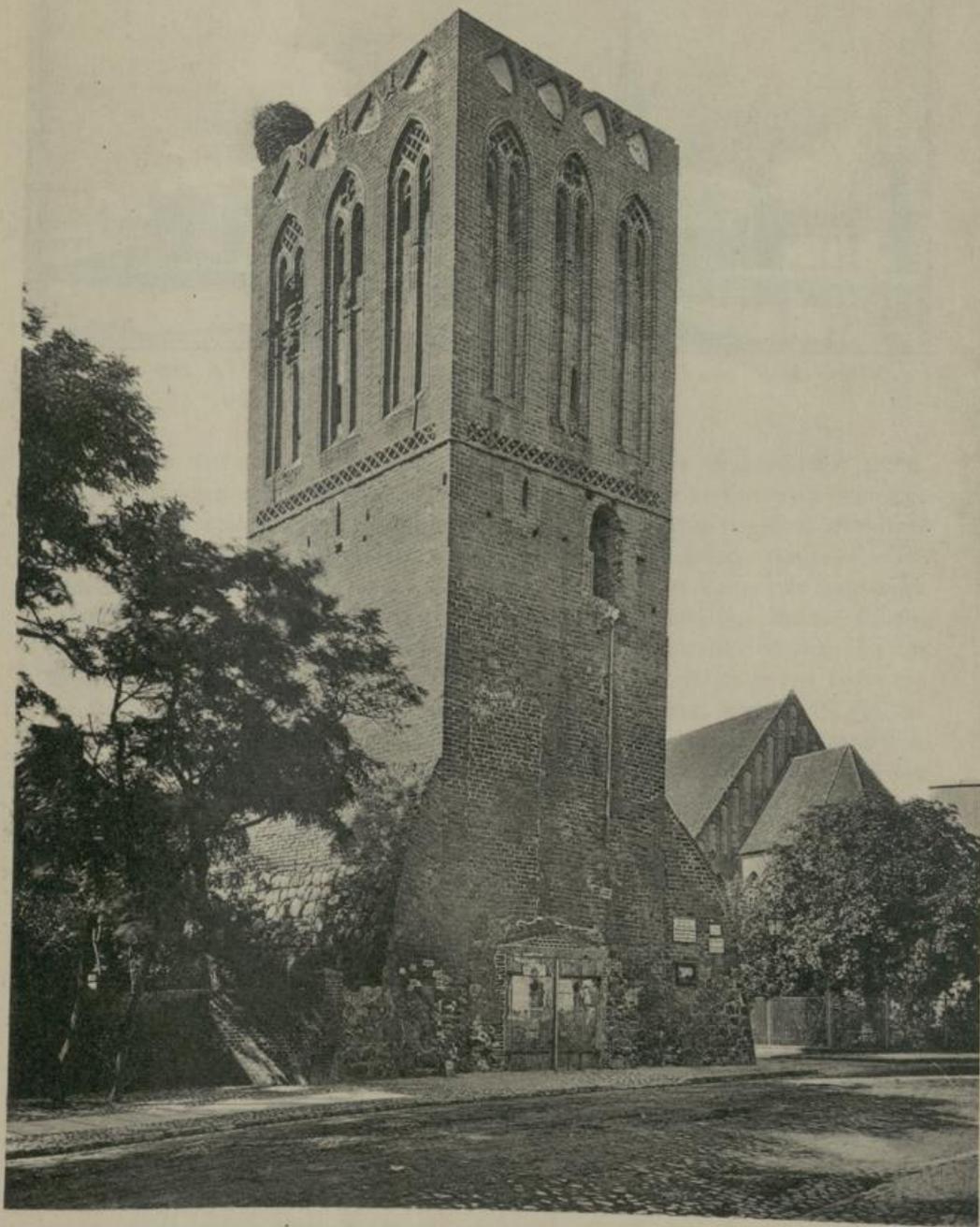


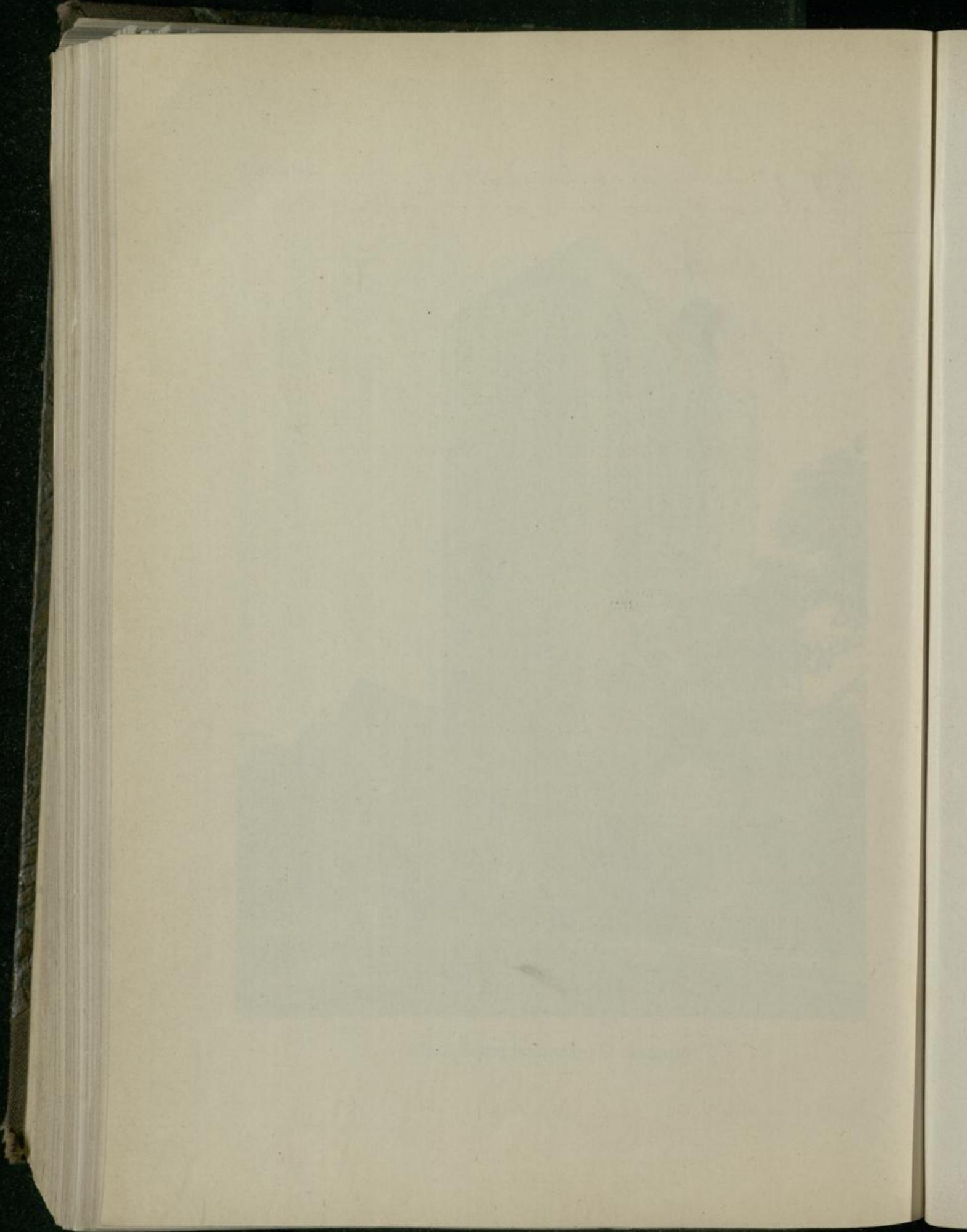
Abb. 232. Prenzlau. Mittelst. Torturm.

(Unter teilweiser Benutzung von Adler, Backsteinbauten, Bl. 100; das Erdgeschoß rekonstruiert.)

da der Turm überhaupt keine massiven Treppen enthält. Er schließt mit einer schlanken, aus hellgelblichen und grünlich schwarz glasierten Ziegeln in wechselnden Streifen errichteten Helmspitze, die in einem elliptischen Knopf und dem schwebenden Adler endigt, der auch sonst als Wahrzeichen der Stadt ihre Festungstürme mehrfach bekrönt. Glasierte Ziegel sind auch an anderen Stellen am Bau, namentlich an der Galerie, vertreten.



Prenzlau. Steintorturm von Südosten.



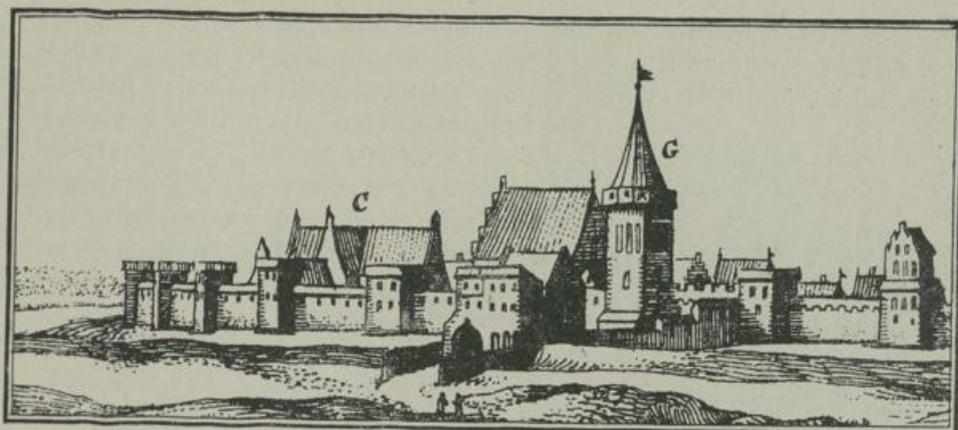


Abb. 233. Prenzlau. Teilansicht des Steintores um 1650 nach Merian.

Steintor.

Erste Bauzeit. Mitte des 13. Jahrhunderts. Das Steintor (Abb. 233 u. Taf. 39) wird schon i. J. 1306 erwähnt (Riedel XXI, 106). Der im Grundriß rechteckige Turm steht gegenwärtig nicht im Zuge der Straße, sondern westlich daneben. Er bildete auch früher nicht die Durchfahrt, wie die innere Ausbildung des Erdgeschosses erkennen läßt. Dieses scheint ehemals mit einem Kuppelgewölbe auf Pendentifs geschlossen gewesen zu sein. Das erste Obergeschoß hatte ein Kreuzgewölbe. An der Ostseite befindet sich eine kleine Rundbogentür, anscheinend der ehemalige Zugang, an der Westseite eine breite, vermauerte Stichbogenöffnung. Der Turm sprang einst etwa zur Hälfte feldwärts vor die Mauer, wie aus der Ansatzspur, namentlich auf der Westseite zu ersehen ist. Sein Abschluß bestand ebenso wie beim Stettiner Torturm in einem Zinnenkranz (Abb. 233), der ihn indes nur auf drei Seiten umzog, während auf der Stadtseite eine breite Lücke gelassen war. Der Baustoff ist fast von unten an Backstein vom Format $26 \times 12 - 13 \times 8 - 9$ cm.

Zweite Bauzeit. Sie beschränkte sich auf eine vorgefragte hölzerne Galerie, die in ganz ähnlicher Weise hier angelegt wurde wie beim Stettiner Tor, nur mit dem Unterschiede, daß sie hier schon am Fuße der Zinnen ausgefragt war, wie die teilweise noch erhaltenen Balkenlöcher beweisen. Auch hier wissen wir über die damalige Endigung des Baues nichts.

Dritte Bauzeit. Als erster unter den Tortürmen Prenzlaus erfuhr der Steintorturm bereits Mitte des 14. Jahrhunderts eine Erhöhung. Sie behielt den ursprünglichen rechteckigen Grundriß bei, erhielt aber eine auffallend reiche architektonische Ausgestaltung durch drei hohe, gekuppelte Spitzbogenblenden auf jeder Seite, deren Bogenfelder mit verschiedenartigen Maßwerkmotiven ausgefüllt sind, sowie durch zwei Friese, deren unterer am Beginn des späteren Aufbaues ebenfalls in Maßwerk besteht, während der obere am gegenwärtigen Ende des heute unbefestigten Baues aus vertieften Wappenschildern gebildet ist. Die südliche Blende der Westseite

hielt man beträchtlich niedriger, um an dieser Stelle einen Abort auszukragen (Abb. 234). Die erste Balkenlage in dem umgestalteten Turme liegt in Höhe des Maßwerkfrieses, über ihr erhebt sich das den Turm jetzt vorläufig deckende Pultdach,

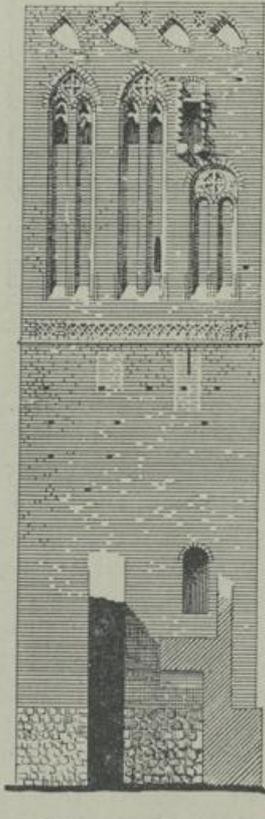


Abb. 234. Prenzlau.
Steintorturm. Westseite.

das von Osten nach Westen aufsteigt. Die Mauerstärke ist in diesem Teil 1,10 m, das Backsteinformat 30–31 × 14 × 8½ cm. Das vierte und fünfte Geschoss zeigen im Innern meist im Stichbogen geschlossene Blendfenster. Nach der Merianschen Ansicht schloß der Turm mit einer im Grundriß polygonalen, vorgefragten Galerie ab, hinter der sich auch der Spitzhelm in polygonaler Grundform erhob (Abb. 233). Auch die am Fuße der Feldseite heute bestehende strebepfeilerartige Mauerverstärkung ist in der Merianschen Ansicht schon gezeichnet. Darnach kann man vermuten, daß auch die beiden starken Eckpfeiler auf der Stadtseite damals schon bestanden.

An der Westseite des Turmes finden sich die in Abb. 234 verzeichneten Spuren einer Mauer mit Laufgang im Abstand von etwa 2,20 m von der jetzigen Stadtmauer, doch sind sie zu unzureichend, um einigermaßen sichere Schlüsse auf die einst hier vorhandene Bauanlage zuzulassen.

Die östlich an den Turm anschließende Tormauer erscheint bei Merian von Innen bekrönt. Nach einer Stülerschen Skizze waren solche 1831 nicht mehr vorhanden. Die Tormauer schließt sich bei Merian an das östlich benachbarte nächste Weichhaus an; von ihm geht die östliche, zweimal abgestufte Zwingermauer nach einem Vortore, das aus einem Torhause mit querlaufendem Satteldach nebst höherem Vorbau bestand (Abb. 233).

Der Turm wurde 1879 ausgebessert.

Die einzige erhaltene Mauerpforte ist die im Laufe der Zeit mehrmals umgestaltete **Wasserpforte** am Ausgang der Tempelstraße (Abb. 235).

Am Ende der Wilhelmstraße befand sich das vierte Tor der Stadt, das auf den Kuhdamm führende **Kuhdor**. Nach einer im städtischen Archiv noch erhaltenen Grundrißzeichnung führte die Durchfahrt durch den rechteckigen, zur Hälfte vor die Mauer springenden Torturm selbst. Von seinen äußeren Ecken gingen die Seitenmauern des Zwingers aus, der sich nach außen hin etwas erweiterte und wie

üblich in einem Vortore endigte (Abb. 236; vgl. auch die Stadtansichten von Pehold — Taf. 11 — sowie auf dem Gemälde der Kreuzigung in der jetzigen Nikolaikirche). Nachdem im 18. Jahrhundert das nunmehr Königstor genannte Tor allmählich zum Abbruch gekommen und nur der Spitzbogen des Turmes übrig geblieben war, wurde es barock umgebaut und nach einer nochmaligen Änderung (i. J. 1835) 1876 abgebrochen. Eine photographische Abbildung des späteren Zustandes ist im Stadtarchiv erhalten.

Das **Wursttor** (bei Pehold wohl irrig „Fischertor“), eine in der Hauptsache dem gewerblichen Betrieb der Wurstmacher dienende Pforte, auch wohl „Pfaffenburg“ genannt, lag nebst der „Wurstbrücke“ am Ende der Kreuz-, früher Pfaffenstraße. Es fehlt jetzt, wie die ganze Strecke der Mauer in dieser Gegend.



Abb. 235. Prenzlau. Wasserpforte (Feldseite).
(Nach Aufnahme von P. Eichholz.)

Die Neustadt hatte ihre besondere Befestigung im **Neustädtischen Tore**, das schon 1348 genannt wird und später nach seinem barocken Umbau Berliner Tor hieß. Eine photographische Abbildung des 1876 abgebrochenen Tores aus seiner letzten Zeit befindet sich im Stadtarchiv.

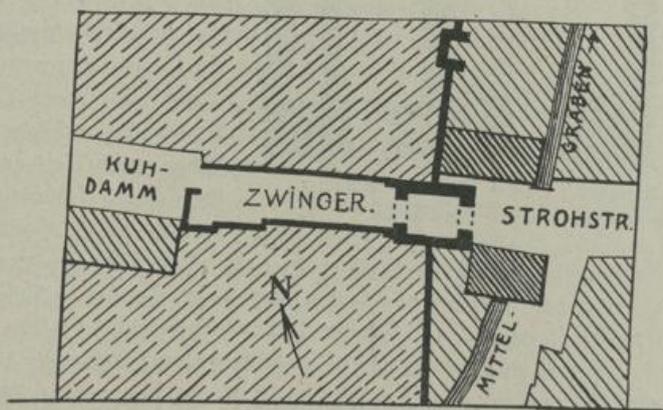


Abb. 236. Prenzlau. Ehemaliges Kutztor. Lageplan von 1726.
(Vergrößerung aus dem Plan von Euxler, nach Dobbert, Geschichte von Prenzlau S. 19)

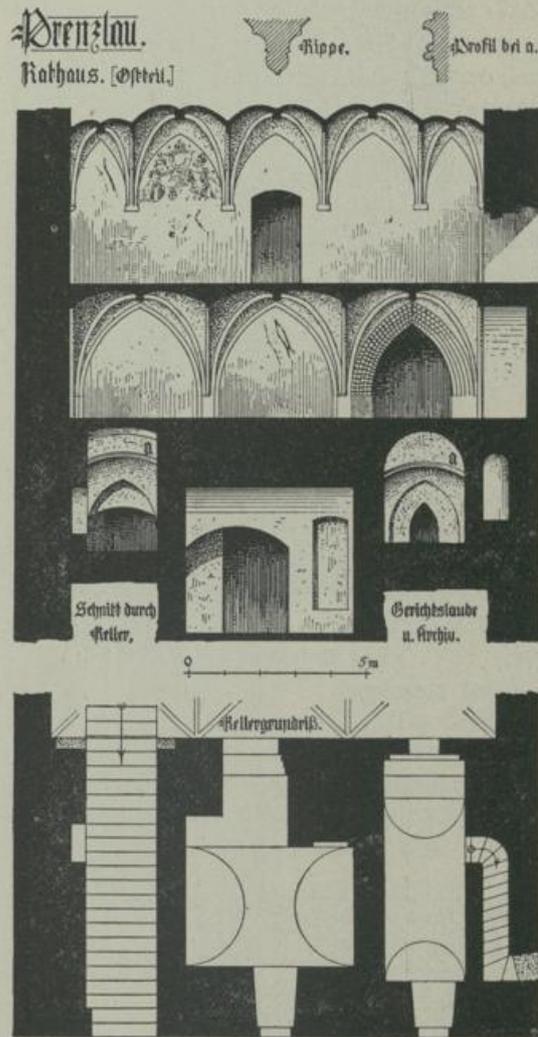


Abb. 237. Prenzlau. Ältester Teil des Rathauses.
Grundriß, Schnitt und Einzelheiten.

hatte, wie auch andernwärts, Balkendecke. Berichtet wird i. J. 1725 von zwei „Böden“, die als Räume zu verstehen sind und von denen der obere sicher der in Rechnungen des 17. Jahrhunderts öfters genannte „Saal“ war. Die ganze südliche Länge nahm eine Reihe von Verkaufsbuden ein, die sich mit ihrer Rückseite unmittelbar an das Rathaus lehnten, ja im Laufe der Zeit in dessen Erdgeschoß übergriffen mittels Küchen, deren Rauch von den Schwibbogenherden durch die Dielen zog und sich wie im westfälischen Bauernhaus durch das ganze Haus verbreitete. Ein Kaufvertrag über

Rathaus.

Das alte Rathaus Prenzlau hatte eine auffallend große Länge (vgl. Abb. 129). Es reichte vom Ostende des jetzigen über die Marktstraße hinweg bis zum Ende des nächsten Viertels, in welchem heute das Polizeigebäude liegt. Wir müssen auf Grund der überlieferten Nachrichten daran unterscheiden das eigentliche (ältere) Rathaus und seine Verlängerung, das „Neue Haus“, das später vorherrschend für Gerichtsverhandlungen benutzt wurde und daher seit Ende des 17. Jahrhunderts zuweilen „Gerichtshaus“ genannt wird. Das ältere Gebäude war im Erdgeschoß noch aus Feldsteinen, im Obergeschoß hingegen aus Backsteinen errichtet, aus welchem Baustoff auch die Bogenöffnungen des Erdgeschosses bestanden. Die Keller waren gewölbt, doch wird auch von „Balkenkellern“ gesprochen, die vielleicht unter der großen Kaufhalle anzunehmen sind. (Bauakten von 1717 ff. im Stadtarchiv). Diese war ohne Frage auch bei dem ältesten Prenzlauer Rathause der größte Raum des Erdgeschosses und

zwei dieser Buden in den Rathausakten spricht von einem „Gange“, in dem noch in den Jahren 1619 und 1687 die Gerichte, „wenn Delinquenten verurteilt werden, ihre gehegte Bank halten“ und den die Besitzer verpflichtet wurden für diesen Zweck instandzuhalten; er ist vielleicht identisch mit dem „Nordgäßchen“, welches auch die Budenreihe ungefähr in der Mitte durchkreuzte. Darnach ist zu vermuten, daß diese Stelle die altherkömmliche Stätte des „Rotdings“ war.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nahm man eine Erweiterung des Rathauses vor durch einen Anbau, der sich östlich an das alte schloß und fortan die Bezeichnung das „Neue Haus“ führte. Über seinen Umfang gibt vielleicht der Umstand einigen Aufschluß, daß noch im jetzigen Keller die Quermauer westlich vom Risalit sich durch ihre bedeutende Stärke von 5 Fuß vor allen andern auszeichnet; sie kann wohl nur entweder die eigentliche Endmauer des ältesten Rathauses oder die Rückwand einer etwaigen, analog der später angelegten Gerichtslaube gewesen sein. Über den besonderen Zweck des „Neuen Hauses“ läßt sich nur insoweit urteilen, als sein noch im gegenwärtigen Bau enthaltener Ostteil darüber Aufschluß gibt. Er entspricht vollkommen den Anlagen, die wir sonst an märkischen Rathäusern für die Zwecke der Verwaltung und Rechtsprechung finden und enthielt ohne Zweifel im Erdgeschoß die Gerichtslaube, im Obergeschoß die Ratsstube. Damit stimmt auch die Stellung des Rolands in nächster Nähe, südöstlich von hier, überein.

Im Keller des Ostteiles des ehemaligen „Neuen Hauses“ (Abb. 237) finden wir zunächst am Südende der Ostseite den Hauptkellereingang, dessen Lirausbildung zwar stark verändert ist, dessen breite, aus Feldstein gemauerte, in geradem Lauf hinabführende Treppe indessen noch wohlerhalten ist. An ihrer linken Seite ist eine Nische zur Aufstellung der Laterne oder von Kerzen ausgespart. Die Treppe bildete den Zugang zum großen mittelalterlichen Rats- und Lagerkeller, von dem freilich nur noch die Ansätze seiner Gewölbe erhalten sind. Aus ihnen erkennt man, daß diese fast 2 m tiefer als die jetzigen lagen, aber schon ebenso wie sie eine Teilung nach der Breite in drei Stockreihen beobachteten, im Gegensatz zu den meisten andern Rathausbauten, deren Gewölbesystem meist nur zweiteilig durchgeführt war. Der Teil nördlich von der Hauptkellertreppe enthielt Bürgergewahrsame in einer ähnlichen Anordnung, wie sie auch im Neustädter Rathaus zu Brandenburg erscheinen. Zu ihnen führte von Norden her eine kleine Nebentreppe in der Mauer, und zwar zunächst zu einem kleinen Vorplatz, an dem eine obere Gefängniszelle in halber Höhe lag, unter der wir noch eine zweite, tiefer gelegene, jetzt aber vermauerte vielleicht annehmen können. Der mittlere Teil zwischen ihr und der großen Kellertreppe, ein mit Lonnengewölben überspannter Raum, diente anscheinend dem gleichen Zwecke. Weiter westwärts

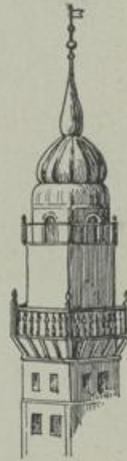


Abb. 238. Prenzlau.
Rathaussturm von 1602.
(Nach dem Gemälde
der Kreuzigung in der
Dominikanerkirche.)

der Mauer, gegen den jetzigen Restaurationskeller zu, befindet sich noch eine Gefängnisnische mit den nötigen Eisenringen zum Anschließen eines Verbrechers in sitzender Stellung. Ob in dem gewaltigen Mauerkloß der Nordwestecke des Raumes etwa eine Wendeltreppe steckt, die ihn mit der darüber befindlichen Gerichtslaube in unmittelbare Verbindung setzte, muß bis zu einer genaueren Untersuchung dahingestellt bleiben.

Die Gerichtslaube im Erdgeschoß, jetzt Kassenräume (Abb. 237), war ebenfalls in drei Jochen auf Rippen gewölbt und in breiten Bögen nach Norden, Osten und Süden



Abb. 239. Prenzlau Teil einer Stuckdecke im Rathaus.

geöffnet. Im nördlichen Joch führte von ihr ein breites Spitzbogenportal mit mehrfach abgestuftem Gewände in die große Kaufhalle, die sich westwärts an das Gerichtshaus angeschlossen und wohl, wie der darunter liegende Keller, durch zwei Reihen Stützen in drei Schiffe geteilt war. Das Birnstabprofil der Rippen zeigt am vorderen Mäntchen die für die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts charakteristische Einkerbung.

Hierüber lag die Rats- oder Schöffenzugabe, bei Wedmann als „ehemalige Audienz“ bezeichnet, jetzt Archiv (Abb. 237). Ihre fünf schmalen Gewölbejoche überdecken

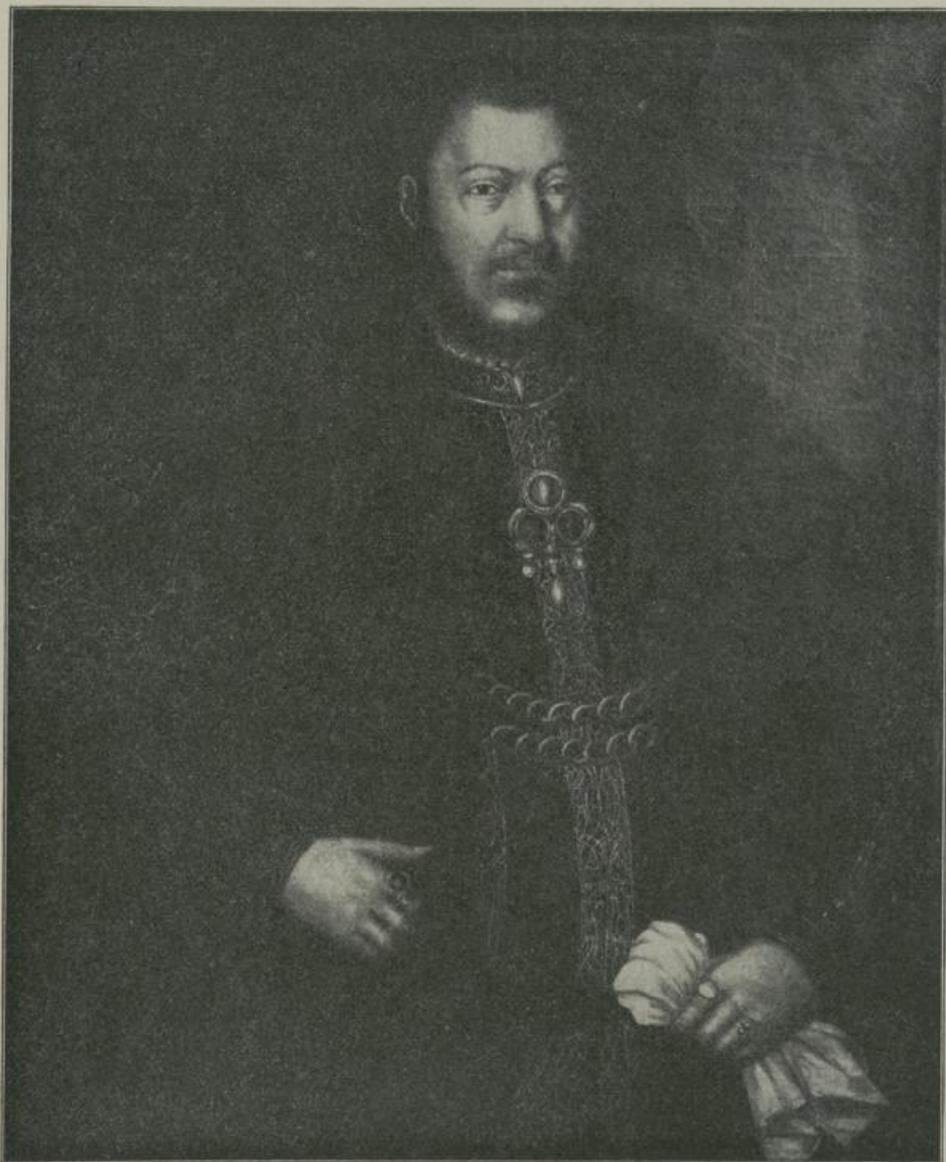


Abb 240. Prenzlau. Joachim II., Gemälde im Rathaus.

einen gestreckten saalartigen Raum. Seine Fenster sind völlig verändert, nur deren Nischen noch in alten Formen vorhanden und von starkem Rundstab umrahmt; doch wurden sie beim Umbau im 18. Jahrhundert anscheinend vertieft. Der Hauptzugang lag im mittleren Foch; man betrat die Stube vom Bürgeraal her, der — nach der

Mehrzahl der märkischen Rathäuser zu schließen — den ganzen übrigen Teil des Obergeschosses einnahm.

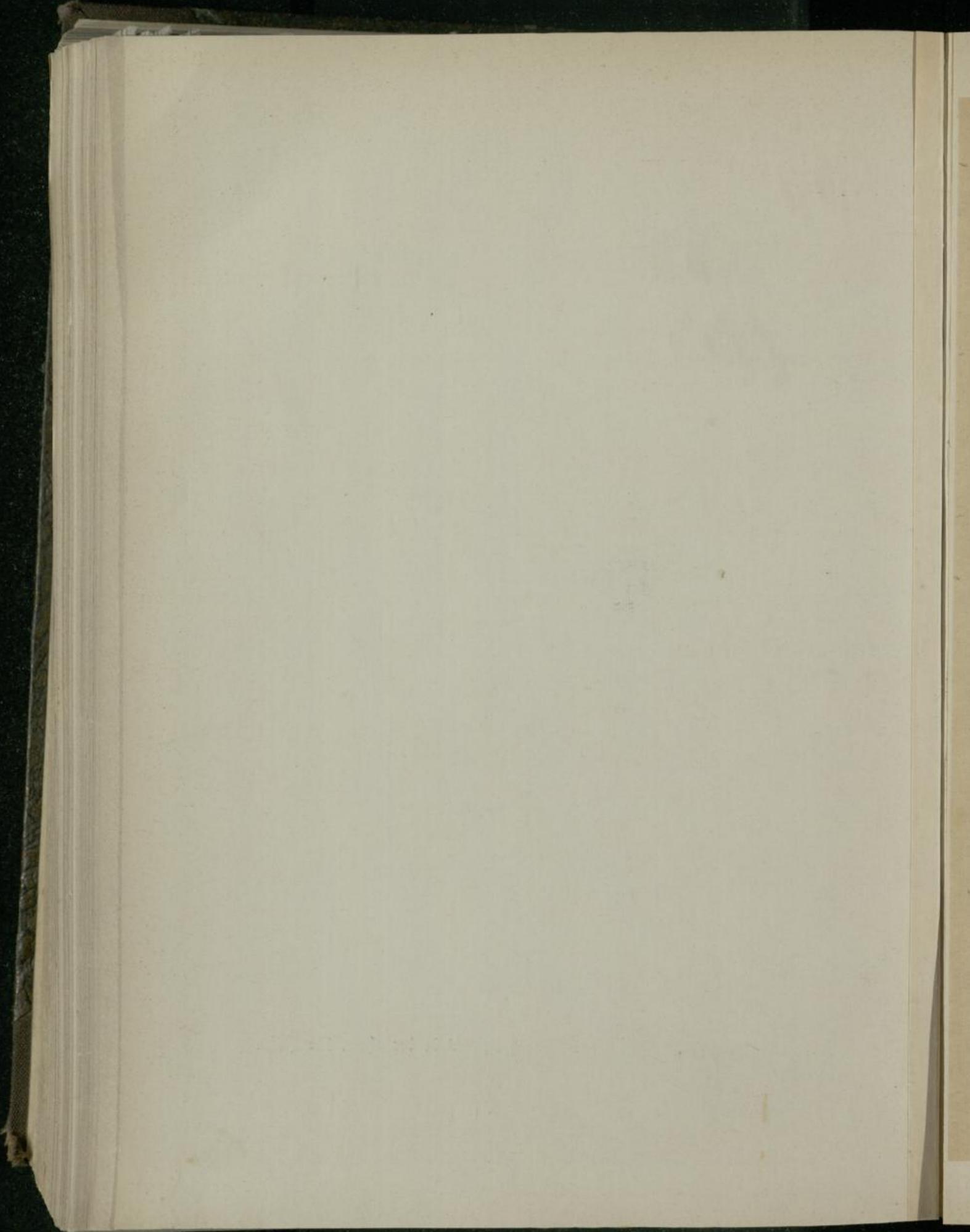
An derselben Wand, im zweiten Joch von Süden her, befindet sich noch heute, wenn auch in starkbeschädigtem Zustande, eine Malerei, welche über die ernste Bedeutung des Raumes in früherer Zeit keinen Zweifel läßt (Tafel 40 und Abb. 237 oben). Sie beginnt in Höhe von 2,10 m über Fußboden mit einem Schriftstreifen. Von der aus gotischen Minuskeln bestehenden Inschrift ist wohl die Hälfte, hauptsächlich durch einen Wandschrank, zerstört. Die figürliche Darstellung des Gemäldes reicht von diesem Rande bis an die Gewölbekappe in einer Höhe von 2 m. In der Mitte thront Christus auf dem Regenbogen vor gestirntem Hintergrund; Schwert und Lilie, die zu den Seiten seines Hauptes noch erkennbar sind, kennzeichnen ihn als Weltenrichter. Seine Füße ruhen auf der Weltkugel, zu seinen Seiten schweben posaunenblasende Engel, während unten die Auferstehenden den Gräbern entsteigen. Entsprechend der byzantinischen Auffassung des Weltgerichts erhebt Christus nicht segnend die Rechte, sondern zeigt, die Arme ausbreitend, die Wundmale der Handflächen; ebenso fehlt das Buch des Lebens auf seinem Schoße, dafür ist das Wundmal der Brust unter dem zurückgeschlagenen Mantel sichtbar. Die bei dieser Darstellung des Weltgerichts üblichen Fürbitter Maria und Johannes schließen die Gruppe der drei Hauptfiguren. Das Bild ist auf den frischen Putz gemalt. Die Konturen sind schwarz, die Töne flach angelegt, die Farben, außer dem Fleischtone der Körperteile, rot (Mantel Christi), gelb (die Glorien), grün in verschiedenen Tönen (die Landschaft), blau (Gewand der Maria) und braun (Gewand des Johannes und Haar der Übrigen). Der erhaltene Rest der Inschrift unter dem Bilde lautet: „**hominem per crucis hoc signum**“. Es muß dahingestellt bleiben, ob sich der Ausdruck „hoc signum crucis“ etwa auf die durch die Figur Christi vorgestellte Form des Patriarchenkreuzes bezieht oder auf ein Kreuzifix eines vor dem Bilde aufgestellten Altars. Nach dem Charakter der Malerei und der Schrift ist die Entstehung des Gemäldes gegen Ende des 14. Jahrhunderts anzusetzen.

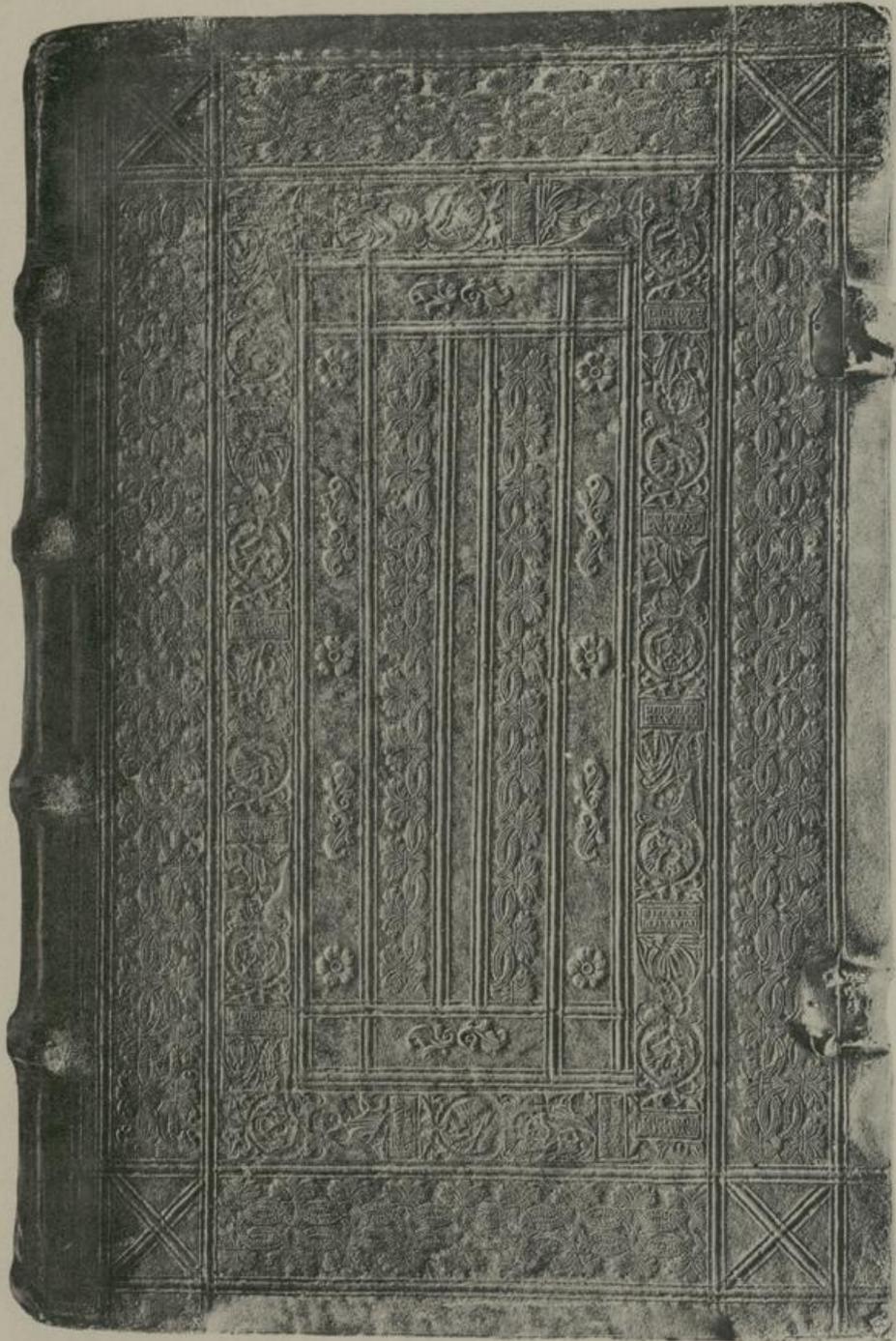
Im Bodenraum des Rathauses findet sich noch ein Rest der Scheidemauer zwischen dem massiven gewölbten Gerichtshause und dem mit Balkendecke versehenen Saal. Sie ist hier auf der Westseite nur durch wenige Strebepfeiler erleichtert, auf der Ostseite sogar ganz schlicht, und dadurch als einfache Brandmauer gekennzeichnet (Backsteinmaß 28 × 13—14 × 10—11 cm).

Von äußeren Architekturteilen dieses gotischen Baues ist bei seinem jetzigen, veränderten und gepußten Zustande nichts mehr zu erkennen. Einen Turm hatte das mittelalterliche Rathaus, wie auch andere märkische, ursprünglich nicht. Ein solcher wurde vielmehr auch hier erst nachträglich, nämlich erst 1602 durch den holländischen Baumeister Job Hansen ausgeführt. Er stand, nach der beim Magistrat erhaltenen Projektzeichnung für seinen späteren Umbau, inmitten des Gerichtsbaues und der Ostfront. Für seine Beschreibung sind wir auf die Wiedergabe in den Stadtbildern bei Merian und dem Kreuzigungsbilde in der Dominikanerkirche beschränkt. Nach beiden hatte er quadratischen Grundriß und einige Meter über dem First des Hauses eine

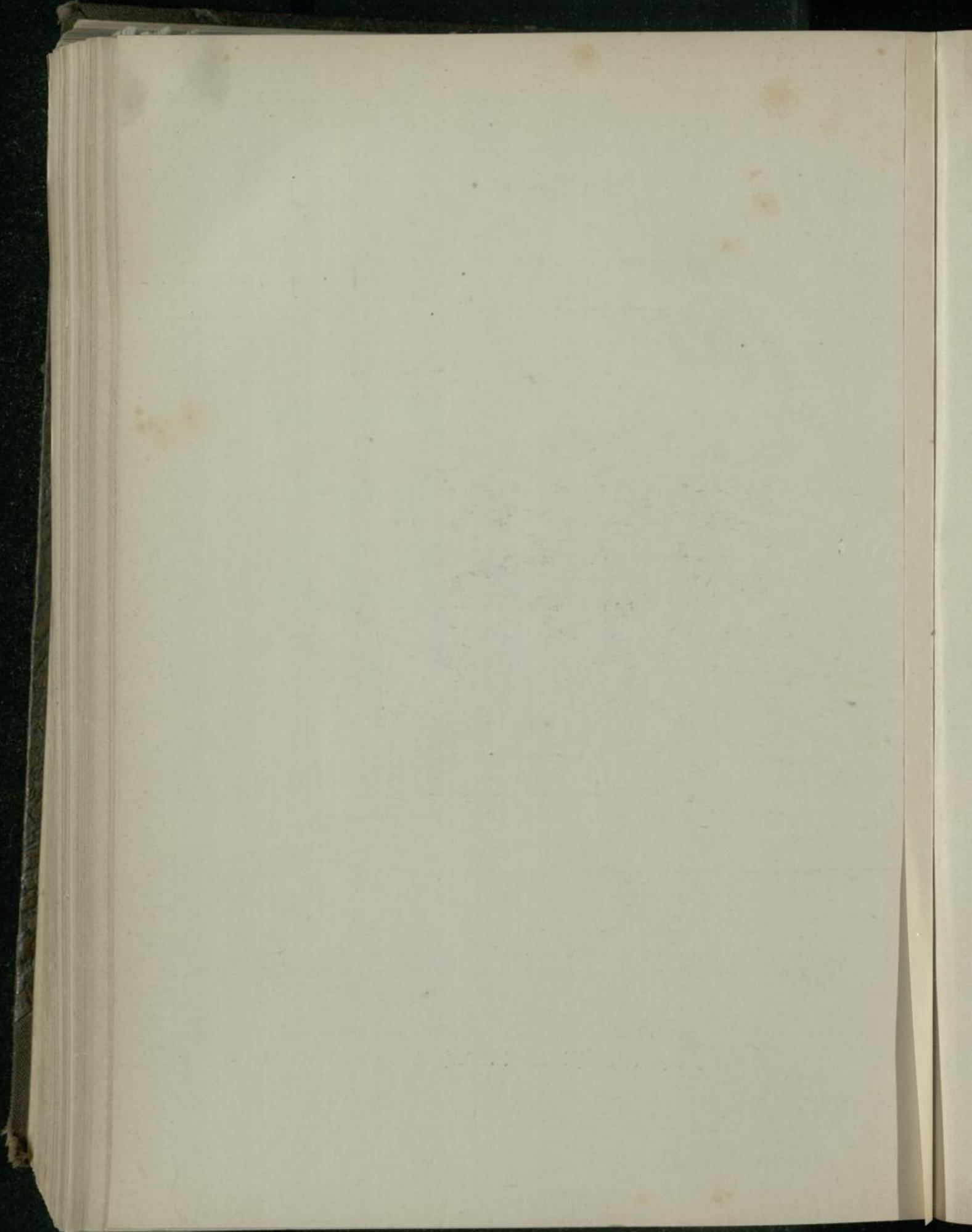


Drenslau. Rathaus. Reste eines Wandgemäldes in der ehem. Ratsstube.





Drenslau. Bucheinband im Rathhaus.



vorgefragte Galerie; darüber folgten noch zwei Geschosse, deren oberstes mit geschweiftem Spitzhelm endigte (Abb. 238). Nach etwa hundertjährigem Bestande war er so baufällig, daß er 1703, vom Sturm stark beschädigt, einer Wiederherstellung bedurfte.

Zum allmählichen Verfall des gotischen Rathauses trugen namentlich die in dasselbe hineingebauten Verkaufsbuden bei, die man zum Teil mit Rächen ohne Abzug versehen hatte, wodurch das ganze Gebäude mit Rauch erfüllt wurde. Diese Zustände wurden allmählich so unhaltbar, daß man sich zu einem Neubau entschließen mußte. Nachdem mehrere Projekte Gerlachs wegen zu hoher Kosten abgelehnt waren, kam es i. J. 1724 zu einem Neubau, der indessen den massiven gewölbten Gerichts-
bau sowie den darüber bestehenden Turm beibehielt (vgl. die Abbildung des Projekts bei Dobbert, „Die Erbauung des Prenzlauer Rathauses“ in Mitt. d. Uterm. Gesch. Ver. II S. 147). Das Ubrige wurde von Grund aus unter Beseitigung der alten Kellergewölbe neu errichtet, jedoch bei weitem nicht in der alten Länge. Es ist im wesentlichen, abgesehen vom Turm, das noch heute erhaltene Rathaus, ein Puzbau in einfachen Barockformen (Abb. 126), mit giebelbekröntem Scheinrisalit inmitten der Marktseite und mit gebrochene-
nem Dach. Die innere Ausstattung war sehr einfach; eine Probe des bescheidenen Deckenstückes im oberen Saale gibt Abb. 239. Nachdem der hinfällige Zustand des Turmes bereits 1726 zu einer Stützung der Spitze geführt hatte, entschloß

man sich i. J. 1771, seine beiden Stockwerke abzubrechen und ihn durch einen Dachreiter in der Mitte des Gebäudes zu ersetzen (Abb. 126).

Von Ausstattungsgegenständen sind eine Anzahl älterer Bildnisse, darunter namentlich eines Joachims II. (Abb. 240) und Friedrichs d. Gr. als Kronprinz, anzuführen. Dazu kommen noch einige ältere Einbände von Schriftstücken des Archivs, von denen Tafel 41 einen Schweinslederband mit geprägter Verzierung wiedergibt. Sonst hat das Rathaus von älteren Ausstattungsgegenständen nichts bewahrt; nennenswert sind höchstens ein schwarzglasierter Ofen mit plastisch verzierten Rachen vom Anfang des 19. Jahrhunderts und eine einfache barocke Stand-

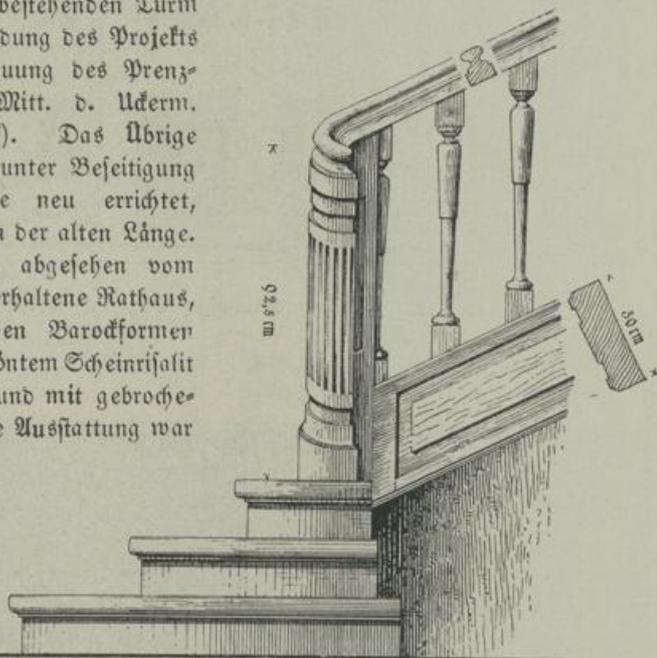


Abb. 241. Prenzlau. Treppengeländer im ehemal. Palais des Prinzen Ferdinand von Braunschweig.

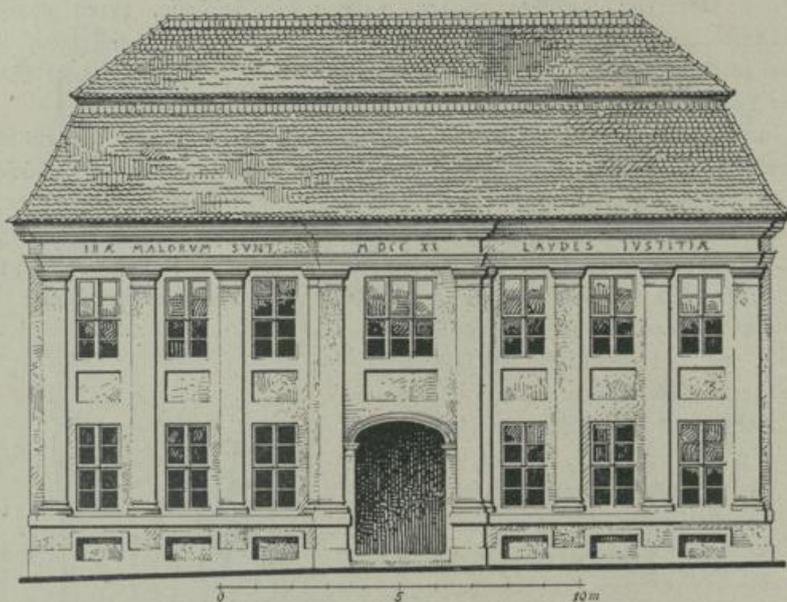


Abb. 242. Prenzlau. Ehemaliges Obergericht in der Friedrichstraße.

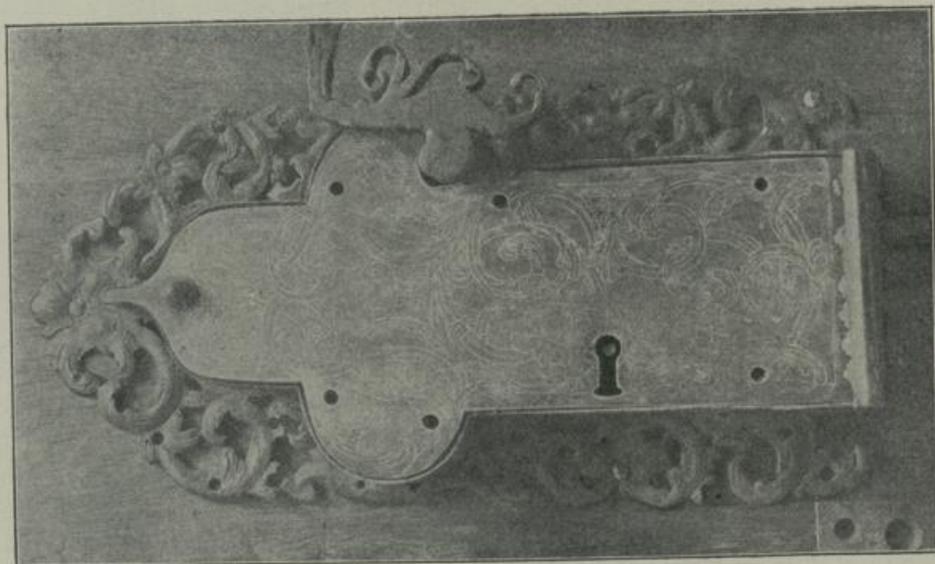


Abb. 243. Prenzlau. Haustürschloß vom ehemaligen Obergericht (im Udermärk. Museum).

uhr aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus Rußbaum und Eichenholz von Schmidt in Prenzlau. Vermutlich stand auch ein jetzt im Märkischen Museum zu Berlin befindlicher Ofen mit dem Prenzlauer Stadtwappen ursprünglich im Rathaus.

Von der ehemaligen **Steinbude**, einem vom 16. — 18. Jahrhundert als Stadtgefängnis dienenden Gebäude an der Nordwestecke des Marktes (vgl. den Plan Abb. 129) sind noch die Keller im Hause Nr. 340 erhalten. Ihre drei von Ost nach West streichenden Abteilungen haben mittelalterliche Stichbogentonnengewölbe; die Mauern zwischen ihnen sind von großen Bogenöffnungen durchbrochen. Reste von Eisen zum Anschließen von Gefangenen deuten noch auf die einstige Bestimmung der Räume.

Ehemaliges **Palais** des Prinzen Ferdinand von Braunschweig-Öls, 1795 an der Stelle des Ostflügels des

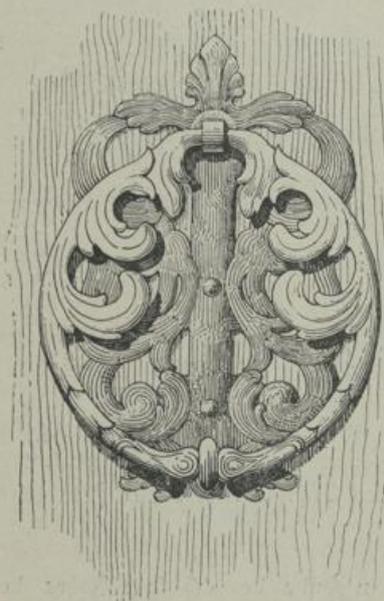


Abb. 245. Prenzlau. Türklopper am alten Landeshaufe in der Baustraße.
Kunstdenkm. d. Prov. Vrbdg. III. 1. Prenzlau.



Abb. 244. Prenzlau.
Beschlag von der Haustür des ehemaligen Obergerichts (im Udermärkischen Museum).

Franziskanerklosters errichtet, seit 1854 Stadtschule. Im nördlichen Vestibül ist noch eine Treppe aus der Erbauungszeit erhalten, deren Geländer Abb. 241 wiedergibt.

Das ehemalige **Obergericht** (Abb. 242), Friedrichstraße 261, ein Haus von sieben Achsen Länge mit einer zweistöckigen Putzfassade, die mit durchgehenden toskanischen Pilastern besetzt ist. Am Gebälk die auf die ehemalige Bestimmung des Gebäudes als Obergericht sich beziehende Inschrift: „Irae malorum sunt laudes justitiae“ mit der Jahreszahl 1720. Der Balkon aus neuerer Zeit. Den ehemaligen, jetzt im Udermärk. Museum befindlichen Beschlag der Haustür gibt Abb. 244, das Schloß Abb. 243.

Altes Landeshaus, jetzt Schule, Baustraße 388. Ein langgestreckter zweigeschossiger

ger Fachwerkbau. Die zweiflügelige Haustür in seiner Mitte mit verdoppelten Türflügeln, die zahlreichen Nägel mit stark hervortretenden Köpfen, die Schlagleiste in einfacher Pilasterform, der Schaft in schlichter Wellenlinie geschweift, der Türklopfer in Schmiedeeisen mit durchbrochenem Unterlagsblech (Abb. 245).

Das **Gymnasium**, am Mittelgraben in der Nähe des Heiliggeisthospitals, ist ein großer, im Grundriß einfach rechteckiger, ganz schlichter Bau von 1838—41.

Die **Höhere Töchterchule**, Klosterstraße 26. Ein einfacher zweigeschossiger Empirebau von fünf Achsen, von ansprechendem Charakter (Abb. 246). Die Fenster in beiden Stockwerken dem Schulzweck entsprechend breit, dreiteilig mit geradem Sturz.



Abb. 246. Prenzlau. Höhere Töchterchule in der Klosterstraße.

Vor dem mittleren Portal kleine Freitreppe mit mäandergeschmückten Seitengeländern und schmiedeeisernen Kandelabern auf den Ecken (Abb. 247). Erbaut 1833.

Das ehemalige **Komödienhaus**, Ecke Komödienstraße und Kupferschmiedgasse. Ein großes schlichtes Gebäude, das nach drei Seiten freisteht, mit abgewalmtem Dach. Im Innern ist noch der große Raum der Bühne, wiewohl entstellt durch neuere Wohnungseinrichtungen, erhalten.

Das **Kreishaus**, ein von Architekt Dosslein Ende der achtziger Jahre des 19. Jahrh. errichteter Backsteinbau. Darin als interessantes Unikum die Bildnisse bzw. Büsten der seit dem 17. Jahrh. in Prenzlau amtierenden Landräte.

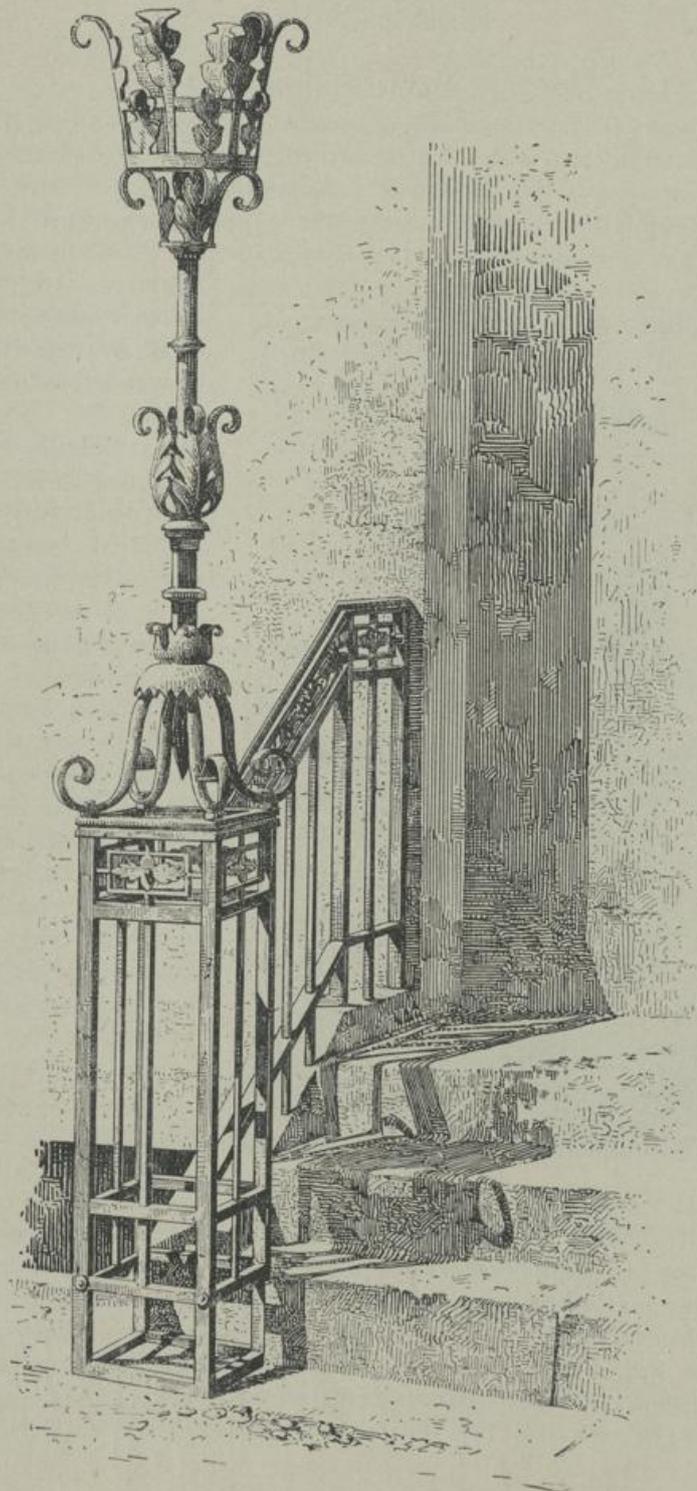


Abb. 247. Prenzlau. Kandelaber an der Freitreppe der Töcherschule in der Klosterstraße.

Bürgerhäuser.

Am Markt 472. Zweistöckiges gotisches Siebelhaus in Backstein (gegenwärtig ganz verputzt) von drei Achsen Breite. Das Erdgeschoß ist durch einen neueren Ladeneinbau vollständig entsetzt. Wie man aus einer älteren Skizze im Nachlaß v. Quast ersehen kann, waren die ursprünglichen Öffnungen im Stichbogen geschlossen. Der Fußboden lag etwa fünf Stufen über der Geländehöhe und wurde

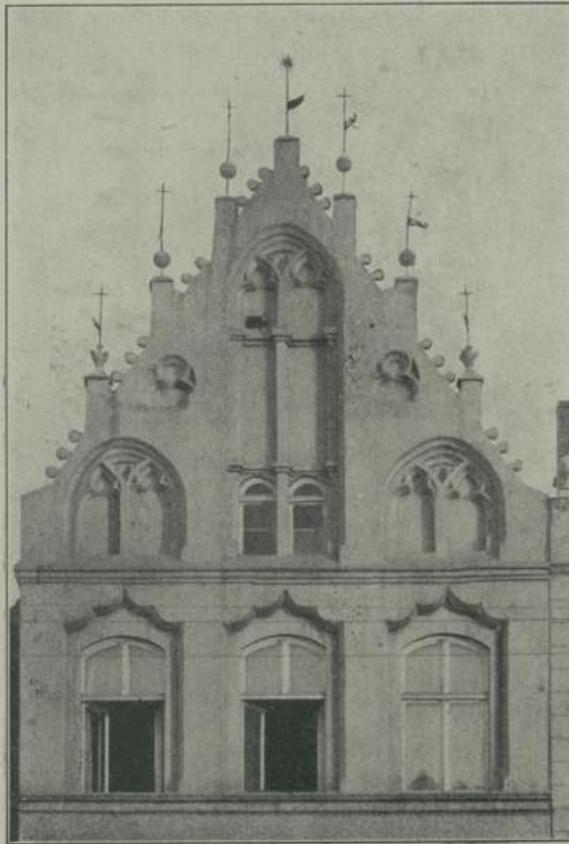


Abb. 248. Prenzlau.
Obergeschoß und Siebel des Hauses Am Markt 472.

erst beim Ladeneinbruch bis auf diese herabgesenkt. Dadurch gingen auch die ursprünglichen Kellerdecken verloren. Der steile Siebel (Abb. 248) ist durch drei zweiteilige Spitzbogenblenden und zwei kleine Kreisblenden gegliedert, deren Maßwerk flach gekehlt ist. Die Siebelkante ist mit Krabben und ursprünglich jederseits vier kleinen Zierpfeilern besetzt, die teils in Terrafottanasen endigen, teils mit Metallkugeln bekrönt sind; alle schließen mit zarten Eisenkreuzchen und Wetterfahnen. Sind diese Endigungen ohne weiteres als spätere Änderungen zu erkennen, so läßt sich nicht mit gleicher Sicherheit über die drei Stichbogenfenster des Hauptgeschosses urteilen. Sie liegen in Blenden mit doppelten Vorhangbögen, die auf eine Änderung im 16. Jahrhundert zu deuten scheinen, während ursprünglich vielleicht die

drei Blenden des Siebels nach unten durch das Hauptgeschoß verlängert und von schmalen Zwillingenfenstern durchbrochen waren. Sicherheit wäre über diesen Punkt nur durch Abschlagen des Putzes und eingehende Untersuchung zu gewinnen; auch die genaue Feststellung der ursprünglichen Form der Siebelblenden bezw. ihre Wiederherstellung wäre nur auf diese Weise möglich.

Scharrenstraße 190. Siebelhaus in breiten behäbigen Verhältnissen aus

der Zeit um 1700, mit zwei Geschossen von 6 Achsen Breite und reichem Spätrenaissancegiebel (Abb. 249). Die ganze architektonische Gliederung der Front ist in Putz hergestellt und besteht in Gebälken über jedem einzelnen Stockwerk auf toskanischen, Komposit- und korinthischen Pilastern. Der mit Voluten an der Kante gezierte Giebel schließt in Segmentform. Der Grundriß zeigt an der Straße eine Dreiteilung nach der Breite: in der Mitte der Hausflur mit der Treppe im Hintergrunde, links Räume mit gratigen Kreuzgewölben auf Gurtbögen, rechts solche mit gerader Decke, nach hinten eine Stube und Küche; unter der Treppe befand sich früher eine Wendeltreppe nach dem Keller, wo ihre Reste noch erkennbar sind. Die Tonnengewölbe des Kellers, welche der Dreiteilung des Erdgeschosses entsprechen, streichen nach der Tiefe. Beachtenswert und bezeichnend für eine schon vorgeschrittene Entstehungszeit ist, daß die Stockwerkteilung im Giebel nicht der Anordnung der Fenster entspricht, ja die Balkenlagen nicht einmal fertig als Böden ausgebildet sind.

Bemerkenswert ist ein auf der hinteren Grenze des Grundstücks belegenes Nebengebäude, dessen oberes Fachwerkgeschloß vor einigen Jahren abgebrannt ist. Der noch erhaltene Erdgeschloßraum zeigt ein stattliches System von gratigen Kreuzgewölben auf Gurten und viereckigen Pfeilern, von vier Foch Breite und zwei Foch Tiefe. Der Raum diente offenbar immer als kellerartiger Vorratsraum, da er größerer Fenster ermangelt. Das ganze scheint als Kaufmannshaus erbaut zu sein.

Königstraße 171. Dreistödig, mit breiten toskanischen und Kompositpilastern in allen drei Stockwerken. Die Haustür in einfachem, schwerem Barock gehalten. Entstehungszeit erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Auf dem Hofe zwei schöne alte Linden.

Am Markt 469. Zweistödiges Haus von 8 Achsen Länge mit einem durch zwei durchgehende jonische Pilaster markierten Mittelrisalit, das sich in einem Giebelaufbau über dem Hauptgesims fortsetzt (Abb. 250). In der Füllung über dem

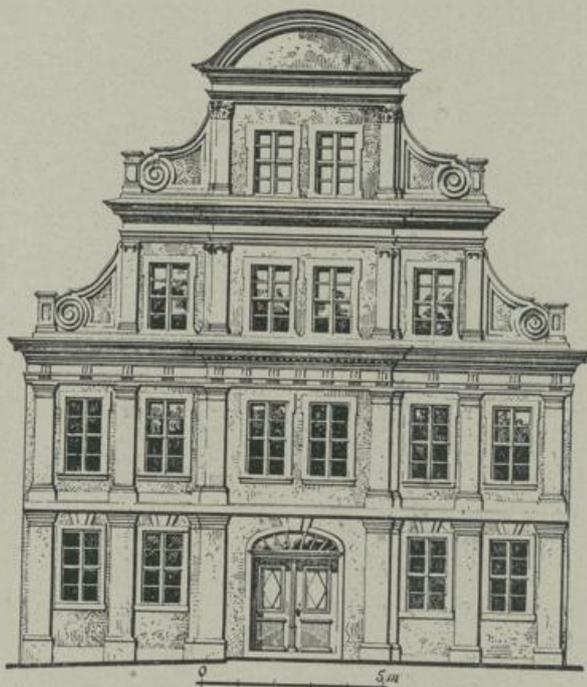


Abb. 249. Prenzlau. Haus Scharrenstr. 190.

Korbbogenportal Akanthusornament, die Fenster schlicht viereckig. Im Gebälk die Bezeichnung „Burgfreiheit“, die sich auf die i. J. 1716 erfolgte Schenkung des Hauses an Oberst Georg Levin von Winterfeldt als „Burglehen“ zu beziehen scheint; erbaut war es bereits vorher und damals zum Posthaus bestimmt (vgl. Gesch. des Geschlechts v. Winterfeldt II S. 1261). Im Hausflur erinnert eine Gedenktafel daran, daß die Gemahlin Friedrich Wilhelms II. in diesem Hause geboren wurde. Jetzt darin Apotheke. Es ist nur zu zwei Dritteln unterkellert mit zwei nach der Tiefe durchlaufenden Rundbogentonnen. Im Obergeschoß zwei Stuckdecken (Abb. 251), Rest einer solchen im Erdgeschoß.

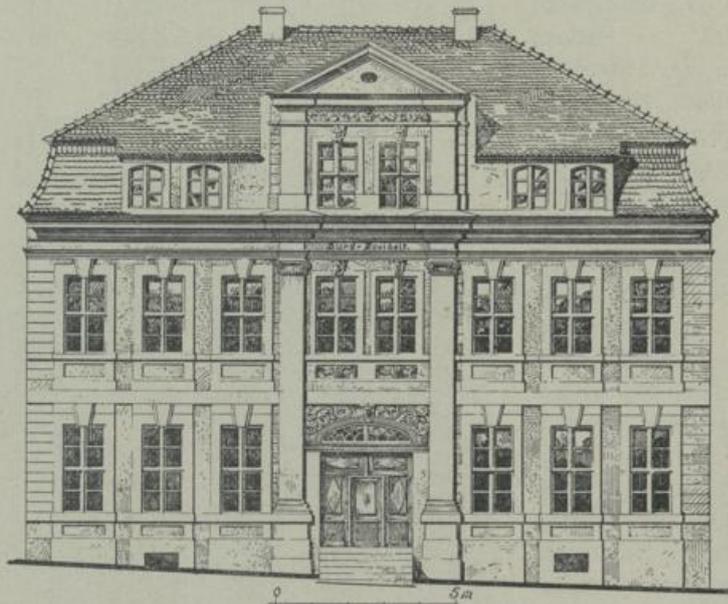


Abb. 250. Prenzlau. Haus Am Markt 469 („Burgfreiheit“).

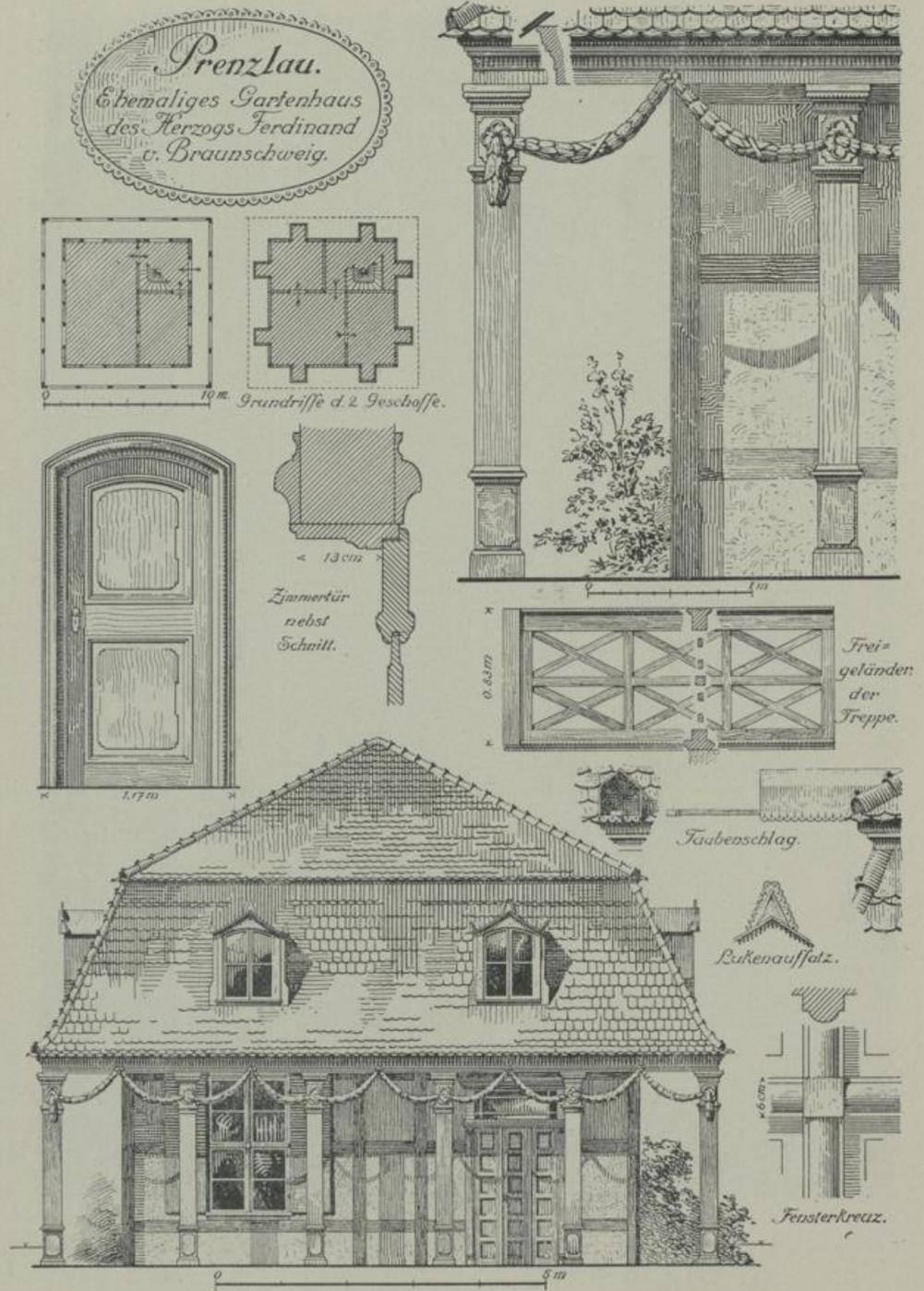
Loge „Zu den drei Weltkugeln“ in der Klosterstraße. Das ganz einfache, 1785 als Wohnhaus errichtete Gebäude wurde erst später zur Loge eingerichtet.

Prinzenstraße 542, jetzt Aschersches Altersheim. Mit Mansardendach und Pilastern zwischen den einzelnen Fenstern des ersten Obergeschosses. Um 1800.

Kleines Gartenhaus des Prinzen Ferdinand von Braunschweig aus Fachwerk (um 1800) im Bruchlande nahe der Binnenmühle (jetzt Restaurant „Zur Padde“). Das Häuschen war ursprünglich wohl ringsum oder wenigstens auf drei Seiten von einem Laubengange umgeben, der durch freistehende Holzpfosten gebildet wurde, auf denen das weit überstehende, mit Ziegeln gedeckte holländische Walmdach ruhte. An den oberen Enden waren die Pfosten durch geschnitzte Blumen- oder Blattgehänge verbunden; die reizvollen Einzelheiten gibt Abb. 252. Der einzige ursprüngliche Eingang



Abb. 251. Prenzlau. Stuckdecke im Obergeschoß des Hauses Am Markt 469.



mit schmalem Oberlicht war an der östlichen Seite. Er führte zunächst in einen Vorplatz mit stark gewendelter Treppe nach dem Dachgeschoß. Westlich davon lag ein Raum, der sich wohl durch die ganze Tiefe des Hauses erstreckte, somit der einzige größere des Erdgeschosses war und als Wohn- und Speisezimmer gedient haben mag. Der einzig noch übrig bleibende kleine Raum südlich der Treppe, vermutlich eine Art Anrichte, liegt nach der Seite eines etwa 30 Schritt davon getrennt errichteten kleinen ehemaligen Küchenbaus, dessen alte innere Einrichtung aber nicht mehr erhalten ist. Im Obergeschoß drei kleine Zimmerchen, von denen ohne Zweifel eines als Schlafzimmer diente. Die Dachfenster sind wie die des Erdgeschosses im Stichbogen geschlossen und als schmale Erker oder als Schränke ausgebildet. Der obere Teil des Daches über dem Knick dient als Laubenschlag, dessen Ein- und Ausgang an der Westseite ist, und

zwar in Gestalt eines wie ein Wasserspeier weit vorgestreckten Blechkastens mit noch weiter hervorstehender Sitzstange; der untere Rand der beiden Seitenwandungen des Kastens ist durchbrochen verziert. Sämtliche Einzelheiten des Hauses sind einheitlich im Charakter gehalten und deuten auf die oben genannte Entstehungszeit. Veränderungen aus neuerer Zeit sind: die Erhöhung des Erdbodens rings um das Gebäude, wodurch dieses etwa 30 cm darin versank, während sein Fußboden ursprünglich annähernd zu ebener Erde lag; ferner eine Erweiterung des umschlossenen Raumes nach

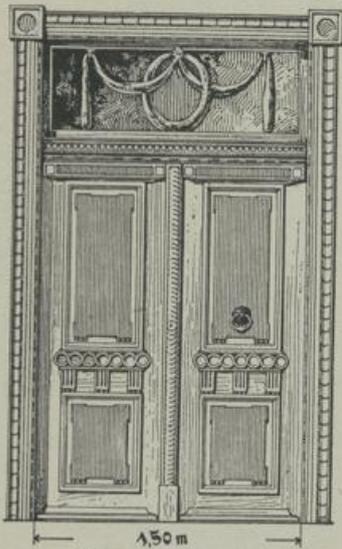


Abb. 253. Prenzlau.

Haustür Schulzenstraße 507.
(Nach Aufnahmeskizze von Baurat Büttner
im Denkmalarchiv der Provinz.)

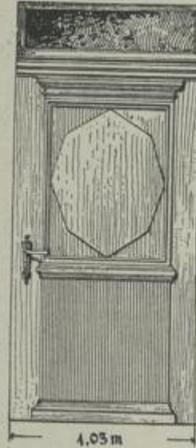


Abb. 254. Prenzlau.

Haustür Komödienstr. 607.

Westen und Anbauten auf der Nordseite, wodurch der Laubengang an diesen beiden Seiten wegfiel; außerdem Hinzufügung einer Tür an der Südseite sowie einer Zimmertür im Obergeschoß, endlich Erneuerung der Fenster in den Dachluken in einfach viereckiger Form.

Gartenpavillon von 1735, auf einem Hügel des Grundstücks der Landarmen- und Korrigendenanstalt (siehe Abb. 127, rechts). Der Grundriß bildet ein längliches Achteck. Die Tür, zu welcher die Feldsteintreppe des Hügels führt, befindet sich an einer der Schmalseiten. Die vasenförmige Bekrönung des Daches grün patiniert. Die innere Einrichtung aus neuester Zeit.

Von Haustüren sind erwähnenswert die Empiretüren Schulzenstraße 507



Abb. 255. Prenzlau. Tür im Hause Neustadt 771a.

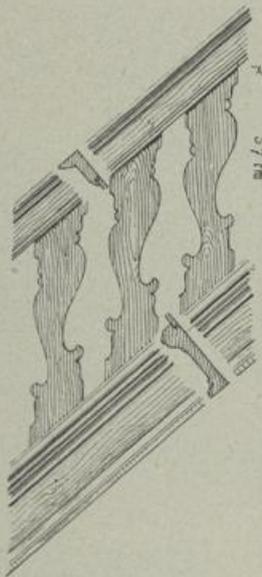


Abb. 256. Prenzlau.
Treppengeländer im Hause Neustadt 692.

(Abb. 253) und Komödienstraße 607 (Abb. 254). Eine Tür mit reicher Barockschmuckerei vom Hause Neustadt 771 a gibt Abb. 255. Als Probe späterer Treppengeländer diene das in Abb. 256 wiedergegebene im Hause Neustadt 692.



Abb. 257. Prenzlau.
Türklopper am Hause Klosterstraße 122.

Beachtenswerte Türklopper: ein Schmiedeeiserner an der Oberpfarre, ferner ein eigenartiger, sehr hübscher aus neuerer Zeit von Messing am Hause Klosterstraße 122 (Abb. 257), schließlich noch eine Anzahl einfacher messingner Schloßbleche aus der Empirezeit, wofür das in Abb. 258 wiedergegebene am Hause Schulzenstraße 504 als Beispiel dienen mag.

Erinnerungsdenkmäler.

Das einzige ältere Erinnerungsdenkmal Prenzlaus ist das vor dem Stettiner Tor stehende mannshohe Wegekreuz aus Granit. Es wurde im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von seiner ursprünglichen, durch Süring bezeugten Stelle entfernt und erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder dorthin gebracht, bei Regelung der Straßen in neuerer Zeit aber nochmals verschoben und an seiner jetzigen Stelle vor dem Kreishause aufgestellt.

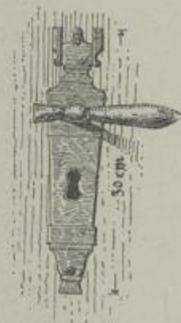


Abb. 258. Prenzlau.
Schloßblech am Hause
Schulzenstraße 504.

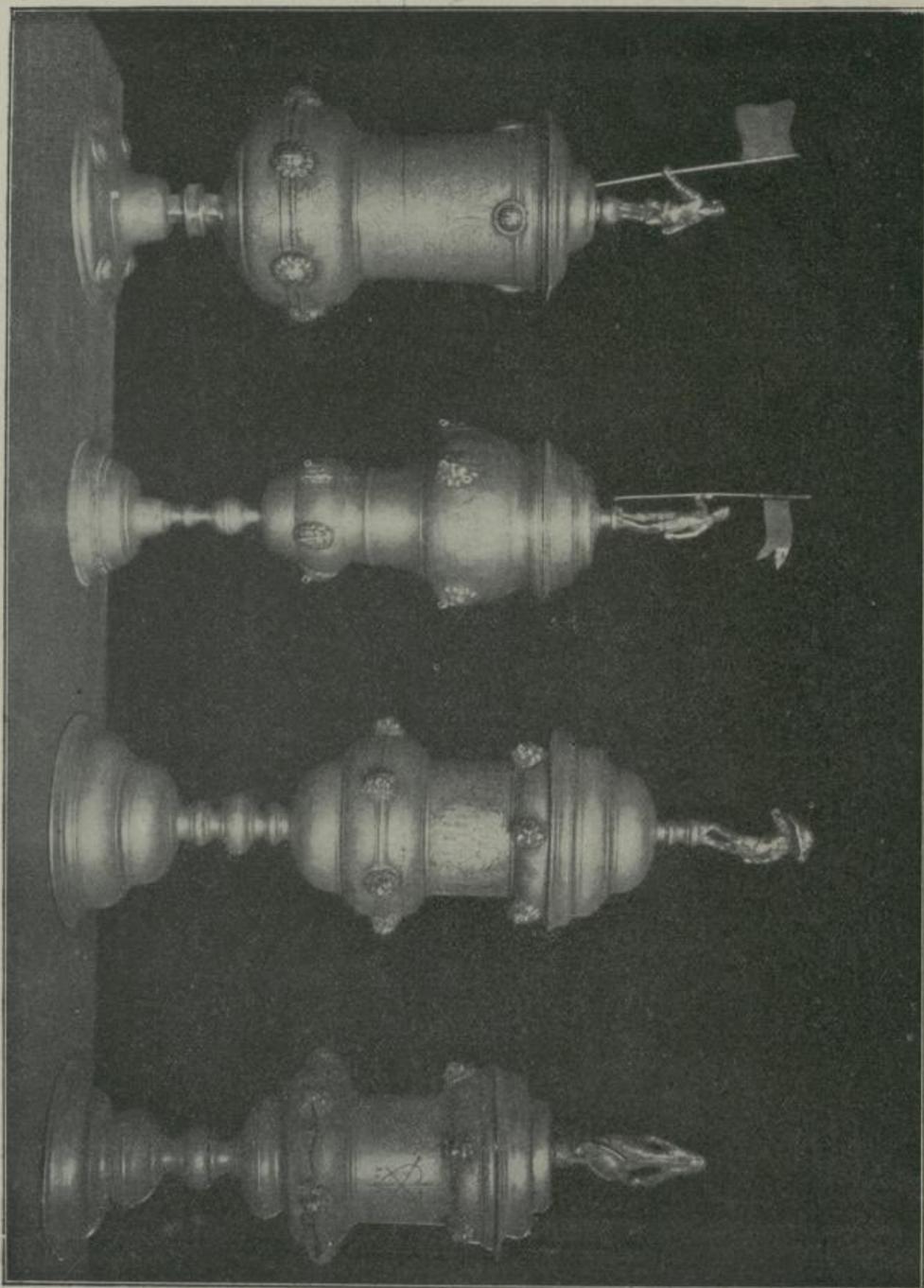


Abb. 259 u. 260. Prenzlau. Silberchoppen im Heldenmännischen Museum

Ein ähnliches Geschick traf den kleinen Obelisk, welcher über den Resten des i. J. 1737 durch Sturm zertrümmerten Roland (vgl. S. 287) gewissermaßen als dessen Grabdenkmal errichtet wurde. Er mußte i. J. 1877 dem Kriegerdenkmal weichen und steht seitdem auf dem Westteile des Marktes gegenüber der Marienkirchstraße. Es ist ein kleiner Steinobelisk einfachster Form mit auf seine historische



Abb. 261. Prenzlau. Sandsteinwappen des Erbprinzen Ludwig von Hessen im Udermärk. Museum.

Bedeutung sich beziehenden Inschriften (vgl. Dobbert, „Der Prenzl. Roland“ in Mitt. d. Uderm. Gesch. Ver. I S. 76).

Denkmal des Bürgermeisters Mühlmann († 1780) von 1783, in Form einer einfachen Vase auf Postament im Stadtpark.

Von neueren Denkmälern sind zu nennen: Südlich vom Rathaus

das bronzene Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. von Johannes Schilling (1898), sowie die gleichfalls bronzenen Standbilder Bismarcks und Moltkes von demselben Meister (1899).

Ebenfalls auf dem Markte, seitwärts vom Rathaus, das Denkmal Friedrichs d. Gr. von Glümer (1906) und auf dem westlichen Marktteil das Bronzestandbild Luthers von Rietchel (1903).

Ferner an Stelle des alten Roland ein Kriegerdenkmal in gotischen Formen, nach Entwurf von Bauinspektor Hoffmann (1877).

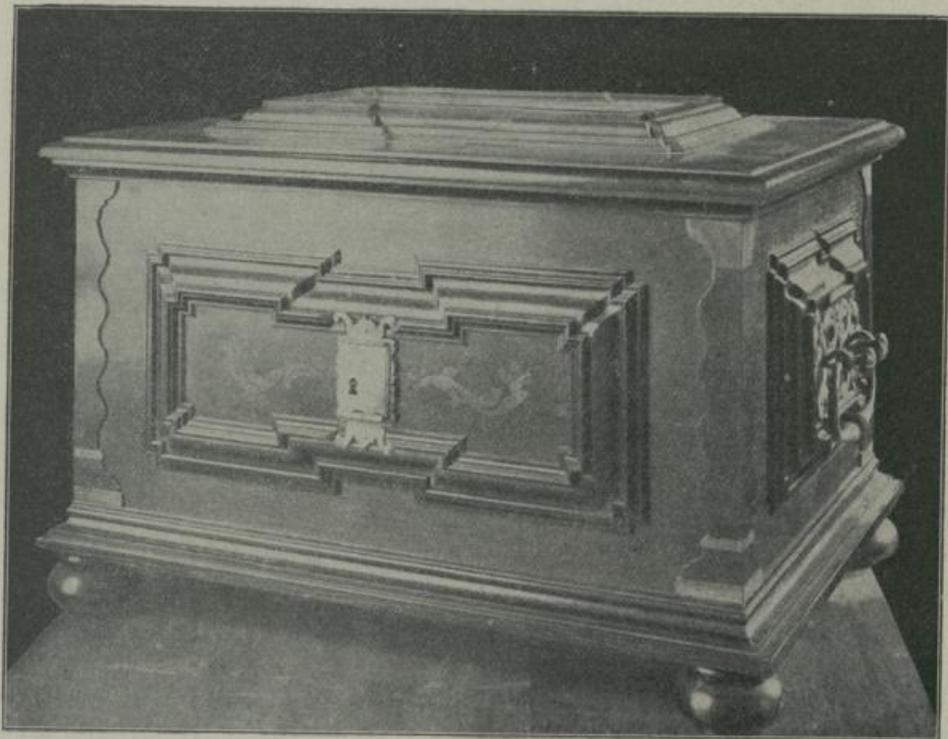


Abb. 262. Prenzlau. Lade des Schneider im Ufermärktischen Museum.

Endlich in den neuen Anlagen am See eine Bronzefigur Kaiser Friedrichs III. auf hohem Granitsockel, von Glümer.

Sammlungen.

Das 1899 in der Heiliggeistkapelle eingerichtete **Ufermärktische Museum** (Katalog von 1909) enthält zum größten Teile Gegenstände aus Orten der Ufermark. Diese sind — auch die aus der Stadt Prenzlau stammenden — bei den Gebäuden, von denen sie herrühren, angeführt. Außerdem verdienen Erwähnung:

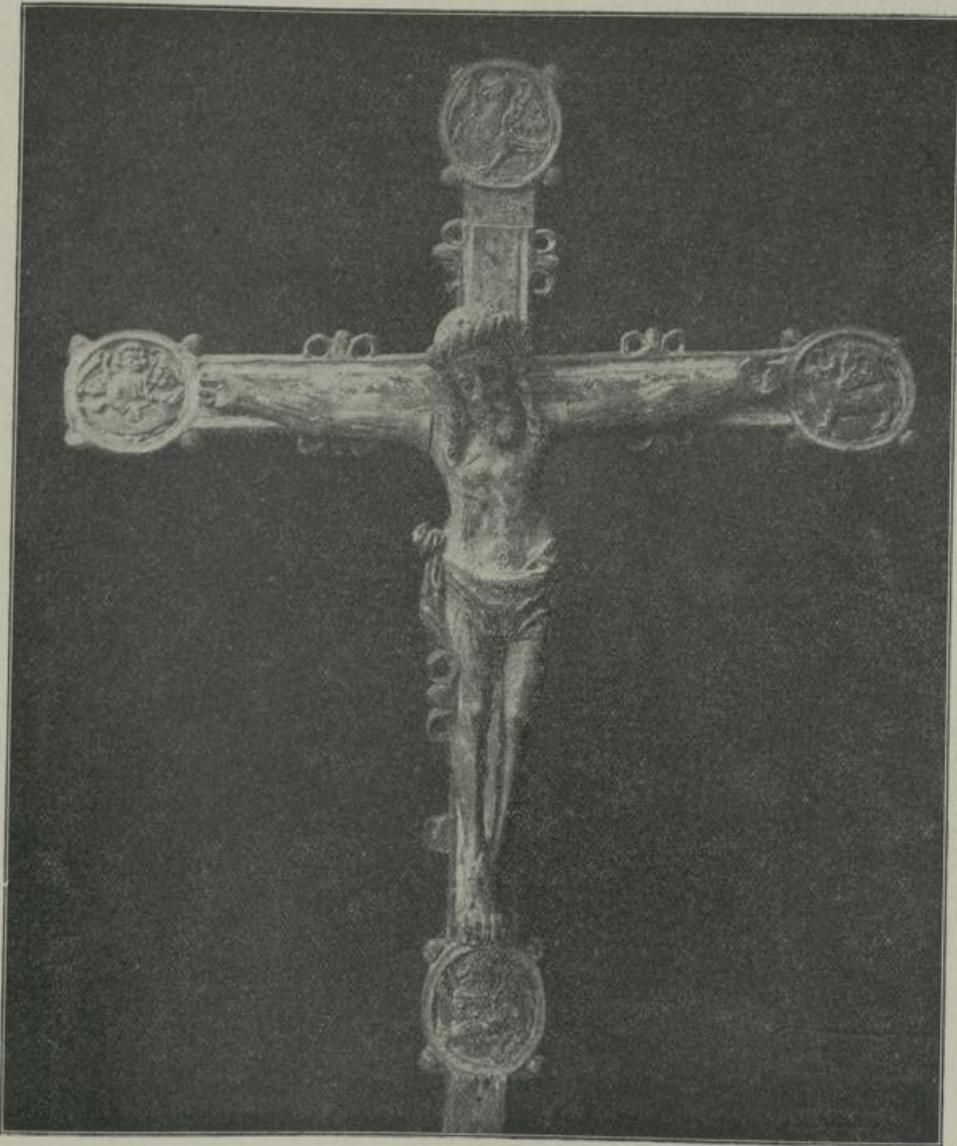


Abb. 263. Prenzlau. Kreuzifix im Besitz von Pfarrer Dr. Ohle.

Geringe Überreste des i. J. 1496, an Stelle eines älteren aus Holz, auf dem Markte errichteten steinernen Roland, der wiederholt (1557 und 1707 nach Beckmanns Nachlaß) ausgebessert und 1737 vom Sturm zertrümmert wurde, nämlich der Kopf, zwei Oberschenkel, ein Ober- und Unterarm sowie das Schwert von 2,08 m Länge

(Tafel 42). In das Schwert sind im Jahre 1737 die auf den Bestand und Untergang des Roland bezüglichen Inschriften eingegraben worden. Aus dem Kumpf ist der kleine Steinobelisk gearbeitet, der früher die Stelle des Roland bezeichnete, bei der Errichtung des Kriegerdenkmals aber an seine jetzige Stelle auf dem Markte übertragen wurde.

Im Anschluß hieran sei auch der Pflug erwähnt, der zur Umgrenzung der Stadtgemarkung i. J. 1235 gedient haben soll.

Im übrigen bilden den Bestand des Museums Glas und Porzellangegegenstände, Waffen und Uniformstücke, Gewebe und Stickerien, Holzschneidereien, Schmiedeeisenarbeiten, Eisen-, Rot- und Gelbguß, Gildesumpen aus Zinn (Abb. 259 u. 260), allerlei Hausgerät, Möbel und Folterwerkzeuge, ferner zwei Gedenktafeln mit Wappen in Rokokoformen aus Sandstein, von denen eines Abb. 261 wiedergibt; das Wappen ist das des Erbprinzen Ludwig von Hessen, der sich von 1744—56 in Prenzlau als Chef des dortigen Infanterieregiments aufhielt. Außerdem eine Sammlung von meist kleinen Innungsläden (Abb. 262) und Innungsdiplomen, schließlich Urkunden mit Siegeln und Pläne sowie Ansichten von Prenzlau und anderen Orten der Uckermark.

Im *Rasino* zwei Schlachtgemälde von Becker (Bionville und Alsen).

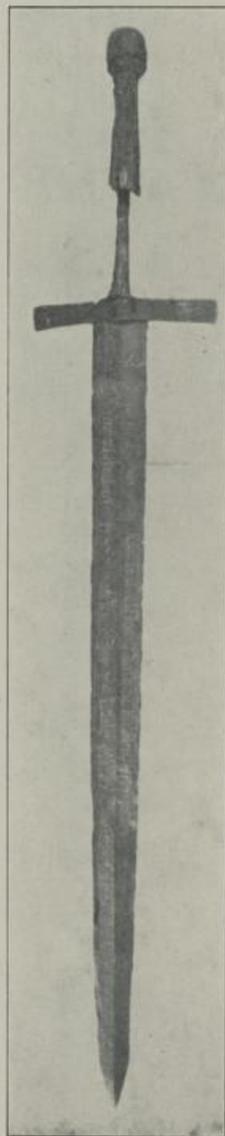
Bemerkenswerte **private Sammlungen** von kunstgewerblichen Gegenständen sind die im Gasthof „Deutsches Haus“, hauptsächlich Zinn, Steingut und Möbel. — Einige Möbelstücke auch bei Dr. Niemer, z. B. Truhen aus dem 18. Jahrhundert.

Besonders wertvoll sind die im Besitz von Fräulein Kamzow befindlichen beiden Kommoden in Rokokocharakter, breit gehalten, mit reichen Intarsien und Beschlägen, deren eine Tafel 43 wiedergibt.

Im Besitz von Pfarrer Dr. Ohle u. a. ein spätgotischer, ursprünglich bemalter hölzerner Kreuzifixus, 95 cm hoch; an den Enden des Kreuzes in vier Rundschilden die Evangelistenzeichen (Abb. 263). Ferner ein einfacher Schmiedeeisenleuchter für zwei Kerzen, 30 cm hoch; etwa 15. Jahrhundert (Abb. 264).

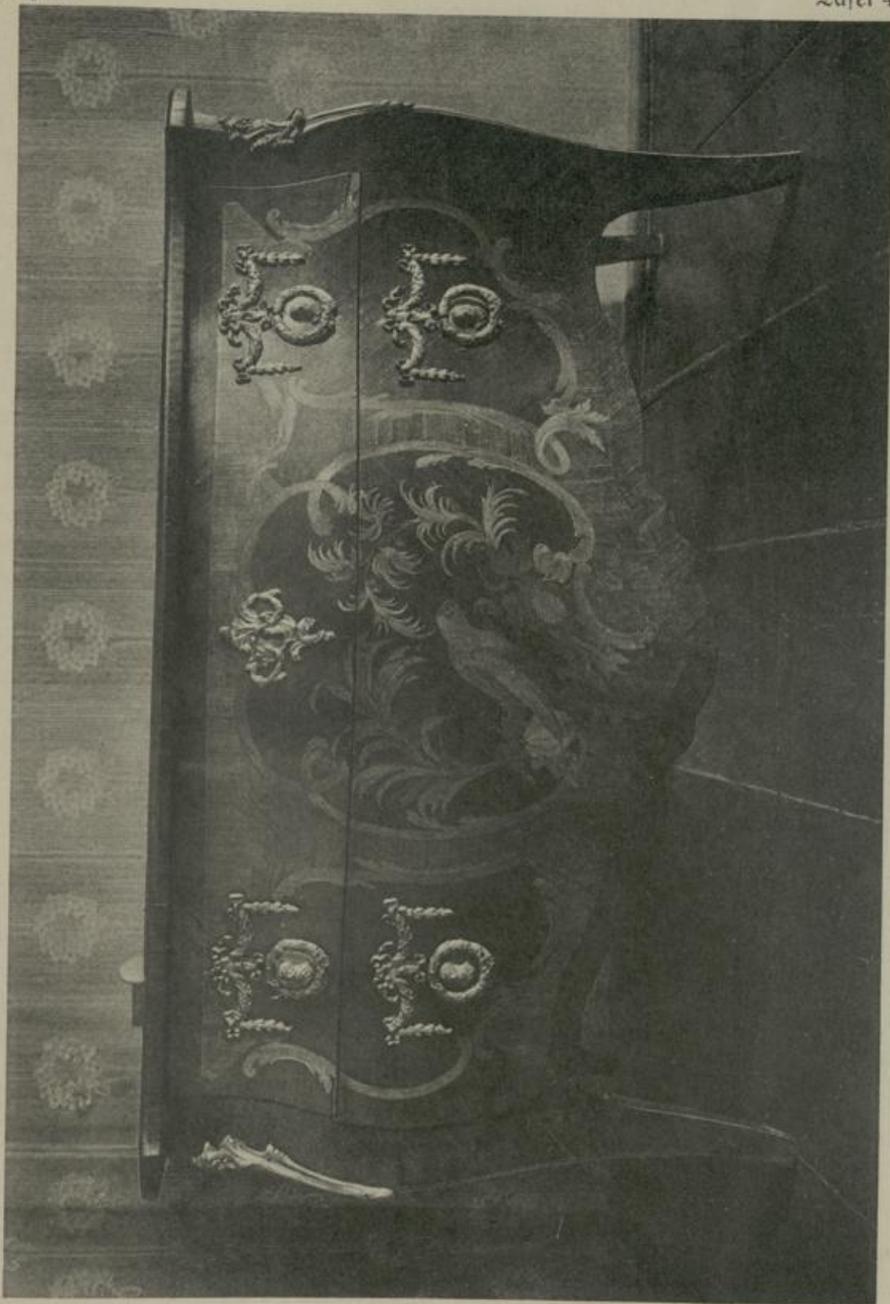


Abb. 264. Prenzlau.
Schmiedeeisener Leuchter im Besitz
von Pfarrer Dr. Ohle.



Prenzlau. Bruchstücke des Roland. (Im Uckermärktischen Museum.)

11/11/11



Prenzlau. Truhe (im Besitz von Fr. Kamzow)

